Joh. Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen.

Von

Johannes Janssen.

[illegible]

Joh. Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften.

Mit Portrait und Facsimile.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1869.

[illegible]

Das größere Werk des Herrn Verfassers ist unter dem Titel erschienen:

Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften.

Durch

Johannes Janssen.

Mit Porträt und Facsimile.

Drei Bände. gr. 8°. LXIII und 1498 S.

Preis: Thlr. 5. 20 sgr. — fl. 9. 48 kr.

Es liegen uns im Ganzen siebenundzwanzig eingehende Recensionen des obigen Werkes in Organen von verschiedener religiöser und politischer Richtung vor, welche sich alle gleichmäßig günstig über dasselbe aussprechen. Außer den unten verzeichneten Urtheilen verweisen wir z. B. auf Wilhelm Wattenbach's Recension in den Heidelberger Jahrbüchern 1868, Nr. 36; auf die von A. Reichensperger im Organ für christliche Kunst 1868, S. 145—149; auf die Kreuzzeitung 1868, Nr. 131, Beilage; Schweizer Blätter für Wissenschaft, Kunst und Leben 1868, Februar- und Märzheft; Würzburger Chilianeum 1868, Maiheft; Kölnische Blätter u. s. w.

„Die deutsche Literatur enthält schon eine große Zahl bedeutenderer Briefsammlungen ... die vorliegende steht durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit, so wie durch die Tiefe und Schönheit ihres Gehalts so hoch, daß sie die meisten der schon bekannten weit überragt ... Das ganze Lebensbild Böhmer's ist mit einer ebenso tiefen und umfassenden Kenntniß seines ganzen reichen Gehaltes, als mit der größten Gewandtheit, Sicherheit und Klarheit in der Beherrschung des Materials entworfen und ausgeführt."

(R. Gottschall's Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrg. 1868, Nr. 44 u. 45.)

..."Es darf jetzt geradezu behauptet werden, daß zur Stunde keine andere Nation eine gedruckte Briefsammlung aufweisen könnte von dem eigenthümlichen Werth und Gehalt, wie ihn Böhmer zu geben wußte. Wollte man es darauf anlegen, eine Anthologie genialer oder didaktischer Stellen zu sammeln, die Wahl thäte wehe, doch der Verfasser hat seinem Werk ein so genaues Inhaltsregister beigegeben, daß die Ernte nicht mühsam wird... Höchst willkommen ist auch das vollständige Namenregister zu allen drei Bänden, wo man z. B. auf den ersten Blick beisammen hat, was Böhmer da und dort über die Boisserée's, über Chmel, Göthe u. s. w. geschrieben. Auch eine Zeittafel über Böhmer's Leben und Schriften gewährt einen leichten und raschen Blick auf die gesammte bewunderungswürdige Rührigkeit des Mannes, so daß nichts unterlassen wurde, dem Leser das immense Detail des Werkes so viel möglich in der Uebersicht und im Schlagwort darzulegen."

(Bonner Theolog. Literaturblatt 1868, Nr. 15.)

"Erst seit Janssen's mit liebevoller Hand gezeichnetes Lebensbild, begleitet von dem Commentar von sechsthalbhundert Briefen des Verstorbenen, vor uns liegt, hat man einen vollständigen Ueberblick sowohl über die Riesenarbeit Böhmer's, als auch über die Summe von Geist und Talent, von Bestrebungen und Anregungen, von Gemüth und Charakter, die in diesem seltenen Manne vereinigt war. Die Biographie, die nicht nur mit großer Sorgfalt, sondern auch mit künstlerischem Geschick und Geschmack geschrieben ist, führt uns in lebendiger Darstellung die äußern Umstände von Böhmer's Leben vor Augen; sie entwirft, überall auf die ersten Quellen zurückgehend, ein anschauliches Bild der Frankfurter Zustände am Ende des 18. und am Beginn unseres Jahrhunderts; sie schildert uns die Eltern und Lehrer Böhmer's, und großentheils mit dessen eigenen Worten die ersten Eindrücke, welche das Leben auf den begabten Knaben hervorgebracht, den Bildungsgang, den der strebsame Jüngling zurückgelegt. Sie begleitet ihn nach Italien und führt uns ein in den geistvollen Kreis deutscher Künstler und Gelehrten, der in Rom, schwelgend in dem Studium der Antike und mächtig berührt von den großen Traditionen der Kirche, eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft zu begründen begann. Dann wieder öffnet sie uns die Thüre

des stillen ernsten Arbeitszimmers, in welchem der zum Manne gereifte Böhmer mit klarem Blick und festem Entschluß seine bahnbrechenden Werke schuf; sie läßt uns, mit Hülfe der Briefe und hinterlassenen Aufzeichnungen und Tagebücher, einen Blick thun in Kopf und Herz des Gelehrten, in seine innersten Kämpfe und Zweifel; sie führt uns die Entstehung eines seiner Werke nach dem andern vor, belehrt uns über die unendlichen Mühen und Opfer, unter denen sie entstanden, über ihren Werth und ihre Bedeutung, über das ihnen gewordene Lob, die ihnen zugewandte Theilnahme, die ihnen in den Weg gestellten Hindernisse. Endlich zeigt sie uns den müden Greis, wie er am Ende seiner Tage, gebrochenen Körpers und gebeugten Muths, aber doch noch voll neuer Entwürfe und Vorsätze in frommem Sinn auf ein gut angewandtes Leben zurückblickend, mit starkem Gottvertrauen seine Seele in die Hände des Schöpfers zurückgibt."

(Allgem. Zeitung 1868, Nr. 172.)

„Durfte man bisher von dem unvergeßlichen ‚Regestenvater' sagen, er sei mehr genannt als gekannt: so wird das fortan nicht mehr gelten können, denn die vorliegenden Bände wird zuversichtlich kein Geschichtsfreund ungelesen lassen, wenn er auf den Namen Geschichtsfreund noch ferner Anspruch machen will ... Man darf deren Inhalt unbedingt zu dem Werthvollsten zählen, wenn nicht geradezu als das Werthvollste bezeichnen, was der Büchermarkt seit langer Zeit den Freunden der deutschen Geschichte gespendet hat ... Wir erhalten von dem vielgenannten und weniggekannten Mann nach allen Richtungen seines Denkens und Fühlens, Thuns und Wirkens hin ein Bild, das an treuer Wahrhaftigkeit wie an anschaulicher Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt ... Es gibt in der That nur wenige Biographien, welche das Bild ihres Helden mit einem eben so großen Maße von genauer Kenntniß, pietätvoller Weihe und historischer Unparteilichkeit entworfen und in den Rahmen einer so anmuthigen Darstellung gefaßt haben..."

(Literarischer Handweiser 1868, Nr. 69.)

„Es wird kein literarisches Werk genannt werden können, welches besser geeignet wäre, nicht bloß Studirende und jüngere Gelehrte in die geschichtlichen Studien, sondern überhaupt alle jüngere Männer von höherer Erziehung in die Kenntniß der vaterländischen Geschichte nicht bloß, sondern

in einem viel weiteren Kreise in die Kenntniß unserer politischen, literarischen, künstlerischen und socialen Zustände der Gegenwart einzuführen und ihnen zu deren Auffassung und Beurtheilung einen sicheren sittlichen Maßstab zu geben. Aber auch der reifere Mann, jeder Zeitgenosse Böhmer's, wird hier einen reichen Schatz von Belehrung, Aufklärung, Erinnerung und Anregung finden, wovon er Vieles als ein Besitzthum für immer, Alles als Genuß einer höchst interessanten und werthvollen Lectüre sich aneignen wird."

(Karl Zell im „Katholiken" 1868, 2. Heft.)

„Vorstehendes Werk verdient als eine nach Gehalt und Form bedeutende Erscheinung auf dem Felde neuerer Biographik eine ganz besondere Beachtung, die wir ihm auch in unserem Blatte zu Theil werden lassen wollen... Wir wüßten kaum ein anderes neueres biographisches Werk zu nennen, aus welchem so vielseitige Belehrung zu schöpfen wäre. In dieser Vielseitigkeit liegt auch das bedeutendste Interesse der Sammlung von über 550 Briefen an Männer, wie Freiherrn von Stein, Pertz, Raumer, Cl. Brentano, Jakob Grimm, Chmel, Stälin, Görres u. s. w., worin wahre Goldkörner ausgestreut sind für historische Forschung und deren Methode, für Kunst und Literatur u. s. w."

(Nordd. Allg. Zeitung 1868, Nr. 161.)

„Der Verfasser, durch jahrelangen Umgang mit dem Verewigten auf seine wichtige Aufgabe vorbereitet, hat dieselbe mit einem innigen Verständniß und einer ängstlichen Treue erfüllt, die sein Werk zum Muster eines deutschen Gelehrtenlebens für alle Zeiten erhebt. Vor Allem möchten wir darauf selber ein Wort anwenden, welches Lappenberg seiner Zeit über die berühmten Kaiserregesten geäußert hat: Ich weiß nicht, was mir an dem Werke lieber ist: das, was es gibt, oder das, wozu es die Kraft der Anregung für alle Zukunft in sich trägt und Männer von vaterländischer Gesinnung zu ernster Thätigkeit anspornt."

(Hist.-pol. Blätter, Bd. 63, Heft 6 u. 7.)

Freiburg, September 1869.

Herder'sche Verlagshandlung.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Fr. Böhmer.

Joh

eben

Joh

Joh. Friedrich Böhmer's
Leben und Anschauungen.

Von

Johannes Janssen.

Bearbeitet nach des Verfassers größerem Werk:

Joh. Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1869.

‚Für Volk und Vaterland! sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun, was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde.‘

Böhmer, im Jahr 1829.

‚Böhmer war der reinste Patriot, die deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf Jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, daß sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in den Gedanken an das deutsche Gesammtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht.‘

Döllinger.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Erstes Buch: Lehrjahre.

I. Im Elternhause zu Frankfurt am Main. S. 1—17.

II. Auf der Universität zu Heidelberg und Göttingen. S. 17—43.

Zweites Buch: Studien und Anschauungen über Kunst und Literatur.

I. Nationale und christliche Kunst. S. 66—89.

II. Deutsche und auswärtige Literatur. S. 89—126.

Drittes Buch: Wissenschaftliche Wirksamkeit für vaterländische Geschichte.

I. Wie er zum Studium der Geschichte gekommen. S. 127—143.

II. Grundlegende Arbeiten für deutsche Reichs- und Particulargeschichte. S. 143—161.

IV. Erneuerte Kaiserregesten. S. 192—234.

[1] So muß es im Text S. 231, Zeile 13 v. u. heißen statt „müßiger zu sein".

Viertes Buch: Anschauungen über Kirche und Staat.

I. Christenthum und Kirche. S. 235—291.

II. Politik und öffentliches Leben. S. 291—342.

Schluß.

Zur allgemeinen Charakteristik Böhmer's. S. 343—358.

Erstes Buch: Lehrjahre.

I. Im Elternhause zu Frankfurt am Main.

Johann Friedrich Böhmer's Familie, lutherischer Confession, stammte aus Zweibrücken, wo sein Großvater Johannes Böhmer das Amt eines herzoglich Pfalz-Zweibrückischen Kammerraths bekleidete und ‚wegen Arbeitstreue und strenger Rechtlichkeit' bei seinem Herrn in hohem Ansehen stand. ‚Wahrheitsmäßig', so schrieb lange nach dem Tode des Mannes ein Mitglied der herzoglichen Familie, ‚muß von Kammerrath Böhmer ausgesagt werden, daß er, obschon mit Glücksgütern wenig gesegnet und die Familienkosten nur mit Mühseligkeit bestreitend, dennoch gar menschenfreundlich durch Geben sich bezeugete und insonderheit durch unentgeltliche Hülfeleistung bei obwaltenden Prozessen der Armen, Wittwen und Waisen sich in der ganzen Umgegend eine sehr löbliche Reputation erwarb.' Unter seinen Söhnen widmete sich Karl Ludwig (geb. am 29. August 1744), der Vater unseres Johann Friedrich Böhmer, gelehrten Studien, und dieser erzählte später oft seinen Kindern, wie sehr er von Jugend auf an Ernst und Thätigkeit gewöhnt worden. ‚Als ich in die Welt trat', sagte er, ‚und mich selbst durcharbeiten sollte, brachte ich aus dem Elternhause als bestes Erbgut und als Richtschnur für's Leben zwei Grundsätze mit, nach denen handelnd ich mich auch in traurigen Tagen, bei schlechten Aussichten, glücklich befunden', und diese Grund-

sätze hießen: ‚wer mit Gott arbeitet und demüthig nicht zu hoch hinausfliegen will, aber ein festes Ziel hat und alle Kräfte anstrengt, der erreicht dieses Ziel‘ und ‚Fürchte den Schlechten nicht, wenn er auch noch so hoch steht.‘ Nachdem Karl Ludwig seine juristischen Studien auf der Universität Straßburg, wo er den größten Theil der Kosten seines Unterhaltes mühsam durch Privatunterricht und durch Arbeiten bei einem Notar bestreiten mußte, vollendet hatte, praktizirte er viele Jahre als Advokat in Zweibrücken, und auf diese Zeit zurückblickend durfte er, dreiundsiebenzig Jahre alt, kurz vor seinem Tode von sich sagen, daß er stets dahin gestrebt habe: ‚das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waisen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen.‘ ‚O, ein edles Gefühl‘, heißt es in einem seiner Briefe, ‚entflammet hier die reine Seele, die sich bei solchen Handlungen um so mehr erhebet, als sie zugleich die scheußlichen Plane derer Unwürdigen, Niederträchtigen vereitelt, welche unter dem Scheine des Rechtens, um Gold gedungen, sich die größeste Anstrengung unermüdet geben, das Recht zu beugen. Gegen diese Vertheidigung zu übernehmen, erreget ein Gefühl seiner eigenen Würde . . . mir war es das seeligste, das beglückendste. Ohne Vermögen, ohne Unterstützung von Freunden, ohne Verwandtschaft habe ich diese Bahn betretten, auch schüchtern nur und alleinig durch den Zuspruch meines ältesten Bruders gestärkt. Ich mußte um das liebe Brod arbeiten, weil ich von meinen Eltern keine Unterstützung erhalten, noch annehmen konnte, und sehe an dem Ziele meiner Tage mit beruhigendem Bewußtsein auf die Vergangenheit zurück, nie ein Vertheidiger einer von mir erkannten schlechten Sache geworden zu sein, wenn man mir auch zu der Zeit Gold anbote, in welcher ich keinen Heller zu entübrigen, vielmehr

Mangel hatte. Gott hat mein Bemühen gesegnet . . . und ich genoß das Glück, meine Eltern zu unterstützen.'

Im Jahre 1772 übernahm Karl Ludwig Böhmer das Amt eines rheingräflichen Hofrathes in Grumbach und Wörstadt und verheirathete sich mit Caroline Stumm, der Tochter eines Schlossermeisters in Zweibrücken, mit der er sieben Jahre lang in glücklichster, wenngleich kinderloser Ehe lebte. Als die Franzosen zur Revolutionszeit die Rheingrenzen überschritten, flüchtete er sich mit seinem Herrn und den meisten übrigen Beamten auf das rechte Ufer und verweilte einige Zeit in Wetzlar, wo er im Jahre 1792 seine zweite Ehe mit Juliane Wilhelmine von Hofmann, einer Tochter des strengreformirten Reichskammergerichtsprocurators Caspar Friedrich von Hofmann, einging. Der Reichskammergerichtsprocurator, dem es einleuchtend geworden, daß die französische Herrschaft keine vorübergehende sein werde, rieth dem Schwiegersohn, ‚seine Gedanken an die linksrheinische Heimath aufzugeben und in Frankfurt am Main einen neuen Wirkungskreis zu suchen.' Hofmann hatte hier, mit der Führung der reichsstädtischen Geschäfte beim Reichskammergericht betraut, manche Verbindungen und dadurch wurde es dem Hofrath Böhmer, der sich ohnehin ‚als tüchtiger Jurist und Geschäftsmann zu erproben bald Gelegenheit fand', doppelt leicht die wichtige Stelle eines Canzleidirektors zu erhalten, welche in der Reichsstadt öfters mit Auswärtigen besetzt wurde.

Böhmer miethete sich auf dem großen Hirschgraben F. 71, neu 17, ganz nahe bei Göthe's Geburtshaus in einem altfränkisch soliden, mit starken bauchigen Eisengittern vor den Fenstern des Erdgeschosses versehenen Hause ein, und hier erblickte unser Johann Friedrich, nachdem das erste Kind der Ehe am 13. December 1793 gestorben war, am 22. April 1795 das Licht der Welt. An seinem Geburtstage gab der

Vater dem Reichskammergerichtsprocurator die Versicherung, er wolle: ‚von heute ab täglich aus vollem Herzen zu Gott bethen, damit das kräftige, obwohl sehr unruhige Kind erhalten bleibe, und des Großvaters würdig in Rechtlichkeit und Thätigkeit zum Besten seiner Nebenmenschen und des schwergedrängten Vaterlandes wirke.‘ Später wurde die Ehe noch mit drei Kindern gesegnet und mit diesen wuchs Johann Friedrich im stillen und gleichförmigen Leben der Familie heran und empfing von der Mutter, einer zwar durch geistige Befähigung nicht besonders hervorragenden, aber doch verständigen Frau von gemessenem aristokratischem Charakter, die von Jugend auf in häuslicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, die ersten Eindrücke der Bildung. Im Hauswesen, dem die Mutter mit einer fast peinlichen Ordnungsliebe vorstand, zeugten Lebensordnung, Tisch, Kleidung und Möbel von der größten Einfachheit und Genüglichkeit: der Bedarf an Brod und Kuchen wurde, wie es damals in den bürgerlichen Familien Sitte war, im eigenen Hause verfertigt und Johann Friedrich sprach öfters davon, wie er als Kind der Mutter beim Kuchenbacken behülflich gewesen; treu an der hergebrachten Familienordnung festhaltend, wurden an bestimmten Tagen bestimmte Speisen aufgetragen, an den Freitagen z. B. und an den altkatholischen Vigilien wurde in der lutherisch-reformirten Familie kein Fleisch gegessen, nicht aus kirchlichen Gründen, sondern weil es so ‚gebräuchlich‘, und ebenso ‚gebräuchlich‘ war die Hauskatze das einzige sorgsam gepflegte Hausthier. Obwohl die Eltern wohlhabend waren und das Amt des Vaters ein ansehnliches Einkommen abwarf, so war doch die äußerste Sparsamkeit ‚Familiengesetz‘. Nur im Almosengeben wurde nicht gespart und der Vater ließ verschämten Armen nicht bloß in Frankfurt, sondern auch in seiner früheren Heimath reichliche Unterstützung zukommen, und Almosen, so predigte der

gemüthstiefe Mann seinen Kindern, ‚bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbsten unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbsten entzogen hat.‘

Ein ferneres Familiengesetz war die völlige Zurückgezogenheit von der Welt. Dem Vater, der ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete und mit den Kindern fast nur bei Tisch verkehrte, waren alle lauten Vergnügungen verhaßt; weder besuchte er, noch gab er Gesellschaften, und von gleicher Sinnesart hielt sich auch die Mutter, die ‚still und in sich gekehrt, von einem Ernst und einer Strenge war, die weit über ihre Jahre gingen‘, von allen gesellschaftlichen Berührungen fern und fühlte sich in einer irgend lebhaften Umgebung niemals wohl.

Und so abgeschlossen wie die Eltern lebten, wurden auch die Kinder erzogen. Sie sahen das ‚Elternhaus gleichsam für eine verriegelte Burg‘ an und waren schon ziemlich herangewachsen, ehe sie irgend etwas von dem bunten Treiben der Handelsstadt bemerkten. Seit December 1804 besuchte Johann Friedrich das damals blühende Privatinstitut Habermanns im Mainzerhof am Bockenheimerthor und dorthin wurde er nun jeden Tag beim Beginn des Unterrichts vom Hausdiener begleitet und am Schluß des Unterrichts abgeholt, und dieß waren seine einzigen gewöhnlichen Gänge, die ihn mit der Außenwelt in Berührung brachten. Sonntags kam noch der Gang zur Kirche hinzu, wohin ihn die Mutter mitnahm. Wie oft hat er erzählt, daß er über elf Jahre alt gewesen, als ihn der Vater (im Frühsommer 1806) zum erstenmal an den Main führte, von dem ihm ‚bis dahin nur bekannt war, daß er an der Stadt vorbeifließe.‘ Der Tag blieb ihm stets in süßester Erinnerung. Als er am Flusse auf- und abwandelte und seine Blicke über das jenseitige Ufer nach dem Mühlberg schweiften, wo

sich die herrlichste Blüthenpracht entfaltete, ergriff ihn plötzlich eine tiefe Sehnsucht nach der Natur und er fing zu weinen an und kam im Innersten erregt nach Hause. Das war nun für die besorgte Mutter Grunds genug ähnliche Spaziergänge für das ganze Jahr zu verhindern, ‚da die Luft dem Knaben nicht wohlthue‘, und dieser mußte sich, wenn er ‚hinaus‘ wollte, mit dem kleinen Garten hinter dem Hause begnügen, wo er zum Andenken an den Spaziergang am Main ein Bäumchen pflanzte, über dessen Wachsthum seine Aufzeichnungen berichteten. Wehmüthig blickte er oft aus einem Zimmer im zweiten Stocke des Hinterhauses über die Stadtmauern in's Freie.

Doch mit dem Jahr 1807 traten freudige Ereignisse in seinem Jugendleben ein, denn damals war es, wo er nach Meldung seines noch vorliegenden Tagebuchs: ‚den 13. Febr. zum erstenmal zum Thor der Stadt Frankfurt am Main hinausging; es war das Galgenthor, an einem Freitage.‘ Und noch mehr. ‚Onkel Georg‘ (der Bruder der Mutter, der spätere General von Hofmann), der auf Besuch kam, führte ihn in den Kaisersaal und durch die Judengasse und verschaffte ihm ‚eine Theilnahme an dem Frankfurter Pfingstvolksfeste, an welchem alle Stände, bunt unter einander gemischt, unter den hohen Linden der Pfingstweide dem sogenannten Kühtanze, zu Ehren des festlich geschmückten Stiers, und der Speisung der armen Kinder beiwohnten und dann, hingelagert bei Gesang und fröhlichem Trunke, sich der wiedererstandenen Natur erfreuten.‘

Johann Friedrich war also fast zwölf Jahre alt, als er den ersten Gang außerhalb der Stadt machen durfte, natürlich nicht allein, ‚da das Alleingehen für Kinder unschicklich‘, sondern in Begleitung der Eltern, die sich bald darauf einen großen Garten in der Nähe der Pfingstweide ankauften. Welch' eine Freude für den Knaben, wenn dorthin Sonntags

ein ‚Ausflug‘ gemacht wurde. Alte Frankfurter erinnern sich noch, wie dann der Canzleidirektor in altfränkischer Tracht mit sorgsam gepflegtem Zopf, seine Frau am Arm, durch die Straßen eilte. Hinter den Eltern, in gemessener Entfernung, gingen die beiden Söhne: Johann Friedrich kerzengerade, kurzen schnellen Schrittes, den er auch im spätern Leben beibehielt, sein jüngerer Bruder in etwas nachlässiger Haltung, beide überaus säuberlich gekleidet (die Nankinghose war für Vater und Söhne ‚gebräuchlich‘ und blieb es für Johann Friedrich bis zu seinem Tode), mit feinen breit umgelegten Hemdskragen, ohne Mütze, mit langen bis auf die Schultern herabhängenden Haaren.

Alle diese Jugendeindrücke haben unsern Böhmer durch das Leben geleitet. Ordnungsliebe, Sparsamkeit, christliches Wohlthun wurden Grundzüge seines Wesens und stets bewahrte er den Sinn für stille zurückgezogene Häuslichkeit. Er freute sich, daß er im Treiben größerer Gesellschaften, die ebenso langweilig, als zeitraubend seien, niemals sich heimisch gefunden, aber er äußerte doch oftmals, daß die Art seiner Erziehung für ihn auch große Schattenseiten gehabt habe. Fern gehalten von allem Verkehr mit Andern, sei das Selbstvertrauen zu wenig in ihm ausgebildet worden, und dieß habe eine Verzagtheit bewirkt, zu der später, als er sich in freier Stellung befunden, als Gegensatz der Trutz gekommen: ‚und Trutz und Verzagtheit‘, sagte er, ‚konnte ich so schwer in's rechte Gleichgewicht, zu einer inneren Versöhnung bringen.‘ Noch im Jahre 1852 schrieb er sich in einer trüben Stunde die Worte nieder: ‚Bei meiner Bildung wurden gewagte Wege eingeschlagen. Von allen andern Menschen wurde ich zurückgehalten und auf mich selbst zurückgestoßen, dabei aber im Selbstvertrauen erschüttert.‘ ‚Was konnte es mir nützen‘, heißt es ein andermal, ‚daß mein Vater mich während meiner Universitätsjahre

ermahnte, daß ich die in meiner Jugenderziehung gelassene Lücke ausfüllen, meinen Mangel an Entschlossenheit, meine Blödigkeit im Verkehr überwinden müsse: damals war es zu spät. Unentschlossenheit und Blödigkeit, diese Früchte meiner Erziehung, haben bewirkt, daß ich im Leben mir so viele Zeit durch Allotria habe rauben lassen, die ich zu ernstem Thun hätte verwenden können und mögen.' So klagte Böhmer zu einer Zeit, wo sein ganzes Leben in seiner Arbeit aufging.

Besonders charakteristisch für seine Erziehung ist eine Aeußerung in einem Briefe vom 21. Mai 1825: ‚Ach, es gab der Freudentage so wenige in meiner Jugend, der eigentlich eine harmlose Kindheit gefehlt hat. Die Eltern liebten mich innig, aber ich mußte mich in der Jugend doch oftmals fragen: ist denn die Liebe stets so ernst, so strenge? Und doch bin ich so dankbar dafür, daß man mich von frühe auf zur Arbeit und geregelten Thätigkeit angehalten und mich dadurch vor so Vielem bewahrt hat, was sittlich beschmutzen konnte.'

‚Ernst und Arbeit war das Losungswort.' Nur eine kurze Zeit des Spieles ward den Kindern verstattet, kein heftiger Ausbruch des Gefühls, weder der Freude noch der Trauer, wurde geduldet, selbst die wenigen Familienfeste trugen einen so ernsten Charakter, daß Böhmer eine gewisse Scheu, die er im spätern Leben vor solchen Festen hegte und nur mit Mühe überwinden konnte, diesen Jugendeindrücken zuschrieb. Alles im Hause war auf das Solide und Tüchtige gerichtet, und als Johann Friedrich einmal vom Vater bei der Lectüre eines Dichters ertappt wurde und tief ergriffen von dem Gelesenen mit hochrothen Wangen dastand, nahm ihm dieser unwillig das Buch weg und sagte: ‚Laß den poetischen Firlefanz bei Seite. Das Leben ist Arbeit, keine Poesie.' ‚Ich habe das Leben', schrieb der

Canzleidirektor dem Schwiegervater, ‚als Arbeit kennen lernen und in der Arbeit mich glücklich befunden. Dessenwegen halte ich darauf, daß auch meine Kinder schon im jugendlichen Alter in der Arbeit ihre Freude finden und nie vergessen: Labor improbus omnia vincit (unverdrossene Arbeit wird Herr über Alles). Dann kömmt der Reitz des Lebens von selbsten, der in dem Bewußtsein gethanener Pflicht mehr als in allem andern besteht.'

In demselben ‚Geiste des Ernstes und der Arbeit' wirkte der Großvater in Wetzlar auf den Enkel ein, und dieser durfte sich rühmen ‚gegen den verehrungswürdigen Mann sich stets so folgsam erwiesen zu haben', daß er ihn ‚mehr als einmal seinen Liebling nannte'. ‚Mein Großvater, der Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann', heißt es in einem Briefe Böhmer's, ‚genoß als praktischer Jurist und als Schriftsteller in Deutschland einen großen Ruf und war in meinen Augen ein echter Repräsentant altdeutscher Treue und Kernhaftigkeit. Unvergeßlich bleibt mir der Moment, wo er mir in meiner Knabenzeit die von ihm gesammelten und in Druck gegebenen Familiennachrichten mit den Worten schenkte: Fritz, vertrau auf Gott und handle wie deine Voreltern.' Was Hofmann darunter verstand, besagt die Vorrede dieser Schrift, wo es heißt: ‚Das was ich von meinen Vorfahren (von zwei Jahrhunderten her aus Urkunden, aus gedruckten und ungedruckten Schriften) erzähle, enthält keine glänzenden Grosthaten. Es waren Leute, die ohne Geräusch würkten und der Welt nützlich waren. Für Euch, meine Lieben, muß es immer herzerhebend seyn, daß bei meinen Vorfahren Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit herkömmlich und Familientugend war. Keine niedrige Seele hat sich unter sie verirrt. Sie waren keine reichen Leute, keine Parvenüs, sondern bei ihrem Stande und mäßigen Glücke hergekommen. Macht es Euch aus ihrem Leben und

aus ihrem Nachruhme zur Maxime eures Lebens: Siehe zu, daß du einen guten Namen behältst, der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Goldes. Ein Leben, es sey wie gut es wolle, so währt es eine kleine Zeit; aber ein guter Name bleibt ewig.'

Aus dem zeitweiligen Verkehr mit dem Großvater erinnerte sich Böhmer gern und lebhaft mancher Einzelheiten, die für sein ganzes Leben wichtig geworden. Als er einmal mit der Mutter in Wetzlar war, sagte ihm der Großvater: ‚Sei sparsam mit der Zeit, denn sie ist unser kostbarstes Erdengut; einem Menschen, der seine Zeit vergeudet, traue ich nie.' Er führte ihn dann in sein Arbeitszimmer und zeigte ihm ein Buch, Protokollbuch betitelt, worin seine Beschäftigung für jede Stunde eines jeden Tages verzeichnet wurde, und ermahnte ihn, daß auch er, um sich selbst zu controliren, an Führung eines solches Tage- und Stundenbuches sich gewöhnen solle. Und Johann Friedrich legte sich seitdem ein solches ‚Protokollbuch' an, worin er täglich aufschrieb: welche Unterrichtsstunden er empfangen, welche Bemerkungen des Lehrers ihm besonders wichtig erschienen, worüber er gelesen, was der Vater bei Tisch erzählt u. s. w. und er hatte große Freude, als der Großvater, dem er diese Bücher nach Jahresfrist vorlegte, über seinen Fleiß und Ordnungssinn sich mit vollster Zufriedenheit aussprach. Böhmer legte dieser fortgesetzten Controle über die Anwendung der Zeit und was darin bemerkenswerthes vorgekommen, für seine spätere Entwickelung eine große Bedeutung bei, ‚nur soll man nicht', ermahnte er einen Jugendfreund, ‚die Gefühlswelt und überhaupt, was uns im Innersten bewegt, in Tagebüchern verzeichnen wollen, weil dieß zur eitlen Selbstbespiegelung führt.'

Noch ein anderes Vorkommniß wurde folgenreich für den Knaben. Der Großvater, der selbst gern von Kaiser

und Reich erzählte, gab ihm allerlei Bücher über deutsche Geschichte des Mittelalters und examinirte gelegentlich über das Erlernte. Als er diesem nun einmal über die Schlacht auf dem Lechfelde vortrug und auf die Frage, wann die Schlacht gewesen und wo das Schlachtfeld liege, nichts zu antworten wußte, sagte der Großvater mit unwilligem Tone: ‚Dann hilft dein Lernen nicht viel; wenn du von geschichtlichen Thatsachen nicht das Wann und das Wo weißt, so weißt du nichts Bestimmtes.' Das wirkte. Johann Friedrich fertigte sich seit jenem Examen Tabellen an mit genauer Bezeichnung von Zeit und Ort für die einzelnen geschichtlichen Ereignisse, er gewann Lust an solchen Arbeiten, und nachdem er schon Doctor geworden, klangen ihm die Worte des Großvaters noch immer in den Ohren. ‚Wer weiß', äußerte er wohl, ‚ob nicht sie den ersten Anstoß gegeben haben, daß ich Regestenarbeiter geworden bin.' —

Nach Beendigung des Lehrcursus in dem erwähnten Hadermann'schen Institute wurde Böhmer durch Privatunterricht im Lateinischen für das Gymnasium der Vaterstadt vorbereitet, welches er dann im Herbst 1809 bezog.

Inzwischen waren in den öffentlichen Verhältnissen Frankfurts gewaltige Veränderungen eingetreten, die auf seine Erziehung und auf seine spätere geistige Richtung und Thätigkeit, auf seine Anschauungen, Zuneigungen und Abneigungen einen großen Einfluß ausübten und deßhalb unsere besondere Beachtung verdienen.

Die alte ehrwürdige Reichs- und Krönungsstadt am Main hatte seit vielen Jahrhunderten unter den deutschen Städten eine sehr hervorragende Stellung eingenommen; sie war der Hauptmarkt Europas, der natürliche Mittel- und Herzpunkt des deutschen Lebens, zählte die reichsten Handelshäuser mit sprüchwörtlich gewordener Solidität, und nur an wenigen Orten in Deutschland besaß der Bürgers-

mann und Handwerker einen größeren Wohlstand und ‚ein so volles Gefühl von Zufriedenheit und behäbiger Freude'. Fortwährend hatte sich das bürgerliche Leben in ernsten, strengen Formen bewegt, und ein Reisender aus Leipzig charakterisirte im Jahre 1791 den Frankfurter ‚Reichsbürger' trefflich mit den Worten: ‚Er ist ein wohlhabender, thätiger, biederherziger, aber etwas eckiger und nicht selten derber Kamerad; er hat eine heilige Scheu und Achtung vor dem Angeerbten, Hergebrachten, eine unverbesserliche Abneigung gegen alle neue Aufklärung' — soll heißen: was man damals so nannte — ‚er sonnt sich gerne im Glanz und Ruhm seiner Stadt, wo ihm Alles besser dünkt, als irgend anderswo, und ist vorzüglich stolz auf deren Verfassung, die er mit nichts in der Welt vertauscht.'

Wie wohlbegründet dieser Stolz war, zeigte sich gleich im folgenden Jahre, in welchem die Reichsstadt in ihrer alten Verfassung mit Ehre und Ruhm die ersten Stürme der französischen Revolution bestand. Als damals General Cüstine (am 23. Oktober 1792) in Frankfurt erschien und an allen Straßenecken Proclamationen anschlagen ließ, welche zum Sturz der Throne und zur Vernichtung der verkommenen Aristokratie aufforderten, fand er hier lauter ‚Feinde der welschen Freiheit,' und die Frankfurter erwiesen sich bei der Befreiung ihrer Stadt von den Franzosen so tapfer und zugleich so menschenfreundlich gegen die wehrlos gewordenen Feinde, daß der preußische König Friedrich Wilhem II. zu wiederholten Malen ihren Bürgermuth und Biedersinn rühmte. ‚Hier gibt's weder Jakobiner, noch Fürstenknechte', so konnte mit Recht ein Mitglied des Rathes zu einem Hochgestellten aus der königlichen Umgebung sagen, ‚sondern gottesfürchtige Christen und freie Bürger, die Keinem seine Herrlichkeiten mißgönnen und nur wünschen, daß man sie selbst in ihrer Ruhe belasse.' Doch diese Ruhe wurde seitdem durch

die Kriegsereignisse fast in jedem Jahre gestört. Zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses im Jahre 1803 war die Stadt allerdings noch als ein freies, selbstständiges Gemeinwesen anerkannt worden, aber schon damals wartete Napoleon in seinem Haß gegen die unabhängige republikanische Gesinnung der Reichsbürger nur auf eine passende Gelegenheit, um dieser Freiheit und Selbstständigkeit ein Ende zu machen. Nachdem er Oesterreich niedergeworfen, ließ er durch den Marschall Augereau zuerst die Stadt in furchtbarer Weise brandschatzen, und dann übergab er dieselbe dem ehemaligen Churerzkanzler Fürst Primas Carl von Dalberg, der ihm seit Jahren reichsverrätherische Dienste geleistet hatte. Alle Bemühungen des Rathes und der Bürgerschaft für die Rettung ihrer Freiheit waren vergebens, und so legte denn ersterer am 19. August 1806 sein Amt ebenso würdig und ehrenvoll, wie er es geführt hatte, nieder. Seine an diesem Tage erlassene Proclamation, bei deren Formulirung auch Canzleidirektor Böhmer herbeigezogen wurde, ist ein Denkmal von Bürgermuth und deutscher Nationalgesinnung, die damals in den monarchisch regierten Staaten längst zu den überwundenen Alterthümlichkeiten gehörte. Als der zur Uebergabe der Stadt an den Primas beorderte französische Commissär Lambert den Schöffen Metzler auf offener Straße ergrimmt am Rocke faßte und die heftigsten Drohungen wegen des Aktenstückes ausstieß, erwiederte dieser ruhig: ‚Uns kann nichts Schlimmeres begegnen, als den deutschen Kriegern auf den Schlachtfeldern'; und als der Marschall Augereau die beiden regierenden Bürgermeister zu sich entbieten ließ, die Thüre verriegelte, ‚von mutinerie sprach, und daß er keine baïonnets, sondern fouets gebrauchen wolle,' und verlangte, daß ihm binnen vierundzwanzig Stunden der Verfasser der Proclamation genannt werde, beschloß der Rath am 28. August in einer

besonderen Sitzung: der gesammte Rath habe die Proclamation verfaßt und sei bereit sie zu vertreten. Selbst Napoleon konnte nicht umhin, dem von dem Rath bewiesenen Bürgermuth seine Achtung zu zollen und die Frankfurter als ‚wahre Republikaner‘ zu bezeichnen [1].

In den ersten Monaten nach der Beraubung ihrer Freiheit blickten die Frankfurter noch hoffnungsvoll nach Preußen hin, welches sich zum Kriege gegen Napoleon rüstete; aber die Schlacht bei Jena vernichtete alle Hoffnungen. Als die Nachricht von der preußischen Niederlage und dem Einzuge Napoleons in Berlin nach Frankfurt kam, sagte der alte Böhmer Mittags bei Tisch: ‚Nun ist Alles verloren, nun sind wir fertig.‘ Der unselige Friede von Tilsit vollendete die deutsche Schmach und Erniedrigung, und die ehemaligen reichsbürgerlichen Republikaner wurden sogar gezwungen, diese Schmach und Erniedrigung zu feiern, denn auf Befehl ihres neuen Fürsten mußten sie den Franzosenkaiser, der nach abgeschlossenem Frieden am 24. Juli 1807 in die Stadt kam, mit großem Gepränge empfangen, ihm Triumphbogen errichten und Tag und Nacht auf den Straßen Spalier bilden.

Dem Zerstörer des deutschen Reichs und Vernichter des deutschen Namens zu Ehren setzte der Primas auf den 15. August, den Geburtstag Napoleons, einen neuen Feiertag ein, an welchem fünfzig Kanonen abgefeuert, alle Glocken geläutet wurden, kirchliche Feste und militärische Aufzüge stattfanden und am Abend die Bürgerschaft zur Illumination der ganzen Stadt genöthigt ward. ‚Es schneidet Einem durchs Herz,‘ klagte der ehemalige Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann, der im Jahre 1808 zur Zeit dieses Spektakels in der Böhmer'schen Familie auf Besuch war,

[1] Vgl. Näheres in Böhmer's Leben und Briefe, 1, 13—16.

,aber nur Geduld, es wird noch anders werden, denn Gott läßt dem Teufel auf Erden kein zu langes Regiment zu.' Johann Friedrich schrieb sich diese Worte des Großvaters auf und brachte sie ihm später in Erinnerung, nachdem Napoleon bei Leipzig geschlagen war, und der Fürst Primas die Flucht ergriffen, ,und hoffentlich noch Zeit übrig hatte, um Buße zu thun.'

Während der Fürst in seinem persönlichen Auftreten eine prunkende Gutmüthigkeit und Leutseligkeit zur Schau trug, wurden Wort und Presse schmählichst unterdrückt, die Abgaben stiegen mit jedem Jahre, Contributionen aller Art wurden eingetrieben und ,allein schon die Einquartierungslasten zehrten den Verdienst auf, der sich durch die Unsicherheit des Kriegszustandes ohnehin sehr geschmälert sah.' Wenn sich auch die Stadt, wie Göthe bewunderte, unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden auf das prächtigste hervorbaute, ,so war doch in der Bürgerschaft keine rechte Lebensfreude mehr zu finden,' und wie überall, so blickte man auch im Böhmer'schen Hause mit Angst und Sorge in die Zukunft. ,Schmerzlich berührt es mich heute noch,' heißt es in einem Briefe Böhmers aus dem Jahre 1833 an einen jüngern Freund, ,wenn ich darauf zurückblicke, wie während meiner Gymnasialstudien mein Vater sich und mich um mein Fortkommen ängstigte, so daß ich im Stillen oft bei meinen Büchern weinte. Nur in der Erfüllung des Wortes: Arbeite, arbeite, welches der Vater mir unablässig einprägte, fand ich Trost.' Und ein andermal, kurz vor seinem Tode, schrieb er einer Freundin: ,Die Erinnerung der Sorgen, welche meinen Eltern ihre Kinder, deren doch nur drei waren, machten, hat einen schweren Druck auf mein ganzes Leben ausgeübt.'

Tief betrübt ,über die Zertretung deutscher Ehre und alten Rechtes', hatte der Canzleidirektor Böhmer, der unter

dem neuen Regiment die Stelle eines Präfecturrathes bekleidete, auch in seinen amtlichen Verhältnissen kummervolle Jahre, und in dieser Zeit der Noth, in der sich zwischen Mitkämpfern für dieselbe gute Sache ein persönliches Band leichter festwebt, schloß er treue Freundschaft mit dem ehrwürdigen Schöffen Metzler, der dann regelmäßig das Böhmer'sche Haus besuchte und an der Wißbegier, der lebhaften und klaren Auffassung des jungen Johann Friedrich Gefallen fand. Oftmals war dieser zugegen bei den Gesprächen des Vaters mit Metzler ‚über Alt-Frankfurt, und wie sich der Geist eines Theiles der Bürgerschaft allmählich am Hofe des Fürsten verschlechtere, wie die französischen Creaturen am Hofe auf die Sittlichkeit verderblich wirkten', ‚und so gewann ich', sagte Böhmer einmal zu einem Freunde aus der Schweiz, ‚schon als Gymnasiast eine besondere Vorliebe für das alte Frankfurt und seine Verfassung, und Lersner's Chronik der Stadt und die topographische und politische Beschreibung Frankfurts von Faber und andere Bücher dieser Art gehörten zu meiner Lieblingslectüre. Alt-Frankfurt war gleichsam meine erste Liebe, und so blieb ich Reichsbürger mein Leben lang. So oft ich durfte, streifte ich in der Stadt umher, die schon während meiner Gymnasialzeit allmählich eine andere Gestalt annahm, und betrachtete mir die alten Bauten u. s. w. Meiner Liebe zu allem Alten und Ehrwürdigen entsprach der Haß gegen alles Neue; in Napoleon und seinem Anhang erblickte ich ein verkörpertes Dämonenthum, wie mein Großvater Hofmann es einmal bezeichnete.' Und dabei gedachte Böhmer besonders einer furchtbaren Scene aus dem November des Jahres 1810, deren Augenzeuge er gewesen war, jener Scene nämlich, wo auf Befehl Napoleons, der unbekümmert um den Primas und seine Regierung die arglose Stadt durch französische Truppen hatte überfallen lassen,

78 große Kisten voll englischer Waaren unter dem Abspielen einer lustigen Melodie auf dem Fischerfelde öffentlich verbrannt wurden! Der Werth dieser Waaren, die man den Frankfurter Kaufleuten gewaltsam weggenommen, wurde auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken geschätzt.

Auf dem Gymnasium, welches Böhmer, wie wir hörten, seit 1809 besuchte, blieb er bis zum Herbste 1812, wo er sich nach der Abstimmung der Lehrer und Schüler den ersten Preis in der obersten Classe erwarb. Director Mathiä, so erzählte Böhmer gern, kam damals am Schlusse des Schuljahres mit allen Lehrern in die oberste Classe und erklärte, daß die Lehrer, mit allen Schülern zufrieden, unschlüssig seien, wem der erste Preis zu ertheilen; die Schüler selbst sollten wählen, und diese erkannten nun einstimmig Böhmer als den würdigsten. Wohlthuend blieb ihm bis in's späte Alter dieses Urtheil seiner Mitschüler.

Nachdem er noch ein Jahr auf dem von Dalberg errichteten Lyceum zugebracht, bezog er im Herbst 1813 die Universität zu Heidelberg, um Jurisprudenz zu studiren, für die er sich aber, wie es in einem Briefe seines Vaters heißt, ‚nicht aus Liebe, sondern aus bloßem Mangel eines Besseren' entschlossen hatte.

II. Auf der Universität zu Heidelberg und Göttingen.

‚In jener freudig bewegten Zeit, wo nach der Besiegung Napoleons bei Leipzig alle Herzen in Deutschland höher schlugen, zog ich', sagt Böhmer in seinen Aufzeichnungen, ‚Ende Oktober 1813 nach Heidelberg auf die Universität und verlebte dort ein hochpoetisch glückliches Jahr unter eifrigem Studium der alten und neuen Literatur, unter lieben Freunden und im Genusse der Natur, die mir dort zuerst ihre vollen Reize erschloß. Es war wohl das glück-

lichste Jahr meines Lebens, weil darin Alles so unbefangen und kindlich war.' ‚Jene Zeit hatte für mich alles das Dunkle und Freundliche, das Unbewußte und doch Forttreibende, alles Beschränkte und Schuldlose, welches der Kindheit eigen ist.'

Die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig war in Frankfurt an demselben Tage eingetroffen, an welchem Böhmer sich zur Abreise nach der Musenstadt am Neckar rüstete, und der Vater war ‚freudestrahlend, wie man ihn nie gesehen', mit den Worten in's Zimmer getreten: ‚Freuen wir uns, Napoleon ist geschlagen und wir haben Hoffnung auf bessere Zeiten.' Am Morgen seiner Abfahrt kam ein Brief des Großvaters Hofmann aus Wetzlar an, den der junge Student wie ein Vermächtniß für seine Zukunft betrachtete. ‚Möge der liebe Fritz, der jetzt selbstständig in's Leben tritt', — so lauteten die Worte des ehrwürdigen Greises — ‚wohl bedenken, daß es noch nicht damit geschehen ist, wenn die Feinde alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben werden, denn es handelt sich sodann um eine neue Gestaltgebung des Vaterlandes, wobei Jedermann auf seinem Posten sein muß. Auch er muß ein brauchbarer und gemeinnütziger Freund des Vaterlandes werden. Er soll den Spruch zu Herzen nehmen: nulla dies, nulla hora sine linea und jeden Tag für verlohren halten, wenn er sich Abends nicht sagen kann: ich bin weiter gekommen. Die Tage aber, die man einmal verlohren hat, sind für immer verlohren.'

Hatte Böhmer sich zum Studium der Jurisprudenz ohne alle innere Neigung, nur ‚aus Mangel eines Besseren', entschlossen, so war sein erster Lehrer in Heidelberg, Professor Walch, der noch ganz der alten pedantischen Juristenschule angehörte, am wenigsten geeignet, ihm diese Neigung beizubringen. Aber dennoch hörte er, ‚wie aus Pflichtgefühl dessen Colleg über die Justitutionen mit pünktlichstem Fleiß

und Gewissenhaftigkeit', und ebenso im Sommer 1814 die römische Rechtsgeschichte bei Thibaut ‚ohne je eine Vorlesung zu versäumen', obgleich auch dieser ihn als Lehrer wenig befriedigte. ‚Thibaut', schreibt er, ‚den ich wegen humanster Gesinnung hochachten lernte, setzte bei den Anfängern in der Jurisprudenz zu viele Kenntnisse voraus und wurde dadurch für diese ganz unklar. Trotz seiner geistreichen Erörterungen, die vor Walch's geistloser Dürre vortheilhaft sich auszeichneten, fühlte ich mich doch bei ihm unbehaglich, weil er oft in ein solches Hin- und Herreden verfiel, daß man am Ende der Vorlesung vor Bäumen den Wald nicht mehr sah.' Dagegen rühmt er in mehreren Briefen das Pandektencollegium bei Professor Erb, mit dem er auch persönlich in freundliche Berührung trat. ‚Die Jurisprudenz ist mir', meldete er dem Vater, ‚seitdem ich ihn gehört, wirklich lieb geworden. Er ist ganz das Gegentheil von Walch, dessen Collegien einem Anfänger Ekel gegen die Wissenschaft beibringen.'

Sorgfältig schrieb er seine Collegien nach und repetirte die Hefte, aber viel eifriger als seine Jurisprudenz betrieb er unter Creuzers Leitung philologische Studien und gewann an den alten Sprachen so viele Freude, daß sein Vater, fürchtend, er würde seine juristischen Studien gänzlich aufgeben, ihn mit folgenden Gründen dringend zum Ausharren ermahnte: ‚Verderben ist in das juridische Leben vorzüglich eingedrungen. Die ehrenvollsten Kenntnisse werden durch schlechte Streiche von so vielen schändlich herabgewürdigt, um dem Stolz, der Herrschsucht, niedrigem Gewinn zu fröhnen. Diesen Gesinnungen wird häufig das Wohl der Wittwen und Waysen, das wenige Glück der Armen geopfert. Wie edel, wie erhaben ist es, sich selbsten sagen zu können, ich machte unter den Verdorbenen eine Ausnahme; ich habe dem Unterdrückten geholffen, Unglückliche errettet. Ist dieser

hohe Zweck nicht selbst alsdann einer Anstrengung werth, wenn man zu ermüden glaubet, und ist es Recht, wenn irgend jemand, der sich solchem einmahl gewidmet hat, auf halbem Wege stehen bleibt? sich durch eine andere Liebhaberey irre oder gar abwendig machen läßt? Du scheinst jene der Sprachkunde zu haben, ich lobe diese ausnehmend, billige sehr Deine Bemühungen, sie machen mir Freude. Allein Sprachkunde ist nur Mittel. Dein Zweck sollte sie nicht seyn, Du solltest einen höheren, mehrers Verdienst des Wirkens in bleibendem Gute haben. Menschenglück in dem Leben zu befördern, ist hoher Beruf, der alles Speculative weit hinter sich läßt. Diesen verfolge mit redlicher Anstrengung ohne zu ermüden, wenn Dir etwas, so Dir nicht gefällt, begegnet. Du betrittst dadurch den Weg zu Deinem bleibenden Glück. Dieses wünsche ich aus Liebe zu Dir, aus Anhänglichkeit an das Gute; ich erwarte darüber Deine Antwort.'

Die Antwort Johann Friedrichs lautete, daß ihm allerdings die Jurisprudenz an und für sich nicht behage, daß er aber im Vergleich mit andern Wissenschaften die getroffene Wahl für die beste und schicklichste halte. ‚Ich glaube auch schon', schreibt er, ‚durch die Erlernung des Lateinischen einen Beweis gegeben zu haben, daß da, wo mich meine Vernunft zu einer Unternehmung leitet, mein Gefallen an einer Sache und meine Anstrengungen für dieselben auf einander keine Wirkung haben' . . . ‚Sprachkunde, lieber Vater, ist mir', sagt er ein andermal, ‚keine bloße Liebhaberei; ich betreibe sie ernst und sie soll mir nur Mittel seyn für meine andern Studien, aber ich betrachte sie für ein sehr nothwendiges Mittel.' Creuzer belobte ihn öffentlich als einen seiner besten Schüler und Böhmer behielt diesen Lehrer stets in dankbarer Erinnerung.

Das Universitätsjahr zu Heidelberg war für ihn ‚die

erste Freudezeit jugendlich süßer Freundschaft', die er mit zwei Candidaten der protestantischen Theologie, Schulz und Lichtenberger, und mit einem jungen Philosophen Namens Pfeiffer abschloß. Mit diesen und mit Heinrich Hübsch, dem später berühmt gewordenen Architekten, stand er in täglichem vertrauten Verkehr, und als er im reifen Mannesalter an Schulz einmal die Frage stellte, ‚womit verdiente ich denn die Treue meiner Freunde?' erhielt er zur Antwort: ‚Warum fragst Du nach dem Grund unserer Liebe zu Dir? Wer hält denn tiefere und treuere Freundschaft, wie Du, mein guter Böhmer? Wer hätte sich nicht jeder Zeit Deines reinen Herzens, Deines edlen Strebens erfreut und wer Dir je etwas übel deuten können, es sei denn Deine übertriebene Abneigung gegen das Rauchen gewesen.'

Dem Rauchen nämlich hatte Böhmer, was wir als eine Eigenthümlichkeit gleich erwähnen wollen, schon damals abgesagte Feindschaft geschworen. Er hielt es mit Tieck für die ‚unkünstlerischste aller Beschäftigungen', und es gefiel ihm, daß in Mecklenburg-Strelitz, wie ihn Schuderoff's Neues Journal belehrte, jede Gemeinde jährlich zweimal von der Kanzel über das ‚leichtfertige Tabakrauchen' vermahnt werden sollte. Er las den Freunden ‚mit männlichem Ernst', wie diese spotteten, aus Schlözers Selbstbiographie die Stelle vor: ‚Ich höre in unsern Tagen warme Menschenfreunde: ‚Pockennoth' wie „Feuer' rufen, nicht einen aber: ‚Tabaksnoth', und wer berechnen und beweisen wollte, daß wir eine bessere europäische Welt haben würden, wenn wir sie von Rauchern erlösten, würde sich Spöttereien aussetzen.' Böhmer scheint die Absicht gehabt zu haben, einen solchen Beweis zu führen, wenigstens schrieb er seinem Freunde Guido von Meyer: ‚Schiebe das Rauchen auf. Ich bin zwar kein Mediziner, aber Dir zu lieb will ich in den Ferien einen schauderhaften Aufsatz dagegen schreiben.' Ob er diesen Auf-

satz geschrieben, wissen wir nicht, aber allen seinen späteren ‚an Tabaksnoth' leidenden Freunden hat er oft genug die ‚schauderhaften' Folgen des Rauchens vorgehalten, denn seine Feindschaft dagegen blieb zäh und unüberwindlich.

An zwei Abenden der Woche hielten die Freunde ein ‚literarisches Kränzchen' zur Lectüre alter oder neuerer Classiker. Jean Paul war der Lieblingsdichter und Böhmer legte sich viele Excerpte aus dessen Werken an, wie er denn überhaupt viel excerpirte nach dem Grundsatze, den er auch später stets beibehielt, daß man mit der Feder in der Hand lesen müsse, um mit Nutzen zu lesen. Auch begann er eine Sammlung von deutschen, englischen und spanischen Volksliedern, und übte sich in schriftlichen Uebersetzungen aus dem Englischen (insbesondere aus Shakspeare und Hume's Geschichte Englands), die er den Freunden zur Beurtheilung vorlegte. Auf den häufigen Spaziergängen mit diesen ‚waren immer deutsche Dichter zur Hand, und die poetische Stimmung', schreibt Böhmer, ‚worin wir uns versetzt fanden und die durch die herrliche Umgebung Heidelbergs erhöht wurde, machte uns selbst zu Poeten. Wie wirkte die Natur so mächtig auf meine Seele ein!'

Herausgetreten aus dem stillen, abgeschlossenen Familienleben in Frankfurt, athmete Böhmer in Heidelberg ‚auf den kühnen Bergen, am Abhang der malerischen Felsen, auf den Trümmern des alten Schlosses freier auf und schwelgte gleichsam im Genusse der Natur' in einer Gegend, wo, nach den Worten Eichendorff's, der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt und Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. ‚Wie habe ich mich', schrieb Böhmer später einmal aus Rom an Schulz, ‚in den letzten Tagen auf meinen Streifereien durch's Lateinergebirge so oft im Geiste nach Heidelberg versetzt, wo

wir beide im Genusse der Natur so reine Freuden gefunden, wo in der reinen Bergluft die edlen Dichtungen Jean Pauls so wundersam an unsere Seelen schlugen. Es war eine schöne Zeit. Mancher Traum von damals ist Schaum geworden, aber unser Vorsatz, nach bester Kraft zu arbeiten zum Besten des Vaterlandes, soll zur That werden.' Einem jüngeren Freunde, mit dem er im Jahre 1857 einen Ausflug nach Heidelberg machte, zeigte er in der Umgegend alle die Stellen, woran sich seine lieblichsten Erinnerungen aus der Universitätszeit knüpften: wo in der Nähe des Wolfsbrunnens an einem Sonntag ein förmlicher poetischer Commers mit den Freunden stattgefunden, wo sie Shakspeare gelesen, wo Schulz seine patriotischen Gedichte und seine kindlich einfachen frommen Lieder vorgetragen, oder mit klangvoller Stimme sein Lieblingslied: O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria gesungen hatte. Und Böhmer besang (im Sommer 1814) seinen Freund:

Junger Sänger! Deines Liedes Töne
Hallen innig durch die Seele fort;
Wo Du wandelst — freundlich ist der Ort,
Und es lauschen Dir des Landes Söhne.

Nährte Jeder so das holde Schöne,
Wäre jede Brust ihm Schutz und Port:
Schöner klänge dann das deutsche Wort,
Ob es auch ein Fremdling stolz verhöhne.

Dir im Busen rinnt der Töne Quell,
Tränkt und labt mit Lust das matte Leben;
Ueber Felsen trittst Du leicht und schnell,

Freundeshuld muß freundlich Dich umschweben,
Gold'ne Liebe macht Dein Leben hell; — —
Traun! Dir ist das herrlichste gegeben.

Schon in Heidelberg trat eine ‚wichtige patriotische Frage' an ihn heran, ob er nämlich, dem Beispiele mehrerer Frankfurter Bekannten folgend, in die Schaar der Freiwilligen

eintreten sollte, um gegen Napoleon in's Feld zu rücken. Er correspondirte darüber mit seinem Vater, der ihm aber dringend davon abrieth, weil er bei seiner etwas schwachen, an Strapatzen nicht gewöhnten Constitution als Soldat weniger für das Vaterland thun könne ‚denn als eifrig Studirender, dem ein hohes Ziel zum Wohle des Nebenmenschen vor Augen schwebe'. ‚Ich lobe den', schrieb ihm der Vater am 17. December 1813, ‚der seine letzte Krafft dem Vaterlande widmet, der in dem Nothfall diesen patriotischen Gefühlen die Pflicht der Selbsterhaltung nachsetzt, ich sehe auch ein allgemeines Interesse, das national ist, allein leider sehe ich nicht bloß Deutsche unter den Waffen, sondern ich sehe Bayern, Würtenberger, Hessen, Sachsen, Nassauer, Darmstädter, Würzburger, und es fehlte nur ein Haar, so hätte ich auch Ysenburger gesehen. Das Glück unter so vielen kleinen Souverains ist uns durch die traurigste Erfahrung bekannt. Also von diesem Gesichtspunkt betrachtet, sehe ich viel gethan für die Fürsten Deutschlands, nichts für Volk. Nur alsdann kann dieses meiner innigsten Ueberzeugung nach glücklich seyn, für eignes Wohl fechten, wenn Deutschland ein eigenes großes Reich unter unsern geliebten Kaisern bildet, wenn die Wahlcapitulation nicht mehr den Monarchen lähmt, der uns wohl will, wenn das Jus armorum et foederum den Fürsten ganz entzogen wird und sie in die Kategorie wie vor dem Westphälischen Frieden zurücktreten, und sich so ein Reich bildet, das Selbstständigkeit mit Krafft vereinigt. Zu diesem hohen Zweck wäre keinem biederen Deutschen ein Opfer zu gros. Allein noch ist uns dieß Ziel nicht gezeigt, ob wir selbiges gleich ahnen können. Indessen bedarf der Staat auch andere Kräffte, als nur der Bajonetten. Diese allein beglücken nicht. Wer diesem nach in anderem Fach dem Staat seine Krafft als ein biederer Mann widmet, kann mit Zufriedenheit

über sich selbsten existiren und Ehre wird ihm in dem Maaße bleibend seyn, als er redlich mit Anstrengung aus allen Kräfften zu dem Besten des Ganzen wirket. Dies ist die ehrenvolle Laufbahn, die Du Dir gewählt hast und in welcher Du eben so muthig als glücklich seyn kannst. Eine andere militairische jetzo zu wählen, rathe ich nicht.'

Böhmer folgte gehorsam diesem Rathe des Vaters, ohne dessen Willen er ‚in keiner wichtigen Lebensfrage etwas unternehmen wollte', und schlug sich ‚alle Aktion aus dem Sinn'. ‚Frankreich', schrieb er am 5. April 1814 einem Freunde, ‚wird auch so unterliegen müssen, wenn nur die Eintracht der Alliirten nicht gestört wird. Aber andere Kämpfe muß es noch geben, wenn die Freiheit errungen werden soll. Für diese wollen wir uns aufsparen und dann zeigen, daß Feigheit uns anfänglich nicht zurückhielt'. Und in einem andern Briefe heißt es: ‚Ich harre am Studirpulte aus, aber im Geiste fechte ich mit für's Vaterland, und mit dem Geiste und all' meiner Kraft will ich in Zukunft seinem Wohle mich widmen. Auch dem lieben Frankfurt wird die Sonne der Freiheit wieder leuchten und dort ist dann in Zukunft mein natürlicher Wirkungskreis.'

Nach Beendigung seines ersten Universitätsjahres siedelte Böhmer, auf den Wunsch seines Vaters, nach Göttingen über, vorzugsweise um Professor Heise zu hören, der als einer der tüchtigsten Juristen gerühmt wurde. Schon auf der Reise dorthin hatte er ein Gefühl davon, daß nunmehr das ‚fröhliche Jugendtreiben in Heidelberg' hinter ihm liege, daß er ‚anfangen müsse, gelehrter zu werden'. Und als er, dort angekommen, ‚die Gegend sehr traurig fand: überall öde Berge, schlechtgebaute Dörfer und arme Landleute', da erschien er sich wie ‚ein Verstoßener aus dem Paradiese, für

den die Arbeit des Lebens beginnt'. ‚Mit vollem Eifer', schreibt er am 2. November 1814, ‚will ich nun die Jurisprudenz als meine Hauptbeschäftigung betreiben, aber Gott bewahre mich davor, daß ich nicht innerlich vertrockne und nie mit Lindenmeyer zu sagen brauche:

Die Flur, die mich so oft erfreut,
Schien ernster mir und älter,
Der Kopf war voll Gelehrsamkeit,
Doch ach, das Herz war kälter.'

Außer den Pandekten bei Heise hörte er im ersten Semester die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte bei Bergmann, ‚einem angenehmen und tüchtigen Docenten', und ein fünfstündiges Colleg über den Aristophanes bei Dissen, damit, was er ‚im philologischen Feld mit so großer Mühe erlernt hatte, nicht ganz zu Grunde gehe'.

Er wurde der eifrigste Student. Vor sechs Uhr Morgens saß er schon am Studirpult und sein ‚Protokollbuch', worin er nach einer früher erwähnten Ermahnung seines Großvaters nach Tag und Stunde seine Beschäftigungen verzeichnete, wies ihm um Weihnachten nur wenige Tage nach, an denen er nicht, außer dem Besuch der Collegien, wenigstens sechs Stunden gearbeitet hatte. Aber sein ‚Leben war einsam und ohne Freunde', denen er sich innig anschließen konnte, ein Leben bloßer Arbeit, die ihm ‚ohne herzstärkenden Umgang nicht genügte'. ‚Ich betreibe die Jurisprudenz', sagt er gegen Ende des Jahres 1814, ‚mit mehr Fleiß als sonst, aber nicht mit entsprechendem Erfolg. Der Zweck meines Lebens liegt mir nun deutlicher vor Augen. Ein Jurist will ich werden und werde ich auch wohl, aber meine Thätigkeit für das Gute soll von der Jurisprudenz künftig weder bestimmt werden, noch begränzt. Wie oft habe ich schon ausgerufen: Heidelberg, du hochgebaute Stadt, o wär' ich doch in dir! Ein Brief von Schulz hat mich

neulich auf eine Zeit lang wieder ganz in ein besseres Seyn versetzt'.

Im Sommersemester 1815 wurde es ihm ,immer klarer, daß die Jurisprudenz nicht das Feld sei', worauf er arbeiten könne und daß er ,bei Heise einem Materialismus in die Hände gefallen, der seiner Natur und angeborenen Bestimmung ganz widerstrebe'. Justinian's Corpus Juris erschien ihm ,zu sklavisch, zu illiberal, wie es in einem alten englischen Drama heißt', und er stellte sich schon im Jahre 1816 die Frage: ,ob denn das Römische Recht dem Geiste unseres Volkes zum Segen gereichen könne'? ,Ich kann', sagt er, ,nicht daran glauben. Ich glaube vielmehr, daß unser Volk durch die römischen Juristen verdorben worden. Das getrauete ich mir in Vielem nachzuweisen und will mich an einer solchen Abhandlung versuchen'. Die Abfassung derselben unterblieb, aber mehr als drei Jahrzehnte später kam er gelegentlich auf den Gegenstand zu sprechen und äußerte seine gereiften Ueberzeugungen mit den Worten: „Zu dem Unsegen, welchen uns Deutschen die Staufer gebracht haben, rechne ich vorzüglich auch das römisch-byzantinische Recht. Nicht die fremden Begriffe und Formen bloß, die mit den heimischen in verwirrenden Conflict geriethen, nicht die Abtödtung des Rechtsbewußtseins im Volke, nicht der Druck seitens des neuen Juristenstandes: nicht dergleichen allein ist es, woran ich hier als üble Folgen denke, sondern insbesondere auch die Geistesabstumpfung, welche das Studium von Justinian's verworrenen Compilationen für so zahllose Studirende bis heute mit sich führte. In welch' andern Laufbahnen haben sich nicht Theologen, gestützt auf eine bedeutendere Grundlage, ausgezeichnet, als Juristen' [1].

Sind auch diese Worte in Vielem begründet, so ist doch

[1] Vorrede zu den Kaiserregesten von 1198—1254. S. VIII.

gewiß nicht zu leugnen, daß Böhmer's eigene Schriften, wie Döllinger mit Recht hervorgehoben hat[1], den Beweis liefern, daß das römische Recht mit seiner scharfen Analyse der Begriffe und seiner streng logisch fortschreitenden Consequenz eine treffliche Gymnastik des Geistes sei. Gerade in den schriftstellerischen Vorzügen Böhmer's, der Klarheit und prägnanten Kürze des Ausdrucks, der Präcision und Abrundung des Gedankens läßt sich der Einfluß seiner juristischen Bildung erkennen. Aber er war nun einmal gründlich gegen die Juristerei eingenommen und nicht bloß Heise's, auch Hugo's Vorlesungen sagten ihm wenig zu, denn ‚wenn auch dessen kritischer Scharfsinn geistige Funken schlug, so verletzte seine leidenschaftliche Polemik eine Natur, die sich mehr zum Darlegen als Widerlegen geartet fand'. Und so verbrachte Böhmer ‚ohne innere Freudigkeit, unter angestrengter, aber unbefriedigender Arbeit ein gedrücktes Jahr'. ‚Göttingen', schreibt er, ‚wird mir wo möglich immer unerträglicher. Ich habe folgendes Distichon darauf gemacht:

Durch Pandektenstudiren wird Niemand in Göttingen weise,
Durch den Rappenfraß wird Niemand in Göttingen satt.'

In seinem zweiten dortigen Studienjahr kehrte jedoch eine ‚glücklichere Stimmung zurück', denn er gewann Freunde, mit denen er seine ‚innersten Gedanken austauschen konnte', und fand einen Lehrer, der ihm eine neue Richtung für's Leben gab und mit seiner Familie ihn wie ein Kind des Hauses behandelte.

Dieser Lehrer war der Hofrath Georg Sartorius, von dem in Böhmer's Briefen an seinen Vater so oft die Rede ist. Nach dem Vorgange Spittler's hatte Sartorius in seinen Studien sich vorzugsweise dem politischen Element in der Staatengeschichte zugewendet, und ‚im Geiste Johann

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 403.

von Müller's' hegte er eine große Vorliebe für die deutsche Vergangenheit des Mittelalters, wie er sie z. B. in der Vorrede seiner Geschichte der Hansa ausspricht. Er gehörte zu den ersten, die durch ihre Vorträge den Staatswissenschaften und insbesondere der Nationalökonomie auf den deutschen Universitäten das Bürgerrecht verschafften, und die Klarheit und ungewöhnlich praktische Nutzbarkeit aller seiner Collegien verschaffte ihm einen dankbaren Zuhörerkreis. Sartorius, so erzählte Böhmer oft, gewann uns vor allem durch die Wärme seines Gemüthes, durch die lebendige Theilnahme an den Arbeiten eines Jeden, der sich seiner Leitung anvertraute. Er legte ein Stück vom Herzen in seine Vorträge, und flößte uns Ehrfurcht vor allem Großen und Bedeutenden ein. Er drang darauf, daß Jeder das Wort: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, auch auf die geistige Nahrung beziehe, durch ausdauernde Selbstthätigkeit nach Sicherheit seiner Kenntnisse, nach Festigkeit seiner Urtheile ringe; daß man nicht den Besitz geistigen Eigenthums, sondern dessen Verwerthung als das rechte Ziel männlichen Strebens betrachte, und nie außer Acht lasse, daß es vorzugsweise auf die Herausbildung des Charakters, der Persönlichkeit ankomme. Sartorius wurde für Böhmer nicht bloß in der Art wissenschaftlicher Thätigkeit, sondern auch in dem Edelsinn des Charakters ein Vorbild, welches auf seinen ganzen Lebensgang einen wesentlichen Einfluß geübt hat.

In den Vorträgen über Politik, die auf Böhmer am nachhaltigsten wirkten, warnte Sartorius seine Zuhörer ‚vor allen revolutionären Ideen, vor allen vagen Allgemeinheiten über den besten Staat und die beste Verfassung; er entwickelte, daß das Neue in einem Staate nur gedeihe, wenn es aus dem früher Bestandenen, historisch Ausgebildeten hervorwachse, wenn es auf dem geschichtlich positiven Rechtszustand, nicht aber, wenn es auf allgemeinen Theorien be-

ruhe. Die neue Constitutionsmacherei erklärte er für ebenso schädlich, wie den alten Absolutismus'. Und was dem eifrigen Böhmer in diesen Vorlesungen dunkel blieb, oder in dem mit denselben verbundenen ‚politischen Practikum' (worin die Zuhörer selbst über bestimmte Gegenstände Vorträge hielten und darüber disputirten) seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde mit dem Lehrer auf Spaziergängen besprochen, die wöchentlich wenigstens einmal stattfanden. Zudem verkehrte Böhmer häufig im Hause des Lehrers, wo ‚in den Gesprächen Ernst und Scherz ungezwungen abwechselten, die politischen Tagesfragen erörtert wurden und an den Unterhaltungen über schöne Literatur auch die Frau Hofräthin lebendigen Antheil nahm und feinen Geschmack und treffendes Urtheil bewährte'. Es war der anregendste und liebevollste Verkehr und ‚darum muß ich', sagt Böhmer in spätern Aufzeichnungen, ‚alles in allem genommen die Vorlesungen des Hofraths Sartorius und den Umgang in seiner Familie für das größte Glück meiner Universitätszeit ansehen', und darum schrieb er nach dem Tode des trefflichen Mannes an dessen Sohn am 5. September 1828: ‚Daß ich Ihren Vater kennen lernte, bezeichnet eine Epoche in meinem Leben. Zwei Jahre folgte ich seinen Vorlesungen, ohne je eine Stunde zu versäumen; er war mein liebster, verehrtester Lehrer, ein ganz anderer, wie schon früh mir verhaßte Zunftgelehrte, die todte Wissenschaft ohne Belebung weiter geben und wo das Herz ohne Antheil an einem Verhältnisse bleibt, welches doch nach den angeborenen das ehrwürdigste ist. Mit der größten Güte und Nachsicht war ich stets in seinem Hause aufgenommen und was ich dort sah und hörte, gab mir gleich seinen Lehren Richtungen für's ganze Leben'.

‚Herrlichen Genuß' fand Böhmer auch an den mathematischen Vorträgen Thibaut's (‚der Mann hat Knochen im

Kopf', hatte ihm Sartorius gesagt) und an der Naturgeschichte und Physiologie bei Blumenbach, und erinnerte sich dankbar des freundlichen Umgangs, dessen ihn beide Männer würdigten.

‚So bin ich denn', schreibt er im Herbste 1816, ‚durch Sartorius, Thibaut und Blumenbach gleichsam zu einem neuen geistigen Leben erwacht.' Neben Politik, Finanzkunde, Mathematik und Chemie trieb er eine Zeitlang auch astronomische Studien, die er aber bald mit andern, deren Betreiben weniger vom trüben oder hellen Himmel abhing, vertauschte. Angeregt durch seinen Freund Struckmann aus Osnabrück, besuchte er Fiorillo's kunsthistorische Collegien, die ihm ‚plötzlich eine neue Welt eröffneten' und seine Blicke nach Italien, dem Tempel der Kunst, richteten, welchen er ‚in nicht zu ferner Zeit bewundern zu können hoffte'. War er durch Sartorius zum Studium deutscher Vorzeit angeregt worden, so wurde es jetzt sein Lieblingsgedanke [1], das deutsche Mittelalter ‚vorzüglich aus den bisher fast noch gar nicht beachteten, nichtschriftlichen Quellen', aus den gemauerten und gemeißelten Denkmalen, aus den Werken der Kunst kennen zu lernen.

Als ‚höchstes Ziel' steckte er sich ‚eine allseitige, harmonische Bildung', wie er sie in ‚Göthe's Universalität gepredigt und verwirklicht' glaubte. Sartorius, der mit Göthe in Briefwechsel stand, hatte ihm das Studium dieses Dichters als ein vorzügliches Bildungsmittel dringend empfohlen, und Böhmer vertiefte sich in dasselbe, und mit jugendlicher Hingebung begann er den ‚Landsmann und Hausnachbar' so abgöttisch zu verehren, daß später, wie wir hören werden, während langer Zeit der Cultus in das entgegengesetzte Extrem einer völligen Abneigung umschlug.

---

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 84.

Seitdem aber bei ihm ‚die Liebe zur Poesie wieder Einkehr gefunden, erwachte auch wieder die alte Liebe zur Natur‘, deren Eindrücke er mit mehreren Freunden auf starken Fußreisen auf den Brocken, in den Harz und durch Sachsen frischen Sinnes wie ehemals in Heidelberg in sich aufnahm. ‚Göthe‘, schreibt er, ‚war in seinen Werken dabei unser Begleiter und ich las den Freunden lange herrliche Stellen vor aus ihm und aus Johann von Müller, der damals neben Göthe mein Lieblingsautor war‘.

Und Johann von Müller blieb wegen ‚seiner Gemüthswärme, idealen Richtung und edlen Bescheidenheit‘ für alle Zukunft ein Liebling Böhmer's, er bewahrte ihm ‚eine unverbrüchliche Pietät‘ und stand nie an, ihn als den größten deutschen Historiker zu bezeichnen, der auch in seinem persönlichen Wirken in schlimmer Zeit, trotz mancher Charakterschwäche, für deutsche Bildung Treffliches geleistet habe. Noch im Alter liebte er es, Aussprüche Müller's aus der Allgemeinen Weltgeschichte und Schweizergeschichte zu citiren und wurde nicht müde, jüngern Freunden dessen Briefe als anregendste Lectüre zu empfehlen. Auf diese Briefe hatte ebenfalls Sartorius ihn aufmerksam gemacht und ihn bei dieser Gelegenheit überhaupt auf die Wichtigkeit der Briefe und Selbstbekenntnisse hervorragender Persönlichkeiten hingewiesen, deren ‚Lectüre nicht bloß in die Werkstätte ihres Geistes einführe, sondern auch Ersatz biete für den Mangel an persönlichem Umgang mit großen Männern der Gegenwart‘. ‚Diese Briefe‘, sagte Sartorius, ‚die besten, oft die geheimsten Gedanken enthaltend, bieten dem Jüngling, der sie liest, mehr, als ihm ein bedeutender Mann, mit dem er in Berührung käme, mündlich sagen würde‘.

Nach dem Rathe des Lehrers las und excerpirte Böhmer viele derartige Briefsammlungen, Biographien und Memoiren, und seine Excerptenbücher sind, was wegen seiner

späteren historischen Arbeiten besondere Hervorhebung verdient, mit sorgfältigen Personen- und Sachregistern versehen. ‚Freund Struckmann', so äußerte er sich im Jahre 1826, ‚meinte in Göttingen, ich legte zu großen Werth auf Register und wäre ein rechter Registermacher, aber ich bleibe dabei: es gibt kein gutes Buch ohne ein gutes Register und Inhaltsverzeichniß, und diese fehlen in den meisten Büchern nicht bloß aus unverzeihlicher Nachlässigkeit gegen die Leser, sondern weil die Herren Verfasser sie nicht machen können aus Mangel an Klarheit über ihre eigenen Gedanken'. ‚Aber Freundschaft und Liebe', fügt er bezeichnend für seinen Charakter hinzu, ‚registrire ich nicht, da ich sie nicht anrechne und da sie sich überhaupt weder registriren noch genau definiren, sondern nur sich fühlen lassen. Gottlob, das Gefühl hat kein Register, wohl aber einen reichen Inhalt.'

Als im Sommer 1817 die Zeit herannahte, wo Böhmer das juristische Examen bestehen wollte, konnte er, weil er ‚so wenig auswendig gelernt habe', eine gewisse Unruhe, wie es wohl ausfallen würde, nicht verbergen, aber er bestand gut, wurde am 4. October zum Doctor beider Rechte promovirt, und ‚wollte nun noch in Göttingen ein viertel oder ein halbes Jahr ganz seinem Genius leben und Historiker und dramatische Dichter studiren'.

Aus seinen Briefen an den Vater, die uns über seine Studien und Lebensanschauungen während der letzten Universitätsjahre manchen erwünschten Aufschluß geben und überall einen auf's Reine, Hohe und Edle gerichteten Sinn bekunden, heben wir zunächst den vom 26. September 1817 hervor, wo er schreibt: „Ich halte dafür, daß es mir ganz unmöglich sei, jemalen meine Rechtskenntniß und sonstige Einsichten wissentlich für eine schlechte Sache anzuwenden. Solches werde und kann ich nie thun. Aber auf der anderen Seite

2**

sehe ich auch eine Advocaten-Laufbahn, sie sei noch so glücklich in Vertheidigung des Rechts für Parteien, nicht als meine alleinige Bestimmung an, weder als Mensch noch als Vaterlandsfreund, noch als Gelehrter und Geschäftsmann. Ich gedenke vielmehr, mit aller Kraft dahin zu streben, daß ich fähig werde, größere und höhere Dinge zu vollbringen. Sollte ich auf diesem Wege einigen Beifall von guten Menschen erhalten, so wird mir keiner aufmunternder, keiner erfreulicher, keiner belohnender sein, als der meiner Eltern, denn diesen halte ich nächst der inneren Zufriedenheit für das größte Glück'[1].

Besondere Beachtung verdient der Brief vom 10. März 1817[2], worin er sich über den Streit der Landsmannschaften und der Burschenschaft ausspricht und in seinem Urtheil über die seit den Freiheitskriegen auf den Universitäten herrschend gewordenen Bestrebungen der studirenden Jugend eine für seine Jahre ungewöhnliche Besonnenheit zeigt. Er schreibt sich einigen Antheil an der Gründung der Burschenschaft zu und drückt sich über deren Zwecke treffend aus, fürchtet aber, daß sie sich in Schwärmereien verlieren und zu politischen Parteizwecken mißbraucht werden könne. ‚Die Landsmannschaftler', sagt er unter Anderem, ‚sind gegenwärtig überall fast der allerschlechteste Theil der Studirenden und in das größte moralische Verderben und in die äußerste Rohheit und Gemeinheit versunken. Also deßhalb schon eine Ursache, sie abzuschaffen. Ferner will gerade dieser schlechtere Theil den besseren höchst anmaßlich beherrschen. Dagegen sind bei den Teutonen ganz andere Grundsätze. Alle sollen als Brüder mit einander leben. Der Zweck des Studirens soll nie aus den Augen gelassen werden, aber man soll auch bedenken,

[1] Bd. 2, 21.
[2] Bd. 2, 9—11.

daß Gelehrsamkeit bei weitem nicht der alleinige Zweck ist, sondern auch noch etwas anderes, nämlich Ausbildung des Charakters, Entwickelung des Menschlichen im Menschen, daß dahin gewirkt werden muß, daß das Vaterland Männer, mit Festigkeit und Kraft begabt, erhalte und keine bloßen Stubengelehrten, die in unserer Zeit nicht mehr brauchbar sind. Damit wird wohl ein Blick auf das arme Vaterland verbunden, und Jeder gelobt sich, nach allen seinen Kräften und männlich für das Gute einst wirksam sein zu wollen. Die Einheit, in der das Vaterland dastehen sollte, wird symbolisch dargestellt durch die Eine Verbrüderung; die politische Freiheit, welche heutzutage auch Jeder haben will, ist angedeutet durch das Princip der Gleichheit. Zuletzt soll denn auch noch die alte deutsche akademische Freiheit aufrecht gehalten werden gegen außen und innen.... Ich brauche nun nicht mehr zu sagen, zu welcher Partei ich mich bekenne. Ich glaube sogar, daß ich viele Verdienste um die Partei der allgemeinen Burschenschaft habe; ihre Idee ist in mir unabhängig von anderen, bei denen sie gleichzeitig entstand, entstanden und ich habe sie nach Kräften verbreitet, vertheidigt und zu veredeln gesucht. — Das darf indeß nicht verschwiegen werden, daß diese Partei zwei große Fehler hat, nämlich erstens führt sie gar zu leicht zu so idealischen und schwärmerischen Ideen und Grundsätzen, daß davon in dieser Welt wenig Anwendung zu machen sein dürfte; zweitens wäre es denkbar, daß auf diese Art politischen Faktionen Eingang verschafft würde. Ja, es läßt sich wohl selbst nicht läugnen, daß diese bereits Einfluß geübt haben... Daß ich dergleichen durchaus verwerfe, daß ich mich sogleich zurückziehe, wo ich etwas von dergleichen spüre, brauche ich nicht erst zu sagen. Dem großen Haufen ist es indessen wohl meist unbekannt, welche Gefahren daher drohen, doch fanden sich besonders sonst in Heidelberg viele und auch

wohl noch jetzt, die die Sache nach ihrer Art getrieben haben, indem sie sich das Haar wachsen ließen, nicht mehr französisch sprachen und was dergleichen elende Kindereien mehr sind. Alles dieses ist dann, von einer gewissen Seite betrachtet, auch wieder ein Kampf der Illuminaten gegen die Obscuranten, der Anarchie mit der Despotie. So viel ich begreifen kann, wird dieser noch erstaunlich viel Unheil über Deutschland bringen, denn die Großen wollen nun einmal nicht einsehen, welche Zeit es ist, und der Factionsgeist nimmt immer mehr überhand.'

Alle seine Briefe legen dafür Zeugniß ab, daß er sich ,für einen edlen Gemeingeist der Studirenden bemühte: für ein gemeinsames Streben nach einem hohen Ziel' und daß er darum ,ein abgesagter Feind des wüsten Treibens der Landsmannschaften' war. ,Ach, Freund', schreibt er am 3. August 1816 an Schulz, ,das Treiben der Corps macht mich erröthen. Es steht schlimm um uns, wenn nicht bald ein reinerer Geist voll Kraft und Feuer uns erfüllt. Ich darf sagen, daß ich mit meinen Freunden thätig bin, ihn zu wecken. Die Errichtung einer akademischen Lesegesellschaft [1], die ich mit meinen Freunden betreibe, kann bald gelingen, und wir hoffen viel davon für die Veredlung der Studenten.' Noch mehr aber hoffte er von ,wissenschaftlichen Vorträgen, die von den Studenten selbst unter sich gehalten würden, wobei man jedoch die Politik ausschließen müßte.' Denn ,daß die Studenten auch Politik betreiben und sich als Gesetzgeber ausgeben und als solche auftreten' wollten, mußte nach seiner Ueberzeugung ,die Ideen der allgemeinen Burschenschaft ruiniren.' ,Wie schön ist sonst', sagt er, ,diese Idee der Burschenschaft. Schon deßhalb müssen Landsmannschaften aufhören, weil sie ein Ausdruck der Zersplitterung des

[1] Vergl. Bd. 2, 4—5.

Vaterlandes sind, wenn sie auch nicht so verdorben wären'. ,Einheit der Burschenschaft, Einheit des Vaterlandes. Dafür lebe ich. Aber wir sind noch fern davon, denn die Regierungen wollen kein Nationalgefühl aufkommen lassen. In der Politik sieht es elend aus und doch muß man nur mit versöhnlichem, nicht mit revolutionärem Geiste die Zustände beurtheilen.'

Daß es in der Politik elend im Vaterlande aussehe, war auch die Ueberzeugung des alten Böhmer, der sich in seinen Briefen an den Sohn oftmals schmerzlich äußerte über die traurige Lage Deutschlands, welches man durch den Pariser Frieden um alle Früchte seiner Siege gebracht und um alle Hoffnungen betrogen habe. „Ich kann nicht", schrieb er, ,freudig in die Zukunft sehen; sie erfüllt mich vielmehr mit Kummer ... Provinzen, die uns nach Recht und Gerechtigkeit gehörten, ließ man in Feindes Hand' ... ,einen Kaiser, wonach wir alle uns sehnten, hat man im Widerspruch mit den gemachten Versprechungen dem Volke versagt' ... ,Die Kleinfürsterei, die nun erst recht in Schwung kommen wird, muß uns zu Grunde richten' ... ,Man hat gegen Napoleon gefochten, allein seine Grundsätze beibehalten. Sie werden mit solcher Härte angewendet, daß die von Napoleon Unterdrückten auch nicht einmal das Gute genießen, was er ihnen zusicherte und erwiesen hat... Allein der Meinung bin auch ich mit voller Ueberzeugung, daß der jetzige Stand der Dinge nicht bleibend sein werde. Der neue Bau, deutscher Bund genannt, wird nach meiner Ansicht nicht die Jahre erleben, welche der Reichsdeputationsreceß von 1803 in seinem Bestand zählte. Anderweite Uebereinkunft der Großen wird dem Ding, einem Sommergewächs gleich, ein Ende machen.'

Und wie die Angelegenheiten Deutschlands im Allgemeinen, so erfüllten auch die Verhältnisse Frankfurts im Besondern den 73jährigen Mann mit Sorge und Kummer.

Nach dem großen politischen Umschwung vom Jahre 1813 hatte Frankfurt vorzugsweise durch die Bemühungen des Kaisers Franz von Oesterreich seine alte Freiheit wieder erlangt, und Böhmer war darüber, wie er dem Sohne schrieb, ‚von Freude wie durchschüttert', und der Sohn, rückblickend auf die Geschicke der Vaterstadt seit 1792, sang:

Ein schönster Tag war dir nach schönen Tagen
Beschieden einst, ehrwürdig alte Stadt,
Der Bürger Brust war Wall, ihr Herz es hat
Der Jacobiner Stürme abgeschlagen.

Treu und geduldig hast du dann getragen
Den starken Druck des Feinds, und den, der matt,
Herzlos, verrätherisch, an des Feindes Statt
Gesetzt dir war, in Fesseln dich zu schlagen.

Doch endlich kam der Tag des Sieges wieder,
Dein Kaiser kam und sprach: Sei frei! das Wort,
Dein Adler putzt von Neuem sein Gefieder: —

aber zur Trauer des alten Böhmer fand Frankfurt nicht in sich die Kraft und die Möglichkeit in seine alte Verfassung, die mit der Existenz und Größe der Stadt wie verwachsen schien und in der die Bürgerschaft ehrenvoll die Stürme der französischen Revolution überstanden, ohne Weiteres zurückzukehren. Unzufrieden mit der neuen Verfassung der Stadt zog sich der noch lebensfrische Greis aus allen öffentlichen Geschäften zurück, und in seinem ‚Ruhestande, der aber ohne eine müßige Stunde', war nun sein ‚Fritz in Göttingen die rechte Freude seines Alters'. ‚Fritz handelt', schrieb er im Herbst 1817 an seinen Schwager Georg von Hofmann, ‚nach meinem ihm eingeprägten Grundsatz: Labor improbus omnia vincit. Auch daß er sich so treu seines jüngern Bruders in Göttingen annimmt [1], läßt mein Dankgebeth froh gen Himmel steigen. Er kehrt nun bald graduirt nach

[1] Vergl. die Briefe Bd. 2, 6—8.

Frankfurt zurück... Große Beruhigung ist es mir, einen Sohn zu haben, der bei meinem Ableben die Stelle des Vaters in der Familie vertreten kann und hoffentlich vertreten wird.' „Ich fürchte nur', heißt es später, ‚daß ihm die Jurisprudenz zu trocken sein werde, um solche zu seinem Acker und Pflug zu machen, aber ich will in bester Erwartung der Zukunft entgegen sehen. Gott wird mein Gebeth erhören und ihm einen sichern Beruf anweisen, worin er zu Nutzen seiner Mitmenschen und des Vaterlandes wirken kann. Er ist treu von Gemüth und hat einen ernsten Sinn für das Recht und wird seine Kraft nur für das Rechte und Wahre einsetzen. Auch arbeitet er eifrig und gern und ich hoffe zu Gott, daß ich in meinen alten Tagen noch einige freudige Zeiten mit ihm durchleben kann.'

Leider eine vergebliche Hoffnung. Der Vater konnte dem Sohne noch zu dem bestandenen Examen Glück wünschen und rief ihm bei dieser Gelegenheit zu: ‚Fühle die hohe Würde des Standes, dem du nun entgegen gehest, das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waysen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen'; aber schon gegen Ende October 1817 zeigten sich bei ihm zusehends die Schwächen des Alters. Am 20. November wurde Böhmer durch einen Brief der Mutter plötzlich aus Göttingen an das Krankenlager des Vaters gerufen, der nach wenigen Tagen, am 27. November, an einem Schlagflusse starb. Die letzten Worte, welche er noch an den Sohn richten konnte, lauteten: ‚Fürchte Gott und halte seine Gebote, und werde ein Mann.'

Nach dem Tode des Vaters begann für Böhmer eine ‚kummervolle melancholische Zeit, deren Schwere nur durch

das Andenken an seine Freunde, durch die liebende Theilnahme der Schwester und durch das Bewußtsein, der sorgsamen und besorgten Mutter bei der Vermögensverwaltung und Regelung von allerhand Geschäften Hülfe leisten und Freude machen zu können, gemildert wurde'. Mit dem Vater hatte er seine beste Stütze verloren, und das Unglück wollte, daß zugleich Schöff Metzler, der vertrauteste Hausfreund, fortwährend kränkelte und bald für längere Zeit Frankfurt verließ. So stand Böhmer plötzlich allein da. ‚An der erlernten Jurisprudenz', schreibt er, ‚hatte ich keine Freude und die Wege, die man gehen mußte, um in meiner Vaterstadt nach der veränderten Verfassung sich geltend zu machen, waren nicht die meinigen... Der Mangel an Selbstvertrauen, eine Folge meiner Erziehung [1], den ich auf der Universität, gestärkt durch den Zuspruch lieber Freunde und den Rath meines verehrten Lehrers Sartorius, weniger empfunden hatte, trat jetzt in einem mir schrecklichen Grade hervor und ich hatte bisweilen das Gefühl, ein mißrathener Mensch zu sein. Ohne Beruf, ohne Geistesgenossen, ohne Waffenbrüderschaft verbrachte ich, in rastloser Vielgeschäftigkeit mich innerlich abarbeitend, ein zersplittertes trauriges Leben, dessen größtes Uebel in meiner inneren Haltlosigkeit in Bezug auf die höchsten Lebensfragen, die in meiner Einsamkeit mit voller Kraft wieder an mich herantraten, bestand.'

Wir werden seine religiösen Anschauungen und inneren Kämpfe später im Zusammenhang darzustellen versuchen, und bemerken hier nur, daß ihm damals Göthe noch im Lichte eines ‚neuen Propheten' erschien, dem man auch seine religiöse Bildung anvertrauen müsse. Göthe's Universalität schwebte ihm fortwährend noch als sein Ideal vor Augen und er mühte sich ‚mit allerlei Arbeiten und Projecten, mit Theologie und

[1] Vergl. S. 8.

Philosophie, mit Literatur und Historie ab,' aber immer unbefriedigter wurde ihm Geist und Gemüth, er fühlte immer mehr, daß ihm ‚der innere Lebenskern mangele'. So wurde es für ihn ‚eine der glücklichsten Lebensfügungen', daß er durch einen Brief seines Göttinger Universitätsfreundes Struckmann, der ihn zu einer gemeinsamen Reise nach Italien aufforderte, aus diesem ‚innern Wirrwarr' gerissen ward. Mit raschem Entschluß, der ihm ‚sonst nicht eigen', ging Böhmer auf den Vorschlag seines Freundes ein und faßte in Verbindung damit sofort den Plan, auch Nordamerika zu besuchen. ‚In Italien will ich', schreibt er, ‚die Vergangenheit kennen lernen und in Nordamerika die Zukunft. In Nordamerika will ich mir die Versicherung holen, daß die Freiheit, wenn sie auch bei uns zu Grunde gehen sollte, nicht gänzlich ausstirbt.' Um sich aber für seine auf Mitte September 1818 festgesetzte italienische Reise ‚würdig vorzubereiten', wollte er noch einmal das ‚geliebte Heidelberg', den Ort seiner ‚schönsten Jugendträume' wiedersehen, mit seinem frühern Lehrer, dem aus Frankfurt an die dortige Universität berufenen Geschichtschreiber Schlosser einen neuen Studienplan besprechen, und besonders auch die Boisserée'sche Kunstsammlung besuchen, ‚welche schon allgemeines Aufsehen erregte und von allen Seiten die Freunde altdeutscher Kunst anzog.'

Am 7. August trat er die Reise an und verweilte in Heidelberg vier Tage, die er oft später noch ‚ereignißvolle Tage' nannte. Schlosser freute sich darüber, daß er mit jugendlicher Begeisterung nach einem hohen Ziele ringe, billigte die Pläne einer Reise nach Italien und Nordamerika, aber stellte ihm mit eindringlichen Worten vor, daß er sich ein festes, bestimmt umschriebenes Feld der Thätigkeit auswählen müsse, wenn er Dauerndes schaffen und im Schaffen eigene Befriedigung finden wolle. ‚Ich war nach dem Ge-

spräch', schreibt Böhmer in seinem Tagebuch, ‚gleichsam geistig geprügelt und ging furchtsam, daß man mir es ansehen möge, über die Straße.' ‚Am 12. ging ich nochmals zu Schlosser. Nun war ich mir klar geworden. Ich wußte, daß all' mein Mißbehagen nur daher gekommen war, weil ich mich mit nichts recht beschäftigt hatte. Meine Entschlüsse waren gefaßt und ich durfte Schlossern sagen, daß es nun nur noch der Ausführung gelte' ... ‚Meine Ideen wurden Vorsätze. Weg mit dem Beengenden, Kleinlichen, Hergebrachten! Der Geist steht frei für sich stets in urkräftiger Neuheit, er braucht keiner Gewohnheit zu folgen. Und am Samstag, als ich auf dem Schlosse war, als ich den Stückgarten betrat, wie kam es mir da entgegen? Was mahnten Ruinen? Vergänglichkeit ist das Loos der Gestalten: alles nur Schatten und Staub, unsterblich aber ist die Idee. Wer sich ihr geweiht hat: nach Jahrhunderten ist vielleicht Einer, der es wieder so thut und nichts ist gestorben. Dann die Kürze des Lebens, das nur einmal ist: wahrlich es ist die Narrheit zu groß, es bloß mit Narrheiten zuzubringen. Ich mag's nicht, ich will's nicht!'

Und wie er bei Schlosser ‚einen tiefern Eindruck bekommen in den Ernst der Arbeit', so erhielt er vor den Boisserée'schen Kunstwerken ‚unauslöschliche Eindrücke von der Erhabenheit und begeisternden Wirkung einer Kunst, die auf christlichem Boden erwachsen war und die ganze Innerlichkeit des deutschen Gemüthes wiederspiegelte.' Als er in späteren Jahren einmal der Frau Hofrath Sartorius seine Ueberzeugung aussprach: zum Verständniß der deutschen Dichter des Mittelalters sei nöthig, daß unser Sinn die neue allgemeine europäische, modern-antike Denkungsweise verlasse, und deutsch und christlich werde, fügte er hinzu: „Ich gestehe, daß ich mir diese Denkungsweise, so weit ich sie besitze, nicht zuerst aus den Dichterwerken erworben habe, sondern daß

mir vor der Boisserée'schen Gemäldesammlung darüber plötzlich ein Licht aufging. Da sah ich mit einem Male, wie schnöde verkannt unser Größtes ist, und daß z. B. statt der vorgeworfenen Steifheit, Lieblichkeit und Grazie gerade eminente Eigenschaften unserer Alten sind'[1]. Er fühlte sich ,wie neugeboren' und glaubte ,in den christlichen Schönheitsidealen das beste innerste Wesen des Christenthums zu erkennen und das edelste Beförderungsmittel der in unserer Zeit so tief gesunkenen religiösen Gesinnung'.

Unter diesen Eindrücken trat er seine Reise nach Italien an.

III. Unter den deutschen Künstlern in Rom.

„Ich werde also', schrieb Böhmer am 17. September 1818 seinem Freunde Schulz, ,in wenigen Tagen nach Italien, dem Lande meiner Sehnsucht, dem Tempel der Kunst, mit Struckmann und einigen andern Gefährten abreisen, und ich gehe mit dem ernsten Willen über die Alpen, redlich zu streben, unbefangen zu urtheilen und jede Gelegenheit zu benutzen, damit die Reise für mein Leben fruchtreich werde.'

Am 21. September verließ er Frankfurt und die Reise ging zunächst nach Heidelberg, wo er mit den Genossen zweimal die Boisserée'sche Gemäldesammlung besuchte und nicht müde werden konnte, sich ,die Eigenthümlichkeiten deutscher Kunst noch recht einzuprägen, um desto besser die Hauptwerke christlicher Malerei und insbesondere die Raphaelischen Schöpfungen aus unmittelbarer Anschauung in Italien zu würdigen.'

'Auf der weitern Fahrt durch das herrliche Baden überraschte ihn der schöne Menschenschlag unter den Bauern, der Anblick der reichen und wohlaussehenden Dörfer und er

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 119.

rief aus: ‚Hier ist Frucht der Freiheit. Weg mit der Leibeigenschaft! Nur der freie Bauer ist wahrhaft thätig und mannhaft.‘ Und in seinen ‚Begriffen von der Mannhaftigkeit des frühern deutschen Bürgerthums‘ wurde er in Straßburg und Freiburg bestärkt, wo die beiden Münster auf ihn einen ‚so gewaltigen, so unbeschreiblichen Eindruck ausübten‘, daß ihm, sagt er, ‚von nun an kein Zunftgelehrter mehr einreden könne: das Mittelalter, welches solche Werke schuf, sei ein Zeitalter der Barbarei gewesen.‘ ‚Der Straßburger Münster‘, schrieb er später einmal, ‚erhebt sich jugendlich frisch, kräftig und kühn aus der Mitte der vom thätigen Gewerke belebten Häuser weithin ragend über die Fläche des Rheinthals. Wer doch könnte im Angesicht der Schlankheit des Thurms, dessen Zierlichkeit kein Goldgeschmeide, dessen leichte Durchbrochenheit keine Filigranarbeit übertreffen kann, von dunklem Mittelalter oder plumper Deutschheit noch Irrwahn träumen‘[1]. Die Dome in Freiburg und Straßburg schienen ihm ‚allein ausreichend, um das Zeitalter, welches sie hervorbrachte, als ein kräftiges, hochcivilisirtes darzustellen.‘ ‚Nicht bloß Kunst‘, sagt er, ‚sondern Manneskraft kann man daran studiren. Was hat denn unsere Zeit Aehnliches aufzuweisen? Durch Literatur und Philosophie allein kann kein Volk gesund werden.‘

In ‚jugendfrischer, gehobener Stimmung und von der erhabenen und mächtigen Alpenwelt im Innersten freudig erschüttert und zu Muth und Selbstvertrauen gemahnt‘, verweilten die Freunde mehrere Wochen in der Schweiz und erreichten dann über Mailand und Florenz am 16. November die ewige Stadt, das Ziel ihrer Reise. Wie sehr auch Böhmer vor übertriebenen Erwartungen sich zu hüten gesucht, so hatte er sich doch von Roms antiker Physiognomie

[1] Bd. 1, 184.

ganz andere Begriffe gemacht! Daß dort das Alterthum überall von dem neuen Leben benagt worden und sich nur gleichsam in einigen zum Andenken übrig gelassenen Haupt- und Cabinetsstücken noch vorhanden zeigte, war ihm ein überaus widriger Anblick. Aber er fand sich bald zurecht. Schon im December schrieb er: ‚Es gefällt mir hier mit jedem Tage viel besser, die Zeit entflieht mir schneller als je in meinem Leben und nur mit Schaudern denke ich an den Tag, an welchem ich dieses einzige Rom verlassen muß‘ . . . ‚Rom, welches mich im Anfange bitter täuschte, übertrifft jetzt alle meine Hoffnungen . . . Alle guten Geister loben den Herrn, und ich habe hier eine Gesellschaft guter Geister gefunden, die mir zum Vorbilde dienen sollen und deren ich mich durch offenen Sinn und reges Streben würdig machen will.‘

Die ‚Gesellschaft der guten Geister‘, in welche Böhmer eintrat, war die der deutschen Künstler in Rom, von denen er gleich am Tage nach seiner Ankunft den Maler Dieterich, den Architekten Müntler und den Kupferstecher Barth kennen lernte. Er kam gerade zur glücklichsten Zeit, wo die größten und würdigsten Vertreter der ‚aus der Klosterstille eines kleinen Freundekreises‘ längst herausgetretenen neudeutschen Kunst aus allen Theilen Deutschlands, von der Nordsee und den Alpen, vom Rhein, der Donau und der Oder noch beisammen waren, wo außer den Genannten Männer wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler, Olivier, Ramboux, Mosler, Hermann, Plattner und noch viele Andere ein ‚geistiges Deutschland‘ bildeten, wie es im Vaterlande selbst an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Alle diese Künstler hatten den Muth, mit jugendlichem Eifer dem verrotteten akademischen Unwesen entgegenzutreten, und den italienischen Formalismus und die neufranzösischen Kunsttraditionen kühn

durchbrechend, suchten sie ‚in das Wesen, in die Gestalt der Dinge einzudringen, um Geist und Leben zu gewinnen und zu verbreiten.‘ Wie ‚im Namen aller Besseren unter den Kunstjüngern sprechend‘, hatte Cornelius, befragt über die Zwecke der Kunst und über den Stil christlicher Ideale, schon viele Jahre früher geschrieben: ‚Vor allem möchte ich anschaulich machen, daß mein Bestreben keineswegs ein Beschwören eines längst abgeschiedenen Geistes ist, sondern daß ich mich nur in so fern an das Alte schließe, als es Raphael gethan, als es Virgil an Homer, als es Göthe und Schiller an Shakespeare gethan. Und so ist alles Große und Herrliche entstanden, so schritt die Menschenbildung von Zeitalter zu Zeitalter, und Jahrhunderte reichten sich die Hände. Wie arm hat sich unsere Zeit das Ingenium der Menschheit gedacht, da sie sich ein Ideal machen wollte für alle Zeiten! wie äußerlich ist nicht die Entäußerung des Aeußerlichen! Wo ist ein Kunstwerk dieser Art, das wahre Innigkeit und tiefes, heiliges Leben athme? das ächte Ideal aller Zeiten!‘ [1]

Unter diesen Künstlern, die ihren Sammelplatz vorzüglich im Café Greco gefunden, verbrachte nun Böhmer volle fünf Monate und sein Tagebuch gibt uns genauen Bericht über die einzelnen Unterhaltungen, die er im täglichen Verkehr mit denselben beim Besuche der Kirchen, der alten Bauwerke und Ruinen, der Gallerien und Ateliers gepflogen, über die Belehrungen, die er empfangen: wie Cornelius ihn in den Geist der Raphaelischen Schöpfungen einführte, Mosler über die Entstehung und Ausbildung der gothischen Baukunst Aufschlüsse gab, Amsler die Neubildung der Kupferstecherkunst erklärte, Barth den Unsegen der modernen Kunst-

[1] Ein Brief an den Primas Dalberg, aus dessen Originalconcept (ohne Datum) Böhmer Abschrift nahm.

akademien nachwies und Koch mit Humor und Sarkasmus gegen falschen Kunstgeschmack und das manierirte Franzosenthum loszog. Die gewaltigste Wirkung übte auf ihn der Umgang mit Cornelius, dessen ritterliche, heldenhafte Persönlichkeit ihm imponirte, und in dessen Schöpfungen er damals schon die Formschönheit der Alten, das tiefsinnige Gemüth des Mittelalters und die Ideenfülle der Neuzeit harmonisch verbunden und verkörpert sah. Er konnte nie genug das Glück seines römischen Aufenthaltes preisen. ‚Wie war es damals so schön', schreibt er, ‚als ich einen großen Kreis von Kunstjüngern kannte, die der Kunst um ihrer selbst willen huldigten, sie mehr liebten als das Leben und vollends als schmutziges Geld oder weltliche Ehre, eitlen Ruhm oder Gnadenbezeugungen der Großen; als ein armes, einfältiges, religiöses, häusliches Leben in Zufriedenheit und Genügsamkeit und das Verehren der großen alten Meister unsere Freude, das Aufsuchen des von ihnen betretenen Pfades unser eifriges Streben, Reinheit der Sitten und des Gedankens unser Glück, Lauschen und achtsames Hören auf die Stimme Gottes in unserem Innern unsere tägliche Uebung, enge Verbrüderung Aller zu einem hohen gemeinsamen Ziel unser heiliges Palladium war! Was hoffte ich damals, welche Gelübde that ich, wie rang ich: und der Segen goß sein Horn aus und es gedieh Alles über Hoffen und Verstehen.'

Auch von den geselligen Abenden im Café Greco oder in der Sabina, von mehreren Künstlerfesten, die während seiner Anwesenheit in Rom gefeiert wurden, und dem ganzen Leben und Treiben der Künstler entwirft Böhmer allerlei, bisweilen recht lebhafte Schilderungen, die keineswegs den gleichzeitigen Briefen Niebuhr's, sondern durchaus den Worten entsprechen, welche Cornelius über das anregende und heitere Zusammensein und über Geist und Streben der

Kunstgenossen an den Grafen Racynski richtete. ‚Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthaltes in Rom in kurzen und dürftigen Notizen darzustellen; aber ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche hier nicht blos von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen waren von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität, der alle besseren Gemüther so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot.‘ Fast vierzig Jahre nach seinem ersten Aufenthalt in Rom äußerte sich Böhmer, in sehnsüchtiger Rückerinnerung an die dort verlebte Zeit, über das Leben und Schaffen der Künstler: ‚Es war darin keine Spur von Trivialität, alles war voll Inhalt, voll sprühender Funken, kein Gespräch ohne ein fermentum cognitionis, zwar noch viel wildes Fleisch, aber an einem starken Körper, manch' ungeschliffener Diamant, der aber mit seinem eigenen Staube geschliffen wurde. Freilich herrschte oft bei den Zusammenkünften eine so ungebundene Fröhlichkeit, daß ein Fernstehender, dem es unbekannt, wie dieselben Männer, von den höchsten Idealen erfüllt, den Tag über rastlos schufen, leicht einen verkehrten Begriff von ihnen sich bilden konnte.‘ In ihren Gesprächen über religiöse Dinge, über Philosophie, Literatur u. s. w. platzten die Geister oft heftig auf einander, aber am andern Tage lautete die Parole wieder: ‚Waffenbrüderschaft zu einem hohen Ziel, das wir nicht wie eine Schanze plötzlich erobern können, sondern mit saurer Mühe erkämpfen müssen‘, und ‚Groll‘, sagt Böhmer, kam nie zwischen uns auf.‘

Alle diese ‚guten Geister‘ wollten das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen, und von heißer Liebe für alles Vaterländische erglüht, bezweckten sie in ihrer

ganzen Kunst nichts Anderes, als mitzuwirken an dem neuen Werke der Zeit, an der Wiedergeburt des deutschen Volkes, dessen unter der Fremdherrschaft gestählte Kraft nach schweren Kämpfen die Freiheit errungen hatte; und die Alle an eine große Zukunft der Nation eben so fest glaubten, wie an sich selbst.' Wurden auch bisweilen unter ihnen darüber Klagen laut, daß ,das Vaterland sich der deutschen Künstler, die auch im Auslande echt deutsch geblieben, nicht annehme', so gab doch keiner der ,Ritter von der deutschen Tafelrunde' die Hoffnung auf, daß sie dereinst auf heimischem Boden die heimische Kunst würden pflegen können. Und wie sie selbst durch die Kunst patriotische Gesinnungen fördern wollten, so müßten auch, glaubten sie, alle Wissenschaften, insbesondere die Literatur und Geschichtschreibung, ,eine durchaus patriotische Richtung und eine bessere Tendenz für's Leben nehmen.' Als Vertreter dieser neuen Richtung in der Literatur feierten die Freunde an den geselligen Abenden den lebensfrischen Ludwig Uhland, der in der deutschen Jugend Muth und Selbstvertrauen wachrief, und Friedrich Rückert, der persönlich an ihren Bestrebungen in Rom Antheil genommen, ,eine Fülle von neuen Gedanken gespendet hatte und überall in einem gar guten Andenken stand.' Weniger begeistert war man für Göthe. Man sang gern seine Lieder und trank an der Tafelrunde ,auf das Wohl des Altmeisters deutscher Dichtkunst', aber man hielt dafür, daß seine vaterländischen Gefühle, unter deren Einfluß er den Götz von Berlichingen geschrieben und den Straßburger Münster verherrlicht habe, längst verklungen seien, und man konnte sich mit dem Geist seiner späteren Schriften und Kunsturtheile nicht befreunden. ,Göthe ist zu alt', sagte Cornelius einmal, ,und sollte nicht mehr schreiben', und Böhmer meldete seinem Freunde Dr. V. Müller: ,An Göthe bin ich in Rom irre geworden, denn ich kann mich

der Ansicht meiner hiesigen Künstlerfreunde nicht verschließen, daß, wenigstens vorläufig, uns Deutschen nur das vom nationalen Geiste Beseelte nützen kann. National, nicht universal ist jetzt unser Aller Losung.' Und in gleichem Sinne bezeichnet er in einem Briefe an Pfeiffer[1] als das wichtigste Resultat seiner Reise: ‚die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen.' ‚Das Vaterländische aber', sagt er anderwärts, ‚kann man nur lieben, wenn man es kennt. Man liebt nur dauernd, was man kennt. Seine Kenntniß liegt in der Geschichte, in der Sprache und Literatur, in der Kunst. Letztere will ich zuerst studiren.' ‚Ich spüre den größten Drang in mir, von nun an nicht mehr abzulassen, Kunstwerke zu beschauen und zu erkennen. Besonders freue ich mich darauf, mich in die gothische Baukunst einzustudiren, weil wir darin die herrlichsten Denkmäler haben und dieß ein Gegenstand ist, der am meisten in der ganzen Kunst mit unserer deutschen Geschichte und Individualität zusammenhängt.' Auch die altdeutsche Literatur trat in Rom näher an Böhmer heran, und wenn er auch der Ansicht war, daß ihr Werth von den deutschen Künstlern überschätzt würde, so pries er doch schon ‚die Kernkost, welche das Nibelungenlied enthält' und wollte ‚lieber bei ihr ein tüchtiger Bürgersmann sein, als poetisches Confekt beim Theetisch ablecken.'[2]

Während so die ‚deutsche Colonie in Rom in ihrer ganzen Geistesrichtung und in all' ihren Zukunftsplänen nur nach Deutschland blickte', und während Böhmer mit Begeisterung an einem großen Manifeste[3] arbeitete, an zwei Freunde gerichtet, denen er ‚den Geist der neuen Zeit und wie sich Jeder an seinem Werke für's Vaterland betheiligen

[1] Bd. 2, 31.
[2] Bd. 2, 41.
[3] Nur ein Theil desselben liegt vor, Bd. 2, 32—37.

müsse‘, zu erklären suchte: rief die Nachricht, Kaiser Franz, der ehemalige Hort des Reiches, komme zu Ostern 1819 nach Rom, unter den deutschen Künstlern eine große Bewegung hervor, und man hörte die Hoffnung äußern, mit dem Kaiser werde nach seiner Rückkunft in Deutschland gleichzeitig die neudeutsche Kunst in Wien ihren Einzug halten. Man weiß, wie bitter diese Hoffnungen getäuscht wurden [1]. Dem Kaiser Franz war beigebracht worden, daß auch die ‚neudeutschen Künstler, im deutschen Rock und Barett‘, zu dem ‚revolutionären deutschen Jünglingsbunde‘ gehörten, und so erklärt sich schon allein hieraus das geringe Interesse, welches er der ihm zu Ehren veranstalteten großartigen Kunstausstellung im Palazzo Caffarelli widmete. Der Kaiser kaufte nichts, und sein allmächtiger Minister Fürst Metternich feilschte unfürstlich um den Preis einer schönen Landschaft, die er bei dem deutschen Maler Rhoden bestellt hatte. Rhoden hatte für dieselbe nur ein Geringes mehr gefordert als ihm ein Frankfurter Bürger kürzlich für eine ähnliche bezahlt, aber der Fürst bot ihm nur die Hälfte des Preises! Der Künstler behielt sein Werk, und es gab Freunde, die ihn darum beglückwünschten, weil Fürst Metternich ein schlechter Zahler sei. Aber diese Freunde thaten dem Fürsten Unrecht. Fürst Metternich war Protector der Kunst, zwar nicht der deutschen, revolutionären, aber der französischen, die seinem Salongeiste besser entsprach. Für ungeheure Summen kaufte er sich — französische Modebilder und bezahlte sie baar. Was lag ihm daran, daß die deutschen Künstler sein Benehmen undeutsch und unwürdig fanden und Rhoden, über die ihm gewordene Behandlung auf das tiefste verstimmt, im Café Greco ausrief: ‚Will einer meiner Söhne auch ein Künstler werden, so werde ich ihn so lange prügeln

[1] Vergl. Cornill: Joh. David Passavant (Frankfurt 1864) S. 1, 68.

bis er den Gedanken aufgibt, und wenn ich selbst auf eine andere Art unterzukommen weiß, so gebe auch ich die Kunst auf.' Böhmer schreibt über die Ausstellung im Palazzo Caffarelli: ‚Es war für die Kunst ein epochemachender Moment. Die so mühsam durch die Schranken, welche das Akademiewesen ihrem Geiste, welche große Entbehrungen ihrem äußern Fortkommen entgegengesetzt, sich durchgekämpft hatten, standen als Ueberwinder durch zeugnißgebende Werke zum erstenmal im großen Vereine beisammen. Die einzelnen Pfeile erschienen in einem starken Bündel. Aber die schnöde Aufnahme, die ihnen wurde, zeigte ihnen bald die Unrichtigkeit der gehegten Hoffnungen, und lauter als je schien der Satz sich auszusprechen, daß das Gediegene, das wahrhaft Große, nach wie vor, nicht unter den Großen der Erde, sondern nur unter Hirten und Fischern gedeihe.'

An den Aufenthalt des Kaisers in Rom knüpft er noch folgende Betrachtungen: ‚Die Kälte, mit der ihn die Römer aufnahmen, entsprach ihrem Sinne und dem der übrigen Italiener, bei welchen der Haß und die Verachtung Oesterreichs doch noch größer sind, als die Unterwürfigkeit unter dasselbe. Dieses schien mir nicht unmerkwürdig. Dann auch der Augenblick, welcher, die Geschichte seit Jahrhunderten gleichsam wie in einem Spiegel zeigend, mich den Kaiser Franz nach so vielfachem Schicksal, nach solchem Unglück in früheren Jahren, aber nun der Besieger und Beherrscher Italiens, in der Peterskirche vor dem Grabe der Gräfin Mathilde sehen ließ, auf deren Sarkophag die Demüthigung Heinrichs IV. zu Canossa abgebildet ist.' Bei den kirchlichen Functionen zeigten der Kaiser und die Kaiserin die größte Andacht, aber das ganze hohe Gefolge benahm sich durch Schwätzen und Lachen so unwürdig, daß Böhmer noch im Alter von den widrigen Eindrücken sprach, die er davon empfangen hatte.

‚Ueberhaupt machte die ganze Kaiserparade‘, schreibt er, ‚auf die deutsche Gesellschaft in Rom einen überaus ungünstigen Eindruck, und die Nachrichten, die wir aus Deutschland empfangen, regen uns unglaublich auf; Sands kühne That steht dabei obenan. Mit der Zeit stiller Denkungsart ist es vorüber, Actionsgedanken dringen mit Recht in die Jugend ein, die man um alle Hoffnungen ihres Patriotismus betrogen hat.‘ So absonderlich dieser Ausspruch von ‚Actionsgedanken‘ und der Wahlspruch Huttens, den er ein andermal anführte [1], für Böhmer selbst in seinen reiferen Jahren geklungen haben mag, so war er ihm damals doch ‚aus dem Herzen geschrieben‘ und er zeugt dafür, wie weit sogar unter den Edelgesinnten der ‚allgemeine Ton der Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit allem Bestehenden damals um sich gegriffen.‘ Während Böhmer noch im Jahre 1817 trotz aller Einsicht in das Elend der politischen Zustände Deutschlands jede ‚revolutionäre Auflehnung gegen das Bestehende perhorrescirte‘ und der Ueberzeugung war, daß auch im staatlichen Leben nur Liebe und Vertrauen helfen könne und das eigentliche Heil für die Nation nur von der Pflege und Förderung ihrer geistigen Güter zu erwarten sei: so hatte er nunmehr mit seinen Freunden in Rom alle ‚Furcht vor dem revolutionären Geiste verloren‘ und war weit entfernt das Bestreben derjenigen zu tadeln, die ‚eine Veränderung in den staatlichen Verhältnissen verlangten.‘ ‚Unsere geordneten Mächte‘, sagt er, ‚begreifen nicht den Geist der Zeit und bieten keine moralischen Kräfte auf, sondern wollen mit dem Polizeistock regieren. Der frühere Haß gegen die Fremdherrschaft hat sich darum in Haß gegen das verkehrt, was an ihre Stelle getreten ist und ebenso wie jene allen Aufschwung deutschen Geistes niederhält. Was

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 46.

Wunder, wenn wir einig werden in der Losung: es muß anders werden.‘ Wie es aber anders werden, wie man ‚zum Nutzen des Volkes praktisch vorgehen‘ solle, darüber war er sich eben so unklar, wie es seine ‚im dunkeln Drange edel strebenden Freunde‘ waren, die gelegentlich mit ihm auf ‚Freiheit und Gleichheit‘ tranken, die ‚das stehende Militär als eins der größten Uebel abgeschafft‘ und den ‚Volkswillen‘ zur Geltung gebracht wissen wollten. Nur über ‚die Nothwendigkeit des Anderswerdens‘ war man sich klar, und Böhmer fand es empörend, daß die ‚Anhänger eines neu zu Schaffenden‘ als Revolutionäre bezeichnet würden, während man es ganz in der Ordnung finde gegen alle Volksrechte zu revolutioniren. Ueberhaupt," meinte er, sprächen nur diejenigen von revolutionären Umtrieben, ‚die da fürchten, daß ihre Schlechtigkeit aufgedeckt werde, die da fühlen, daß eine Macht im Anzuge ist gegen ihre Windbeutelei, ihre Niedertracht, ihre Sittenlosigkeit.‘ Die Russen, sagt er weiter, verstehen unter revolutionärer Gesinnung ‚jedes patriotisch Gute, weil sie uns schlecht und feige haben wollen, damit sie, wie sie wünschen, ungehindert in Deutschland herrschen können‘, und den russischen Geist erklärt er an einer andern Stelle ‚für den gefährlichsten und corrumpirendsten von allen fremden Geistern, die uns je beeinflußt haben.‘ Man müsse ihn ‚mit siebenfachem Bann belegen.‘

In solcher Stimmung hörte er in Rom am 6. April 1819 von der Ermordung des ‚russischen Spionen‘ Kotzebue durch den schwärmerischen Sand und dieses ‚blutige Rachewerk‘ bildete von nun an den täglichen Gegenstand seiner Gespräche mit den Freunden. Er berichtet darüber ausführlich in seinem Tagebuch. Cornelius, der sich anfangs entschieden gegen Sand ausgesprochen und dessen Verbrechen unbedingt verurtheilt hatte, wurde schwankend in seinen Ansichten als ihm Böhmer den bekannten, zuerst von der All-

gemeinen Zeitung veröffentlichten Brief vorlas, welchen der Schwärmer kurz vor Verübung seiner blutigen That an die Seinigen erlassen hatte. ‚Einigemal‘, schreibt Böhmer, ‚unterbrach mich Cornelius und bewunderte die Grandiosität dieser Gesinnung. Am Ende sagte er: nun wisse er freilich nicht mehr, was er zu der Sache sagen solle.‘ Die Freunde stimmten darin überein, daß man das Ereigniß allerdings als ein schlimmes Zeichen der Krankheit der Zeit betrachten müsse, ‚diese sei aber aus den thörichten und despotischen Handlungen der Fürsten entstanden.‘ Kotzebue habe im Verein mit andern Romanschreibern vorzüglich unter der weiblichen Jugend in Deutschland viel Böses angerichtet, er habe Deutschland und seine Schriftsteller verleumdet, der Tyrannei geschmeichelt und sich als das niedrigste Werkzeug von Tyrannen gebrauchen lassen, endlich habe er die Verfassung des Großherzogthums Weimar frevelhaft angetastet: darum, meinte Böhmer, solle man das Urtheil über die ‚That‘ Sands dahingestellt sein lassen und sich ‚lieber an seinem Muth und Patriotismus erheben.‘ Mit dem Briefe Sands, worin sich der Kampf eines edlen Gemüthes abspiegelt, welches den Verirrungen eines wilden Fanatismus erlag, machte Böhmer ‚bei allen Genossen die Runde‘, las ihn wieder und wieder vor und fand vor allen ‚gute Gesinnung und Ergriffenheit‘ bei Dieterich, Mosler, Passavant und Eberhard, mit denen er dann eine ‚besondere Feier‘ veranstaltete. ‚Wir sprachen lange und vieles‘, heißt es in seinen Notizen vom 30. April, ‚von vaterländischen Angelegenheiten und zum Lobe Sand's, alle auf's herzlichste und einstimmigste ... dann gingen wir alle ernstheiter gestimmt zur Porta Pia hinaus . . . Wir gingen in die Tempelskneipe hinein und setzten uns um den Tisch. Wir sprachen nun gar mancherlei . . Sakontala, indische Mythen und Architektur ... Lob des Ortes, wo man immer so zufrieden

ist, mit wenigen heiter, mit vielen lustig. Zurückwünschung des Rückert. Obgleich Scirocco, war die Aussicht auf die Campagna doch sehr herrlich. Gesänge: Heil unserm Bunde. Sand's Gesundheit. Möge Gott ihm verzeihen, wie wir an ihm uns erheben. Das Lied: Mein Grab sei unter Weiden nach Eberhard's trefflicher Composition. Es war schon ziemlich Nacht als wir weggingen. . . Gerade um zwei Uhr kamen wir zu dem noch offenen Thore herein. Es begann etwas zu regnen. Der Soldat singt: chi siete. Dieterich antwortet ihm auch singend: siamo amici, und nun sang Alles lauter Ritornelle. Ich ging dann in die Borghese, wo ich den Ramboux und den Amsler traf, denen ich Sand's Brief auch noch vorlas. Sie sprachen nach ihrer Art weniger darüber, schienen aber ergriffen und gleichgesinnt.' ,Noch als Greise', sagt der Biograph Passavants über das Fest in der Tempelskneipe, ,erinnerten sich die beiden Frankfurter Freunde gern jener unvergeßlich schönen Stunden' [1], aber Böhmer urtheilte doch im Alter anders über Sand's Verbrechen, als damals in Rom, wo er es dem Dr. Schöne, den er im Atelier bei Schnorr traf, als ,Thorheit' anrechnete, an dessen That den Maßstab irgend eines Moralsystems anlegen zu wollen, und wo ihm die Aeußerungen Plattner's gegen Sand zum Beweise dienten, daß es ,selbst für einen Deutschen so schwer sei den neuen Geist zu begreifen.'

Böhmer hatte seinen Aufenthalt in Rom durch eine vierwöchentliche Reise nach Neapel und Umgegend unterbrochen [2] und diese Reise erschien ihm wie ,eine reizende Episode: mit dem interessantesten Alterthum in Pompeji und Portici, dem größten in Pästum, der herrlichsten Natur: sei es nun das klare Meer betrachtend mit seinen Inseln

[1] Cornill 1, 68.

[2] Vergl. Näheres in: Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 28—32.

und Vorgebirgen, sei es der donnernde Vesuv (den er zweimal bestieg) oder das üppig bewachsene Land.' Aber das dortige Volk gefiel ihm durchaus nicht und so sehnte er sich nach dem ‚liebenswürdigen, lebensfrohen, leichten Sinn der Römer' zurück, die ihm ‚immer besser gefielen und noch viele Jahre lang immer wieder sehnsüchtige Erinnerungen weckten', denen er später an seinem Studirpulte in Frankfurt oft und gern nachhing. ‚Ich lernte mich', schreibt er, ‚in den Charakter des Volkes finden und wurde gerechter gegen dasselbe, und gewann nach und nach die lebensfrohe Ansicht, welche Italiens blauer Himmel als dort die einzig wahre zu bestätigen scheint. Ich fand hier in den Begriffen und der Denkungsart des Volkes noch die ächtesten Spuren des Alterthums, dessen eigentliches Leben doch wohl auch noch etwas mehr war, als seine todten Werke, deren Ueberreste sich mir nur als eine herrliche Folie-zusammenstellten, auf der uns näher verwandt das christliche Mittelalter sich erhob. So war ich mit dem, was erst mir widerwärtig erschien, versöhnt, und wie ich gleich Anfangs aus Grundsatz nicht dahin gestrebt hatte, gerade jeden berühmten Steinklumpen oder Schutthaufen zu besehen, sondern vielmehr mich einheimisch zu fühlen bemüht war: so ließ nun die schönste Gewohnheit italienischen Lebens mich die frohe Gegenwart in ihrer Fülle genießen. Wenn auch im Vorbeigehen ernst es mahnte, daß das größte Werk, welches die Welteroberer hinterließen, ein Theater war, so schienen doch der grünende und blühende Frühling, welcher die alten Trümmer überdeckte, das Leben der Natur, welches nun wieder nach dem unvermeidlichen Gesetz sein altes Recht einnahm, an den frohen Augenblick zu erinnern, und bald brach ich mit gleichem Muthe mir eine Rose auf Tarpejas Felsen oder eine Distel auf dem Grabe des Virgil. Die herrlichen deutschen Freunde, das lebensfrohe, poetische Volk, die

klare durchsichtige Luft, die umgebenden Werke der Kunst: alles bildete einen unendlich schönen, beglückenden Verein.'

Er dichtete:

Wie nach langen Friedenszeiten
In des Kriegers eh'rnem Helm
Tauben sich ihr Nest bereiten:
So auch bist du eingezogen
In das Marsfeld neues Roma,
Eine Taub' im alten Helm.

Und ein andermal:

Von dem Scherbenberge tönet
Jubel her und Gläserklang,
Auf dem Coliseum blühen
Bunte Blumen sonder Zwang:
Unter fröhl'chen Italienern
Geht der Deutsche ernsten Gang.

Im Verkehr mit den ‚herrlichen deutschen Freunden' hatte er allmählich nicht bloß die Kunstansichten der neudeutschen Schule genauer kennen gelernt, sondern auch nach allen Seiten hin einen neuen bestimmten Standpunkt und neue Ansichten gewonnen. Durch richtigere Erkenntniß der alten Kunstwerke war er in das Mittelalter geführt und aufmerksam gemacht worden auf das damalige, in allen Beziehungen organisch entstandene und verbundene Leben, und dadurch hatte sich ihm ‚rückwirkend auch wieder bessere Einsicht in die Kunst im Allgemeinen' erschlossen und mit geöffnetem Sinne lernte er nun zugleich das Herrliche der alten Zeiten bewundern und mit warmer und steigender Theilnahme sich über das freuen, was er als die frischeste Blüte einer neuen Zeit unter seinen Augen entstehen sah. Wie mächtig auch die ‚italienische Kunst seit der Renaissance' auf ihn wirkte, so blieb er doch ‚dem Geiste der alt- und neudeutschen' treu, und besonders bezeichnend dafür sind seine Worte: ‚die den Deutschen ganz eigenthümliche Grazie ist eine jungfräuliche zu nennen.

Darum verkennt die moderne Welt, die von allen Dingen für Jungfräulichkeit am wenigsten Sinn und am wenigsten Achtung davor hat, diese Grazie so gänzlich. Welche Grazie aber bei den Italienern so großen Beifall findet, das ist die Grazie der Buhlerei oder der Ueppigkeit, welche schon bei Raphael und Titian fast vorherrschend ist.'[1] Die Kunst, sagt er, soll ,ernst und heilig sein und das Gemüth mit Ehrfurcht, Demuth und allen religiösen Gesinnungen erfüllen, und eine solche Kunst will ich mit vier meiner Freunde befördern'.

Diese Freunde, die unter allen übrigen in Rom seinem ,Herzen am nächsten standen', waren: Johann David Passavant, der sich mit ,Mannesmuth durch alle Schwierigkeiten zur Kunst emporgearbeitet' hatte, ihm ,auf das Freundschaftlichste entgegen kam und von allen Künstlern in Rom am meisten in Achtung stand'; Julius Schnorr, der die ,besondere Eigenschaft' besaß, ,andere Leute wirklich ganz zu bezaubern'; Samuel Amsler, dessen Innigkeit, Anspruchslosigkeit und Berufstreue Böhmer nicht genug zu rühmen wußte, und endlich Carl Barth, dem er seine gutherzigen Poltereien und Schrullen gern nachsah, sich an seinem ,tüchtigen Wesen, seinem ächtdeutschen Charakter' erbauend. Mit diesen vier Freunden wurde die ,Ausführung eines größeren Unternehmens verabredet, welches den religiösen Sinn befördern und zugleich ein bleibendes Denkmal ihrer treuinnigen Bruderliebe und ihres gemeinsamen römischen Aufenthaltes' sein sollte, nämlich ,die Herausgabe einer Bibel, mit gestochenen Bildern nach Werken der neuen deutschen Künstler versehen, als deutsches National- und Volkswerk'. Schnorr war dazu ausersehen die erste Zeichnung zu liefern, Amsler und Barth wollten die ersten Stiche ausführen, Böhmer bezahlte bereits als ersten Zuschuß hundert Scudi und Passavant, der eben an seinen: ,Ansichten über die bildenden Künste'

[1] Bd. 2, 60.

arbeitete, sollte als Kunstschriftsteller mit der Feder für das Unternehmen thätig sein. Bei einem zur Feier von Albrecht Dürers Geburtstag, am 20. Mai 1819, veranstalteten Künstlerfeste gelobten sich die Freunde zur Durchführung ‚des Nationalwerks' treu zusammen zu halten, und aus Böhmers Briefen erfahren wir, wie sehr ihm das Werk auch noch in späteren Jahren am Herzen lag.

Aber für Böhmer schlug wenige Tage nach dem Künstlerfeste die Stunde der Trennung ‚von dem einzigen Rom, wo alles großartig, wenn man es nur verstehen will, von dem guten Volke, von den deutschen Freunden, den Vorkämpfern des ächt deutschen Geistes, deren Achtung, Liebe und Vertrauen besessen zu haben' ihm ‚als eine besonders glückliche Lebensfügung, ja als eine besondere Gnade des Himmels' erschien. Vor seiner Abreise wurde noch mit allen Freunden auf dauernde Brüderlichkeit Smollis getrunken und Schnorr und Passavant gaben am 31. Mai dem scheidenden Böhmer das Geleit. In Siena bewunderten die Freunde besonders die im Saale der Libreria von Pinturicchio ausgeführten Fresken, welche Leben und Thaten des Aeneas Silvius Piccolomini, nachherigen Papstes Pius II., darstellen. ‚Man erinnerte sich,' sagt Passavants Biograph, ‚an dessen berühmte Briefe, die er als Legat in Deutschland geschrieben und in denen er unsere mittelalterliche Städteblüthe so bezaubernd schildert. Gemeinsam war man für jene Zeiten begeistert, in denen Leben, Staat und Kunst aus dem kirchlichen Boden einer sittlichen Religiösität hervorgewachsen und so herrlich gediehen waren. Böhmer dachte damals daran, diese Briefe für sein Volk zu übersetzen'.

Nachdem Böhmer in Venedig eine schwere Krankheit glücklich überstanden, lebte er ‚im lieben Vaterlande unter den ehrlichen Tyrolern' von Neuem auf. ‚Ich kann Dir es nicht sagen,' schrieb er an Mosler, ‚welchen frohen Ein-

druck es auf mich machte, von allen Seiten wieder unsere Sprache zu vernehmen. In Innsbruck sah ich Maximilians Denkmal, mich dabei an Dich, der mir zuerst davon gesprochen, lebhaft erinnernd. Wer hat diesen Gedanken gehabt, daß ein großer Fürst am würdigsten so ruhe, umgeben von den Darstellungen seiner Thaten, mitten unter den Bildern seiner gewaltigen Vorfahren und aller derjenigen, welche gut und groß herrschten seit dem Beginne der neuen Zeit? daß auch dießmal die würdigste Behandlung einen Würdigen getroffen habe: Alles trägt zur Erhöhung dieses Denkmals bei. Aber traurig verließ ich es. Mit ihm, mit diesen Werken ist ja unsere beste Zeit geschlossen'. Und an zwei andern Stellen sagt er: ‚Das Grabmal des Kaisers Max in Innsbruck ist ein Werk, dem kein Volk etwas Aehnliches, weder in der Idee, noch in der Ausführung an die Seite zu setzen hat. Der Eintretende unter diese erhabene Versammlung (in allem sind es 56 metallne Figuren, theils unter, theils über Lebensgröße) wird von einem gewaltigen Gefühle durchschüttert:

> Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
> Die hier vor Gott im ew'gen Cyklus halten
> Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?
> An Maxens Grabmal steh' ich, tief verwundert,
> Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
> Herüber in das aufgeschmolzene Herz.
> Was jetzt der Erzkolossen inneres Wesen,
> Das ist es auch den Lebenden gewesen:
> Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft.

So stumm und ernst stehen die hohen Königsbilder da herum; es ist nichts, mit dem man diesen Verein vergleichen könnte, und ich weiß keinen Ort, von dem man sich das natürlicher vorstellen könnte, was im Wilhelm Meister Mignon von den Marmorbildern singt, als von diesem'.

In München ‚erquickte‘ sich Böhmer an den Werken der oberdeutschen Malerei und besuchte dann auf mehrere Tage die mit ihren Kunstsachen nach Stuttgart übergesiedelten Gebrüder Boisserée, welche ihn auf das Herzlichste bewillkommneten und in Zukunft ihn ‚als zu ihrem Kreise gehörig‘ anzusehen versprachen. „Ihre Bilder‘, sagt er, ‚wirkten auf mich noch ebenso stark, als wie ich Italien noch nicht gesehen hatte. Ich merke, daß mein Patriotismus meiner Kunstliebe wenigstens gleich steht. Aber richtiger genommen sind sie wohl nur Eins‘. Als er am 12. August 1819 den alten Pfarrthurm von Frankfurt, das ehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, zum erstenmal wieder sah, traten ihm ‚helle Thränen der Freude in die Augen‘. Der Mutter, die ihn mit den Worten empfing: ‚Gottlob daß du wieder da bist; nun, Fritz, mußt du etwas Tüchtiges werden‘, versprach er: ‚Ich will deinen Segen verdienen.‘

Wir lassen hier eine Anzahl gedankenreicher Sonette folgen, welche Böhmer im Anfange der 1820er Jahre in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Venedig dichtete.

Venedig.

1.

Dort auf dem Marcusplatz hab' ich gesessen,
Sah vor mir der Giudecca breiten Hafen,
Und wenn zur Seite meine Augen trafen,
Mußt' ich die Hoheit des Palastes messen.

Da fühlte ich's in meiner Brust sich pressen:
Ist Traumbild dies? Sind es des Schicksals Strafen?
Venetianer, ihr ein Volk der Sclaven?
Wie konntet ihr den alten Ruhm vergessen?

Und wie so in mir schlugen Unmuthswellen,
Von neuem Seyn und alten großen Sachen
Die Sinne mir mit düsterm Gram umnachtend:

Da kam daher ein Trupp Polichinellen,
Und ihnen folgt' das Volk mit lautem Lachen,
Und grimmig lacht' ich mit, sie all' verachtend.

2.

Horcht, horcht ihr Geister in den alten Mauern,
Ich habe euch ein Schrecksal zu verrathen,
Vergessen sind Venedigs alte Thaten,
Und seine Mauern sind's allein, die dauern.

Horcht, horcht ihr Geister, ich erzähl's mit Schauern,
In Knechtschaft ist Venetia gerathen,
Und ohne Kampf ergaben sich zu Gnaden
Die Edeln, fruchtlos blieb der Krieg der Bauern.

In Knechtschaft sind sie, und doch noch lebendig,
Sie essen noch, sie trinken noch und lachen,
Es scheint, sie wüßten nicht, was sie verloren,

Und doch spricht hier ein jeder Stein beständig!
Dies hingelehnet auf des Löwen Rachen
Zischelt' ich leise ihm in seine Ohren.

3.

Das königlichste Schiff in allen Wogen,
Venetia, bist du, die ich begrüße.
Hier trabt kein Roß, kein Quell springt, keine Wiese
Ergrünet, and're Pracht hat dich umzogen.

Gleich Segeln schwellen deiner Kuppeln Bogen;
Mir scheint's als ob empor als Mastbaum sprieße
St. Marcus Thurm, daß der Palast umschließe
Der Steurer Weisheit, die kein Sturm betrogen.

So liegst du stolz und ruhig in dem Busen
Der Adria vor Anker, eingehauen
Als Sinnbild ist der Leu am Rand des Schiffes.

Mit Gian Bellin nah'n sich dir alle Musen,
Die deinem Bord sich sicher anvertrauen,
Nicht fürchtend Klippen noch Gefahr des Riffes.

4.

Wie eine Wasserpflanze aus dem Grunde
Des Meeres hobst du dich und in dem Tanze
Der wilden Wogen wuchs die junge Pflanze
Zu höh'rer Kraft und Schönheit jede Stunde.

Erwachsen reichtest du den Ring zum Bunde
Der Meeresjungfrau, die mit ihrem Kranze
Sich den Gemahl geschmückt, daß von dem Glanze
Durch die erstaunte Welt hinlief die Kunde.

Nun bist du alt und deine Zierden sinken,
Dein Bucentau'r fährt nicht mehr auf den Meeren,
Ermüdet hat dein Löwe sich gesetzet;

Die Wellen, ungehorsam deinen Winken,
Benagen nun dein Pfahlwerk und verzehren
Die Veste nun, die sie sonst nur genetzet.

5.

Hoch stand ich einst auf Sanct Marcus Altane,
Und sah die Stadt zu meinen Füßen liegen,
Sah sich die Wogen um die Häuser schmiegen,
Und sah der Siege Rest: die alte Fahne.

Fern steh' ich nun. Erinn'rung wird zum Kahne,
Will mich zurück in die Lagunen wiegen,
Will landen mich an der Piazetta Stiegen,
Schon seh' ich den Palast, nicht wie im Wahne.

Und was ich einst vom Thurme hab' geschauet,
Wonach ich jetzt im Geist die Sinne wende,
Um das sich Seufzer aus der Brust mir heben:

Ein Denkmal ist es nur aus Stein gebauet,
Ein Mumienbild, deß Athmen längst zu Ende,
Erinn'rung an Erinn'rung, — doch kein Leben.

Zweites Buch: Studien und Anschauungen über Kunst und Literatur.

Das erste Jahrzehnt nach seiner Rückkehr aus Italien bezeichnete Böhmer als die ,Blüthezeit seiner Romantik in Freud und Leid', der es aber nicht um bloße sehnsüchtige Vertiefung in vergangene Herrlichkeit zu thun gewesen, sondern um Leben, aus dem sich neues Leben erzeugen ließe zur Stärkung der Gegenwart, zum rechten eigenen Thun und zur Thätigkeit für Andere. Und darum nannte er diese Zeit auch wohl seine ,geistigen Wanderjahre zur Auffindung des rechten Berufes'. ,Der Thätigkeit sei mein Leben geweiht', schrieb er am 20. April 1820, ,und bei einem solchen Entschluß, mit dem ich einen andern verbinde, nämlich den, stets der Einsicht der Besseren folgen zu wollen, wird sich dann wohl allmälig als richtig herausstellen, was mein Vater mir als Lebenserfahrungssatz einprägte: Labor improbus omnia vincit. Ich stehe nicht im Dienste des Staates, ich gründe keinen eigenen Heerd, aber ich muß dem Vaterlande nützlich werden, und meiner Mutter bin ich schuldig, daß sie an mir Freude erlebe. Zu allem dem bedarf es hoher Ziele und zu deren Erreichung ernster Benutzung und richtiger Eintheilung der Zeit nach den Worten meines Johann von Müller: Constantiam et gravitatem werde man nicht eher erlangen bis alle Stunden des Tages regelmäßig, wie im Kloster, ausgetheilt sind. Je ernster wir thun was wir

sollen, desto freudiger genießen wir, was wir dürfen und wollen. Noch einmal, der Thätigkeit sei mein Leben geweiht'.

Und er weihte es für alle Zukunft ‚im Dienste des Vaterlandes' der Kunst und Wissenschaft, und alle seine Beschäftigungen mit denselben galten ihm nicht als etwas dem Leben Fremdes, sondern als sein eigentliches, eigenstes Leben. Im jugendlichen Drange nach Thätigkeit wiederholte er häufig Göthe's Worte: es komme im Leben bloß auf's Thun an, Leiden und Genießen fänden sich von selbst; aber er fühlte doch bald, daß nicht Alles, was dem Leben Noth thue, sich von selber finde oder durch Kunst und Wissenschaft sich erringen lasse, daß ‚die Arbeiten, selbst die Wissenschaften das Glück nicht gründen'. Und wenn er dabei im Mannesalter beklagte, daß ihm ‚im arbeitsamen Leben jener feste innere Halt fehle', wie er ‚ihn vorzüglich bei Solchen gefunden, denen es so gut geworden, sich freudig unter alle geoffenbarten Wahrheiten der alten Kirche beugen zu können', so schrieb er es seinem ‚elenden Religionsunterrichte' zu, daß bei ihm ‚in der Jugend verfehlt worden, was sich nicht mehr erringen lasse', und behielt ‚wenigstens das tröstende Bewußtsein' auch in seiner Weise ‚aus reinen Beweggründen für die höheren Wahrheiten thätig gewesen zu sein'. Denn ‚als Historiker', sagte er, ‚wollte ich durch's Wahre zum Guten, und schon als Kunstjünger wirkte ich für den Satz: das Schöne soll das Heilige bedeuten, Alles im Dienste meines Volkes, meines Vaterlandes.'

I. Nationale und christliche Kunst.

Wir haben früher gehört, daß Böhmer die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen als das wichtigste Ergebniß seiner italienischen Reise ansah und die deutsche Vorzeit auf dem Gebiete der Kunst, der Sprache und Literatur, und der Geschichte, also nach den drei Verzweigungen,

worin sich damals die vaterländische Forschung unter der Führerschaft der Gebrüder Boisserée, der Gebrüder Grimm und des Freiherrn von Stein entwickelte, kennen lernen, und zwar zunächst mit einem genaueren Studium der Kunst beginnen wollte.

‚Unmittelbar das Licht der höheren Lehre unter den Menschen umherzutragen', so schrieb er an Barth[1], ‚dazu fühle ich mich unwürdig und unfähig. Es mangelt mir selbst noch zu sehr an Einsicht, Glauben und Kraft. Doch aber fühle ich, daß ich stillsitzend diese nimmer, sondern nur thätig sie erreichen kann. Die jetzige Zeit ist auf der einen Seite zwar durch einige ganz außerordentlich herrliche Menschen ausgezeichnet, auf der andern aber auch so tief verderbt, daß mit ihr nichts zu machen ist. Also zur früheren muß man sich wenden, theils sich selbst zu stärken, theils Anderen dadurch ein Stärkungsmittel zu bereiten. Dieß ist der höhere Gesichtspunkt, warum ich mich um die alten Denkmale umthun wollte und umthue..... Nicht den Künstlern gehört die Kunst, sondern der Menschheit; nicht ihnen unsere Alterthümer, sondern jedem ächten Deutschen. Ein ächter Deutscher aber gerade durch ihre Kenntniß werden zu wollen, kann nicht verwehrt sein'. ‚Die Kunst', sagt er ein andermal, ‚ist wie Gottes Wort und Liebe: verstehe diese, wer es vermag'.

Seine Briefe führen uns in das Detail seiner Kunststudien ein und zeigen uns, mit welch' reinem und tiefem Sinn er alles Schöne und Große aufsuchte, auffaßte und erkannte, und wie er unter anregendem Verkehr mit Künstlern und in angestrengter eigener Thätigkeit seine Kunstansichten zu läutern und zu bereichern wußte. ‚Mit voller Zuversicht', sagt August Reichensperger über die Briefe, ‚glaube ich es aussprechen zu dürfen, daß durch sie alle die-

[1] Bd. 2, 74—75.

jenigen, welche sich für die Wiederbelebung unserer nationalen Kunst interessiren, Anregung und Belehrung in Fülle erhalten'[1]. Länger als ein Jahrzehnt stand Böhmer mit den hervorragendsten Künstlern und Kunstkennern, mit Amsler, Barth, den beiden Eberhard, Felsing, J. N. Hoff, Hübsch, Mosler, Passavant, Rambour, Rist, L. Schnorr, Xeller und Andern in mehr oder weniger ausgedehnter Correspondenz, und bereiste mehrere Theile Deutschlands, überall die wichtigsten Denkmale deutscher Baukunst, Skulptur und Malerei erforschend. So oft er in späteren Jahren, nachdem er schon längst von der Kunst zur Geschichte übergegangen war, von seinen jugendlichen Kunstbemühungen sprach, hob er immer hervor, wie schwer es sei, sich in unserer Zeit, in der die gerechte Würdigung der gothischen Wunderwerke unangefochten dastehe und Niemand mehr die hohe Bedeutung der altdeutschen Malerei in Zweifel ziehe, einen rechten Begriff zu machen von den Schwierigkeiten, mit welchen alle diejenigen zu kämpfen gehabt, welche zuerst dieser Erkenntniß Bahn gebrochen, von der aufopfernden Thätigkeit der damaligen Künstler und Kunstjünger, aber auch von der Freude des Findens, mit der man Schritt vor Schritt wie in eine neuentdeckte Welt alter Herrlichkeit vorgedrungen sei.

Alle seine Kunsturtheile gehen von der Ueberzeugung aus, daß die Kunst nur dann einen wirklichen und dauerhaften Aufschwung nehmen könne, wenn sie wiederum ein wesentliches Element des deutschen Volkslebens würde und wie im Mittelalter zu allen Klassen des Volks in lebendige Beziehung trete; sie dürfe ,nicht mehr zum bloßen Spielwerke und zum Kitzel für die Sinne angewendet werden, kein bloßer Luxusartikel für die Prachtliebe und Ergötzung

[1] In dem Aufsatz: ‚Joh. Fr. Böhmer und sein Verhältniß zur Kunst', im Organ für christliche Kunst, Jahrgang 1868, S. 145.

der Fürsten und Vornehmen sein, sondern ihre Aufgabe sei, vorzüglich zur Verherrlichung des öffentlichen Lebens zu dienen', sie müsse volksthümlich sein und durch den ernsten und hohen Sinn ihrer Werke den besseren Theil des Volkes ergreifen und in den Gesinnungen des Patriotismus bestärken. ‚Ehemals', sagt er, ‚hatten wir eine großartige Kunst, weil sie aus dem Leben und den Bedürfnissen des Volkes hervorging, weil das ganze Gemeinwesen und jeder Einzelne sein edelstes Streben an große Kunstwerke anknüpfte. Diese großartige Kunstrichtung ist aus der Gegenwart verschwunden, sie gehört nur noch der Geschichte an, aber durch die richtige Behandlung der Geschichte kann sie für die Gegenwart wieder fruchtreich gemacht werden. Die Geschichte ist das Selbstbewußtsein der Völker und jedes Volk zeigt durch die Art, wie es seine eigene Vergangenheit auffaßt und behandelt, inwiefern es seiner Kräfte und seines Berufes sich bewußt geworden. Darum gehört es zu den erfreulichen Zeichen der neuen Zeit, daß in dem bessern Theile der Nation die Erkenntniß durchgedrungen: es seien in der Geschichte wichtigere Dinge zu beschreiben als die Zahl der Regenten und die Kriege, welche deren Willkür hervorgerufen; man müsse die Entwicklung des Volkes in allen seinen Lebensbeziehungen kennen lernen, vorzugsweise auch seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunst'. ‚Sobald wir aber richtig erkennen und würdigen, was wir Großes in der Vergangenheit besessen, und besonders auch die Gründe erkennen, weßhalb ehemals Größeres entstehen konnte, als die Gegenwart bietet, legen wir ein Zeugniß ab, daß wir uns einer bessern Zukunft würdig machen wollen und darauf hoffen'. Er wenigstens, sagt er, halte die Hoffnung fest, daß trotz aller betrübenden Erscheinungen im staatlichen Leben ‚unser Volk zu einer solchen Entwicklung fortschreiten werde, in welcher es eine Kunst haben kann und eine verdient'... ‚Durch

Vollendung des Kölner Doms sollte das deutsche Volk eine Ehrenschuld abtragen und gleichsam ein Symbol seiner Einigung aufrichten'.

Als ein Beispiel, wie im Mittelalter Kunstwerke entstanden, führt er das Chor von St. Sebald in Nürnberg an. ‚Dort ließ der Staat nur die Architektur machen. An allen Pilastern wurden Nischen freigelassen, in welche nun Privatleute harmonisch mit dem Plane des Ganzen Statuen stifteten. An jeder ist unten das Wappen des Stifters. Die Fenster wurden auch alle von Familien gestiftet. So auch die Basreliefs und Gemälde; das Grab des hl. Sebald, welches in der Mitte steht, hat Peter Vischer mit Hülfe andächtiger Leute aus Almosen (d. h. Subscriptionsgeld) zu Stande gebracht. So konnte der Staat mit Wenigem zu Vielem die Veranlassung geben, so war nicht bloß er es, der auftrat, sondern jeder Einzelne konnte auch etwas Besonderes nach seiner Art thun: so knüpfte das ganze Gemeinwesen und auch jeder Einzelne sein liebstes Streben an ein großes Werk der Kunst, was nun Allen über Alles theuer war. Und wo so die Gesammtheit zu würdigem Zwecke sich vereinte, da mußte auch die Kunst selbst einen großartigen Charakter annehmen' [1].

Und diesen Charakter solle man gründlich studiren. ‚Sehe man auch dem Werke eines deutschen Künstlers es an, daß er vorzüglich die deutschen Meister studirt habe, warum sollte das ein Vorwurf sein, daß man erkennt, von welcher Nation er ist? Möchten die Deutschen doch erkennen, was Großes sie in ihrem Inland haben! Die Fremden thun es oft besser! Michel Angelo hielt es nicht für zu gering, nach Martin Schön zu arbeiten; Giulio Romano bewahrte das Portrait, welches Dürer dem Raphael geschenkt hatte, als eines der

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 56.

köstlichsten Stücke, ja als ein Wunderwerk (per miracolo) aus dem Nachlaß seines großen Meisters, und Vasari sagt, daß Dürer, in Italien geboren, dort der größte Maler würde geworden sein'[1]. Einem Kunstschriftsteller, der ein altdeutsches Bauwerk auf italienische Künstler zurückführen wollte, bemerkte er: 'Unsere jetzige Ueberfeinerung will zwar alles Beste aus den fünf Welttheilen zusammen holen, daran aber dachte der einfachere Sinn unserer Väter im 12. Jahrhundert noch nicht. Aber ich zweifle noch viel mehr, ob die Italiener im 12. Jahrhundert etwas Besseres machen konnten, als die Deutschen, da es bekannt ist, daß sie erst im 13. Jahrhundert Baukunst und Skulptur von unsern dorthin ausgewanderten Landsleuten erlernten. Ich habe ein ganzes Jahr in Italien gelebt und nichts dort gesehen, was jene Vermuthung unterstützen könnte. Warum wollen wir Deutsche uns denn durchaus selbst nichts zutrauen? Sehe man doch z. B. Siegel aus dem 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts an, die doch gewiß nicht in Italien gemacht sein können, ob sich da nicht die allervortrefflichsten Skulptirungen finden'[2].

'Aber', fährt er an einer andern Stelle fort, 'nur in jenen Zeiten schätzte man bei uns alles Einheimische höher als das Fremde, als man noch innerlich werth war, das zu besitzen, worauf man stolz sein konnte, als noch ein kräftiger Glaube und ein kräftiges Nationalgefühl das ganze Leben durchdrang. Wie steht es damit jetzt'? 'Die Kunst hängt mit der innern allgemeinen Herzensstimmung der Menschen zusammen. Wie viel großherzige Gesinnung ist denn bei uns? Die Alten sind elende Philister und die Jungen sind Egoisten. Die Pietisten sind fromm aus Krankheit, durch

[1] Bd. 2, 55.
[2] Bd. 2, 237.

sie wird keine Kunst befördert, die gesund ist. Die Liberalen meinen, die Kunst gehöre mit zu dem Feudalwesen des Mittelalters; wie überhaupt ihr ganzes Wesen nur auf das Irdische gerichtet ist, so mögen sie auch nichts von einer übersinnlichen Kunst wissen. Unsere Neudeutschen treiben Alles nur als Manier, so auch die Kunst, und was sie von den alten Meistern sprechen, ist nur schaale, äußerliche Schönthuerei ohne inneres Gefühl und richtiges Verständniß. Bessere Kunstbeförderung kann nur aus besserer Gesinnung kommen, wäre aber diese in Stärke da, so würde noch sonst wo sie erst anfangen, als bei der Kunst. Da fällt mir ein Epigramm ein:

Deutsch gesinnt willst du sein? — O Freund, sei lieber erst weise;
Weise nur sind gesinnt, niemals ist es ein Narr.‘ [1]

‚So widme ich denn meine beste Zeit‘, schrieb Böhmer im Jahre 1822, ‚der deutschen Kunst und es ist mir ungemein erfreulich, daß ich für meine Kunstansichten und Kunstbemühungen den Beifall derer einerndte, die ich wahrhaft schätzen gelernt, auch den Beifall Rückerts, eines der Edelsten unserer Nation, über den ich schon in Rom so viel Gutes hörte und dem ich seit dem Nürnberger Kunst-Congreß mich innig verbunden fühle‘.

Auf seiner Romreise war Böhmer im Garten Boboli in Florenz einer ‚jugendfrischen kräftigen Gestalt‘ begegnet, ‚die mir‘, schreibt er, ‚so gewaltig impouirte, daß ich den Eindruck nicht losbekommen konnte. Ich freute mich ungemein, als ich nach meiner Beschreibung derselben von den römischen Freunden erfuhr: ich hätte Rückert gesehen, der auf seiner Heimkehr nach Deutschland sich damals mehrere Tage in

[1] Bd. 2, 86.

Florenz befunden'. Die deutschen Künstler in Rom betrachteten Rückert, wie wir schon hörten, als einen Gleichgesinnten, von ‚dessen Dichtungen das Allerbeste für die Weckung vaterländischen Sinnes zu erwarten sei'. Seitdem hatte sich Böhmer mit diesen Dichtungen genauer bekannt gemacht und Rückerts männlichen Ernst und Gedankenreichthum so sehr bewundert, daß er sich sehnte, dem Manne persönlich näher zu treten und freudig auf den Vorschlag seines Freundes Barth (mit dem der Dichter ‚in enger Verbindung lebte und dichtete') einging, auf der Bettenburg und in Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten.

Am 8. Mai 1821 verließ Böhmer Frankfurt und reiste durch Thüringen nach Jena und von da über den Thüringer Wald nach Hildburghausen zu Barth, mit dem er dann zur Bettenburg ging, wo er Rückert antraf und mit den Freunden das Geburtsfest des alten Herrn von Truchseß feierte, auf den der Dichter bei einer frühern gleichen Feier sein schönes ‚Rosenlied' gesungen. Von dort zogen ‚die drei Genossen' über Bamberg und Pommersfelden nach Nürnberg. Barth hatte eben seine Nibelungenplatte vollendet und ließ die ersten Abdrücke machen, und an dem nunmehr eröffneten ‚Kunstcongreß' betheiligten sich unter Andern: Kirchner, der die ersten Blätter seiner radirten Ansichten Nürnbergs vorlegte, der junge Historiker Heinrich Leo aus Rudolstadt (Docent in Erlangen) und Graf Platen, den Rückert kurz vorher mit den Worten begrüßt hatte:

‚Ein neuer Dichter kommt den Berg heraufgeklommen,
Wie tönt die Saite, die Du spannst!
Hier sitzen wir und sprechen: Bruder, sei willkommen
Und nimm den Platz ein, den Du kannst.'

‚In Nürnberg', sagt Platen in seinem Tagebuch, ‚machte ich die Bekanntschaft der beiden Freunde Rückerts, des Kupferstechers Barth und des großen Kunstkenners Böhmer aus Frankfurt. . . Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Ge-

sellschaft zum erstenmal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Brunnen wahrhaft genossen habe'[1].

‚Wir verlebten dort', schreibt Böhmer[2], ‚eine sehr schöne Woche unter freundschaftlichem Verkehr, Kunst- und Naturgenüssen' und in einem Briefe an Professor Brandis in Bonn betont er: ‚Unser Zusammensein hatte einen gewissen römisch-deutschen Ton, der auf deutscher Erde doppelt ergötzlich war und an manche in Rom genossene Freuden erinnerte, auch an die Abende in Hackerts Villa'. Rückert, mit dem italienischen Volksgesange innig vertraut, mußte viele Ritornelle recitiren und fand dafür besonderen Anklang bei Böhmer, zu dessen zahlreichen damaligen literarischen Projecten es gehörte, eine neue Sammlung von einheimischen und von übersetzten fremden Volksliedern herauszugeben, zu deren Veranstaltung ihn Görres ermuntert hatte. Auch las Rückert den Freunden aus seinen noch ungedruckten ‚Oestlichen Rosen' vor, die Böhmers Bewunderung seines Dichtertalentes aufs Höchste steigerten, und für die der Dichter von Barth im Namen der Genossen Dankverse erhielt, die mit den Worten schlossen:

‚Wir danken Gott ob solchem Hall,
Der Nacht zu Tage lichtet;
Schön ist's doch auf dem Erdenball,
So lang so Einer dichtet.'

Von allen ‚Rosen' hatte allen Zuhörern eine am besten gefallen, die Böhmer noch im Alter gern citirte:

‚Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

[1] Platens Tagebuch von 1796—1825 (Stuttgart 1860) S. 224.
[2] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 89.

So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!'

,Mit welcher Frische, Tiefe und Eindringlichkeit', schrieb Böhmer an Carl Mosler am 27. August 1821, ,Rückert in den Oestlichen Rosen die Idee der Liebe sowohl in der weiteren christlichen, als auch in der engeren, aber durch diese veredelten Bedeutung besungen hat: das ist nicht genug zu sagen'. Sein ,Urtheil war fertig'. Er erklärte seinen neuen Freund für den größten ,lebenden deutschen Dichter' (und doch lebte Göthe noch!), ja ,für einen der größten, die je gewesen sind'.

Böhmer bewunderte gern und bezeichnete wohl als ,Eigenthümlichkeit und Schwäche' seiner Jugend ,eine rückhaltslose Liebe und Bewunderung großer, ihm überlegener Männer', durch die er sich vor dem demüthigenden Eindruck, den solche auf ihn gemacht, gleichsam zu retten gesucht habe, aber, wie Cornelius einmal über ihn schrieb, ,jede Bewunderung war ihm nur ein Sporn der Nacheiferung', und bloßes Talent, bloße, wenn auch noch so hervorragende Geistesgröße bewunderte er nie, wenn sie nicht mit Reinheit des Charakters verbunden war.

So war es auch bei Rückert der Fall. Was Böhmer mit einer so großen Verehrung vor diesem erfüllte, war vorzugsweise ,die ethische Seite seines Charakters, seine bei allem berechtigten Selbstgefühl so edle Bescheidenheit und ächt männliche Demuth vor dem Höchsten', seine treuherzige Gemüthlichkeit, seine nur tieferen Gemüthern eigene kindliche Auffassung der Natur und sein reiner, unverdorbener Kunstgeschmack: Eigenschaften, wie er sie aus allen Unterredungen mit ihm immer lebendiger erkannte und würdigte. Als

z. B. unter den Freunden darüber gesprochen wurde, weßhalb nur so Wenige in den Geist ächter religiöser Kunst einzudringen vermöchten, äußerte Rückert: ‚Jedwedes Ding versteht sich nur durch sich selbst. Wer das Erhabene fassen will, muß daher anfangen demüthig zu sein; das Große wird nimmermehr von einer gemeinen Gesinnung verstanden werden, sondern nur von einer edlen; religiöse Gefühle versteht nur der, welcher Religion in sich hat. Da nun die ächte Kunst nicht das Gemeine, sondern das Erhabene, Große, Religiöse vorstellt, so ist leicht einzusehen, daß nur durch ein edles, frommes Leben, durch Nachstrebung nach dem Höheren, durch Uebung edler Gesinnung ihr Verständniß sich öffnet. Um die Niederländerei zu begreifen, ist das alles freilich nicht nöthig und darum findet diese auch so viele Liebhaber.‘ Als Böhmer und Barth darüber stritten, ob das neue Kunstleben durch Reflexion entstanden sei oder durch neuerwachtes Genie, nannte Rückert ‚es eine enge und blöde Ansicht, in der Thätigkeit vorzüglicher Menschen nur die ihrer eigenen Individualität erblicken zu wollen; der Einzelne stehe stets unter der Einwirkung Aller durch Erziehung, Verkehr, Bedürfnisse jeder Art, er gehorche seiner Zeit, die sich in ihm ausspreche, und was man Zeit nenne, sei nur der göttliche Geist, der in jedem Volke lebe, der dessen Lebensprinzip sei, dessen Seele, dessen über die Materie erhabene innere bestimmende Kraft‘.

Alle Erinnerungen an den ‚Congreß‘ blieben den Freunden, mit denen Böhmer beim Abschied ‚auf gut deutsche Weise Smollis trank, erfreulich, wirkungsreich und theuer‘. Platen wußte ‚Böhmers Liebenswürdigkeit‘ nicht genug zu rühmen und ließ ihn durch den gemeinsamen Freund Dr. Wippert einladen, nach Erlangen zu kommen, ‚um dort gemeinsam mit ihm das Persische zu studiren‘. Kirchner nannte die Zeit der Zusammenkunft seine ‚heiterste und gehaltvollste

Lebenswoche' und Böhmer seinerseits versicherte Rückert: ,Ich werde der schönen Tage von der Bettenburg bis Nürnberg und wie Du mir da erschienen, stets treu und dankbar eingedenk bleiben', und den Freund bei seiner Verheirathung beglückwünschend, sagte er scherzend: ,Wahrlich, ich war sehr erstaunt, als ich die Nachricht erfuhr und sich nun sobald die Erfüllung von dem versprach, was Kirchner auf dem dreifüßigen Burgzwinger prophezeite: der Rückert wird halt auch noch ein guter Hausvater'. In einem Briefe an Kirchner schreibt er: ,Die unvergeßlich schönen Tage in Nürnberg wirken noch nach Jahresfrist in meinem Gemüthe und in meinen Studien nach. Wenn Deine Ansichten Nürnbergs kommen, will ich sehen, welche Vortheile Du aus unsern Kunstbesprechungen gezogen hast.' Und nachdem sie angekommen, dankte er am 25. August 1822: ,Was soll ich Dir von meinem Beifall sagen? Wie einst Hans Sachs den feinen Lobspruch auf Nürnberg dichtete, so hast Du ihn gezeichnet. Die alte Veste führst Du uns vor, bald wie sie sicher auf ihren Felsen gegründet ist, bald wie sie heimisch herüberragt über gedrängte Gipfel, bald wie sie in freudiger Stärke auf die Gräber herabsieht u. s. w. Das sind lauter Gedichte, deren Sinn mich lebendig anspricht und mich an den lieben Freund und die lieben Orte erinnert. Besonders Dank, daß Du unser Häuschen auf dem Zwinger nicht vergaßest.'

In dem Studium und der Würdigung der altchristlichen Kunst fand Böhmer eine neue geistige Heimath, und er fühlte sich auch patriotisch gehoben in dem Gedanken, daß deutscher Geist und deutsches Gemüth auf die christliche Kunst den höchsten Einfluß geübt, daß diese Kunst nur im Bereiche deutscher Nationalität ihre größte Blüte erreicht habe.

Je mehr er im Verlaufe der Jahre zu der Ueberzeugung gelangte, daß ‚wie alle Wissenschaften, so auch die Künste dazu mitwirken müssen, um die neuere Bildung, die im Christenthum wurzelt, auf die rechten, d. h. christlichen Grundlagen zurückzuführen,' desto mehr hielt er insbesondere die christliche Kunst dazu berufen, ‚das jetzige in sich verfallene Geschlecht zu erfassen und zu edlerer Einigung und Befriedigung zu führen'.

Hören wir darüber einige nähere Aussprüche.

‚Ich meditire', sagt er, ‚immer wieder Platon's Ausspruch, daß das Schöne nur ein Abglanz der Wahrheit sei, und Michel Angelo's Worte, daß die wahre Kunst edel und fromm ist und schon durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebt.' Hatte er noch in Rom die Kunst für eine Schwester der Religion erklärt, so wollte er sie jetzt ‚besserer Einsicht folgend' als eine Dienerin derselben angesehen wissen. ‚Denn was ist die Kunst', bemerkt er, ‚anders als materielle Darstellung von Ideen? Diese Ideen aber sind religiöse Ideen. Darstellendes und Dargestelltes aber sind nicht verschwistert, sondern das eine dient dem andern. Also steht die Kunst im Dienste der Religion. Sie ist der irdische Ausspruch jener Kunde und jenes Glaubens vom Jenseits'... ‚Beim Betrachten christlicher Kunstwerke fiel es mir sehr bald auf, wie jene alten Meister sogar nicht für ihre Person besorgt waren, ihre Namen waren meist unbekannt, oder wurden nur aus Zufälligkeit errathen. Ebenso wenig suchten sie geradezu und hauptsächlich das Schöne und Einschmeichelnde weder in der Wahl der Gestalten noch der Darstellungen, wegen welchem Kunstschönen ich die Kunst doch immer hatte preisen hören; sie schienen mir vielmehr ganz ausschließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt, wie er ihnen gerade aufgegeben war, ihn suchten sie so treu darzustellen, als möglich, ohne etwas Weiteres zu

berücksichtigen. Dieß stand aber ganz mit der Art im Widerspruch, wie ich immer von Kunst und Künstlern hatte sprechen hören. Nur zu oft hatte man gesagt, man müsse das Gute um des Guten willen, das Schöne um des Schönen willen, Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen suchen und lieben. Das hatten gerade jene Meister, welche man so lobte, nicht gethan, und schon damals begann in mir der Gedanke, der später zur vollsten Ueberzeugung wurde, daß jene Sätze, welche man sogar als vorgebliche Religion lehrte, scharf genommen falsch, ja abgöttisch sind, daß diejenigen, welche sie mit soviel Behagen, mit soviel Edelmuth in Blicken und Gebärden aussprachen, mehr oder weniger gar nicht wußten, was sie sagten, und von ganz anderen Gesinnungen belebt waren, als denen, deren Schein sie zu borgen sich bemühten. So kam ich auf den Standpunkt, wo man sich jene wahrscheinlich von irgend einer Modephilosophie ausgegangenen Sätze berichtigt und weiß, daß man das Gute nicht um des Guten, sondern um Gottes willen thun soll und kann. So war mir auch der Satz klar geworden, den einer meiner Lieblingsdichter irgendwo ausspricht: „Das Schöne will das Heilige bedeuten“ und fortan ließ ich mir die nähern Kenntnisse der Gegenstände deutscher Malerei angelegen sein, und ließ Andere über die Verzeichnungen der Hände und Füße sich unterhalten, womit sie sich, wie ich höre, auch noch beschäftigen und also wohl nie, die Extremitäten verlassend, zu dem Herzen vordringen werden.‘

An einer andern Stelle heißt es: ‚Die ächte Kunst ist eine Predigt vom Jenseits, eine Predigt des Evangeliums d. h. der Demuth und Selbstverläugnung‘. Und in diesem Sinne schrieb er, nachdem er im Juni 1823 in Aachen Bettendorff's Bildersaal gesehen, einem Freunde die Worte in's Stammbuch:

‚Zur schönen Kunst meint' ich den Schritt zu lenken,
Als ich betrat des Bildersaales Schwelle,
Doch edler Saft floß mir aus dieser Quelle,
Mit höh'rer Labung meinen Durst zu tränken.

Mich selbst vernichtend mußt' ich mich versenken,
Van Eyck, so tief in deiner Landschaft Helle,
Und Hemlings Farbenglut verbrannte schnelle
Zu besserem Phönix all' mein irdisch Denken.

Nicht Maler, nein, Apostel seid ihr Meister,
Das ew'ge Wort, ihr sprecht es aus in Farben;
Nicht Ohren zwar, doch predigt ihr den Augen.

Abglanz des Reichs, das ihr, verklärte Geister,
Nun schau't, um welches eure Märt'rer starben,
Ist mir vergönnt, aus euerem Werk zu saugen.‘

Er betrachtete ‚die christliche Kunst nicht allein als eine wesentliche Ergänzung der mündlichen und schriftlichen Lehre‘, sondern er ‚wollte wohl gar in deren rechten Erkenntniß ein Hauptbeförderungsmittel zur Wiedervereinigung der christlichen Confessionen erblicken‘: falls nämlich der Protestantismus in sich gehe und seine ‚kahle Dürre‘ durch all' die Ideen befruchte, ‚welche in den geschriebenen, bildlichen und monumentalen Kunstwerken aller Art‘ niedergelegt seien. ‚Dann würden‘, träumte er, ‚die Künste in dem zum Heil des Vaterlandes neu erstandenen Jerusalem einer Allen gemeinsamen Kirche die schönste Zier des Heiligthums sein‘. Letzterem Gedanken gab er auch in einem Sonette Ausdruck, welches er nach einem Besuche der Kunstsammlung Lyversberg's in Cöln niederschrieb:

‚Vor Frevlern sanken jüngst die heil'gen Mauern,
Doch ward nicht alles der Entweihung Beute,
Die Perlen sah der Malerei ich heute
Gerettet und gesichert, daß sie dauern.

So ward auch einst des Feindes list'gem Lauern,
Als er Judeas Heiligthum entweihte,
Die Bundes-Lad' entrissen still zur Seite,
Und von der Treue aufbewahrt mit Trauern.

Doch wie auch damals wieder in das Freie
Des Tempels Zäune sich erhob aus wilder
Zerstörung, neu die Lade zu umfangen,

So wolle Gott, daß einst auch sich erneue
Jerusalem bei uns, und diese Bilder
Dann wieder in dem Heiligthume prangen' [1].

Solle aber das Kunstleben wirkliche Früchte tragen, so komme es, glaubte Böhmer, vor allem darauf an, daß man auch in der Kunst im rechten Sinne auf das Thun und Lassen, auf den Willen der Menschen einzuwirken, leibhaftige Thatsachen in's Leben zu rufen suche. Vom modernen, erst seit dem Verfalle der Künste entstandenen Akademiewesen, ‚welches die Künste wie in einem Ghetto gefangen gehalten, und alle falschen Kunstprincipien zur Herrschaft gebracht habe', erwartete er kein Heil für die Kunst. Mit Recht sei, sagte er, irgendwo behauptet worden, daß kein Künstler von origineller Kraft die akademische Stallfütterung genießbar und gedeihlich finden könne, und er hob deßhalb im Jahre 1821 in einem Aufsatz: ‚Ueber den gegenwärtigen Zustand des Städel'schen Institutes in Frankfurt' [2] besonders hervor: ‚daß durch Beschäftigen tüchtiger Künstler an würdigen Werken die Kunst weit mehr gefördert werde, als durch kostbare Unterrichtsanstalten, die wenig nützen, weil der Unterricht, dessen der wahrhafte Künstler bedarf, nur gering ist, und auch der beste Künstler zu Grunde gehen

[1] Vgl. Bd. 1, 98—100.

[2] Im Deutschen Kunstblatt, Jahrgang 1821, Nr. 85. Er dringt hier unter Anderem darauf, daß man in den Kunstsammlungen nicht bloß Abgüsse von Antiken aufstelle, sondern vorzüglich auch von christlichen Sculpturen, z. B. der Thürme von Ghiberti, der Apostel Peter Vischers, um dem gemeinen Vorurtheil gegen diesen Kunstzweig entgegenzutreten. Aus der Kenntniß der christlichen Sculpturen würde auch ein besseres Verständniß der antiken hervorgehen.

muß, wenn er nach überstandener Lehrzeit keine würdige Beschäftigung findet.'

Seine literärische Kunstthätigkeit hatte Böhmer im Jahre 1820 im Deutschen Kunstblatt mit einer Besprechung von Passavant's ‚Heilige Familie' begonnen und er glaubte sich ‚in Zukunft zum Kunstschriftsteller berufen, aber zu einem solchen, der bei all' seinen Arbeiten den historischen Weg verfolgt, der, wie Vasari, das Leben der Künstler und ihre Zeit kennen lernen, die einzelnen Denkmäler genau studieren und die einzelnen Kunstperioden scharf von einander unterscheiden will'.

Nachdem er zu diesem Zwecke auf seinen Reisen nach Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg, nach Mainz, Limburg an der Lahn, Coblenz, Köln, Worms und Straßburg u. s. w. wesentliche Fortschritte in der Kenntniß der altdeutschen Baukunst gemacht und alle alten und neueren Werke über dieselbe durchgearbeitet, beabsichtigte er eine ‚Geschichte der Architektur in Frankfurt' zu schreiben und begann als ‚Einleitung und Vorarbeit zu einer allgemeinen deutschen Kunstgeschichte die Anfertigung eines räsonnirenden Verzeichnisses aller mittelalterlichen Werke der Baukunst, Sculptur und Malerei. Ueber den Zweck und Nutzen eines solchen ‚deutschen Pausanias' spricht er sich ausführlich in einem Briefe an Passavant aus[1] und es ist nach den vorliegenden reichen Materialien sehr zu bedauern, daß seine Arbeit nicht damals erschienen ist, indem sie die Kenntniß und Liebe der altdeutschen Kunst befördert, einen richtigen Wegweiser zum Kunststudium geboten und vieles überflüssige Kunstgerede wenigstens bei denen verhindert haben würde, welche überhaupt historischer Belehrung zugänglich sind. Diese Materialien bilden förmliche Kunstregesten und ihre An-

[1] Vergl. Bd. 2, 83—85.

fertigung hatte wenigstens für Böhmer selbst, wie er sagte, ‚eine praktische Bedeutung', indem er dadurch später, als seine Studien sich der politischen Geschichte zuwendeten, sich leichter die Aufgabe der Kaiserregesten klar machen konnte und für eine solche Beschäftigung eine gewisse Uebung mitbrachte.

Auch von einer Abhandlung über die niederrheinische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, worin er im Anschluß an eine Aeußerung Göthe's insbesondere das Cölner Dombild als eines der größten Meisterwerke verherrlichen wollte, mit welchem in Beziehung auf jungfräuliche Grazie, Fülle und Schönheit des ideellen Gehaltes nur wenige Kunstschöpfungen wetteifern könnten, kam ‚dem Publikum nur eine kleine Frucht zu Gute'. Diese Frucht war ein, erst zwei Jahre später (1823) im Kunstblatt veröffentlichter Aufsatz, welcher das bisher allgemein, auch von Göthe und Sulpiz Boisserée irrthümlich dem Meister Wilhelm zugeschriebene Dombild zuerst dem rechten Meister, nämlich Stephan (Lochner), vindicirte[1].

Im Jahre 1822 war Böhmer zum Mitadministrator des Städel'schen Kunst-Institutes in Frankfurt ernannt worden, und seitdem war es sein ernstliches Bemühen, ‚die Gallerie zu einer wirklichen ächten K u n s t s a m m l u n g' und im Gegensatz zu den modernen Akademien ‚zu einer das religiöse und nationale Leben befruchtenden K u n s t s c h u l e herauszubilden'. Zu letzterem Zwecke sollte aus allen Fächern der bildenden Kunst ‚wenigstens Ein ganz vortrefflicher Mann' an die Anstalt berufen werden, und so betrieb er z. B. lange Zeit, freilich ohne Erfolg, die Anstellung Overbeck's, den er

[1] Kunstblatt, Jahrgang 1823, Nro. 8. Vergl. Passavant's Kunstreise durch England u. s. w. S. 412. Boisserée gab aber seine irrige Annahme noch im Jahre 1824 nicht auf, wie aus seinen Briefen an Göthe in: Sulpiz Boisserée 2, 370, 374 hervorgeht.

‚bei Weitem für den größten lebenden Künstler hielt‘, und die Anstellung des Architekten Heinrich Hübsch, die ihm im Jahre 1824 wirklich gelang. ‚Gott weiß‘, schreibt er, ‚daß ich nur das Beste will und zwar nicht so, wie ich es verstehe, sondern wie es Bessere verstehen; solche kennen gelernt zu haben und mit ihnen freundschaftlich verbunden zu sein, achte ich auch als Administrator für ein großes Glück‘ [1]. Fast gleichzeitig mit Hübsch war J. D. Passavant aus Rom nach Frankfurt gekommen, und nun begann, sagt Böhmer, unter den Frankfurter Kunstfreunden ‚neues Leben; in Passavant und Hübsch blühten neue Hoffnungen auf, und letzteren begrüßten wir alle als einen Regenerator der deutschen Baukunst‘. Böhmer widmete dem ‚Freund-Baumeister‘ das Gedicht:

‚Als Orpheus sang, bewegten sich die Felsen,
Sie folgten des Gesanges hellen Spuren;
Zu Klangfiguren, zu Architekturen
Sah man sie sich aufrichten und sich wälzen.

Und was sich so aus Tonesspiel erbauet,
Aus Klängen so zusammen ist gefroren,
Der Eispalast mit Wänden und mit Thoren
Hat Menschen dann auch wieder auferbauet.

Doch stehen beide jetzt nicht mehr recht pari,
Der Dreiklang ist harmonisch so wie immer,
Doch mit der Steintonkunst, da steht es schlimmer,
Ich seh' nichts als gefrornen Charivari.

Ich höre nichts als lauter Dissonanzen,
Nicht läd't mich ein dieß toll verwirrt Getöse
Von Ausladungen über Lebensgröße,
Und Säulen, die wie Trunkne sinnlos tanzen.

Was soll ich mit Gesimsen, wo kein Rand ist?
Mit Treppen, die mich nicht zur Höhe führen?
Mit blinden Fenstern und mit halben Thüren?
Der Bohlendecke, die nicht von Bestand ist?

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 115.

O daß ein neuer Orpheus zu uns komme
Mit Fidelbogen und Gewölbesbogen,
Mit rechtem Licht' von Oben komm' gezogen,
Und geige, baue — daß es wirklich fromme!'

Durch Hübsch wurde Böhmer ‚für den Rundbogenstyl gewonnen'. ‚Der Spitzbogenstyl', sagt er, ‚hat mehr einen lyrischen Charakter; schlank und heiter erheben sich seine Spitzsäulen in die Lüfte; im Rundbogenstyl aber drückt sich die feste Sicherheit und die ruhende Majestät aus. Gleichwie in der Geschichte der Rundbogenstyl auf die antike Bauart folgte, so steht er uns auch jetzt näher, als der Spitzbogenstyl, nachdem wir seit 300 Jahren eine Art von antiker Periode gehabt haben. Auch vereinigen sich seine festen Wände besser mit dem Bedürfniß der Privatwohnungen, als jenes durchbrochene künstliche Wesen. So bin ich also nun ein minderer Gegner gegen die Wiedereinführung des Rundbogenstyls, als ich war, und meine Ansicht nähert sich der, welche Hübsch und Cornelius hegen. Dabei bleibt mir der Spitzbogen in Ehren, ja, ich träume sogar, daß er einst noch einmal aus dem Rundbogenstyl neu entstehen könnte' [1].

Die von Böhmer beabsichtigte ‚Herausbildung des Institutes zu einer wirklichen ächten Kunstsammlung' sollte vorzüglich durch den Erwerb der Boisserée'schen Kunstschätze erreicht werden, und er erklärte sich hierfür zu bedeutenden Geldopfern bereit. Wie ihm selbst vor diesen Schätzen plötzlich ein Licht über das wahre Kunstschöne aufgegangen war, und wie er persönlich den beiden Boisserées ‚seit dem Sommer 1818 und später so tief bewegende Anregung schuldete', so wollte er ‚solche Wirkung unter den Mitbürgern verallgemeinern'. ‚Welch' ein Glück', sagt er im Juli 1824, ‚wenn es uns, wofür wir uns bemühen, gelingen sollte, diese

[1] Bd. 2, 114.

trefflichen Männer nebst ihrer Sammlung nach Frankfurt zu ziehen. Ein neuer Stern würde für meine Vaterstadt aufgehen.' Er erbot sich, ‚sofort dreitausend Gulden, und weitere sechstausend in dreijährlichen Raten zu zahlen', aber er fand bei seinem großmüthigen Anerbieten keine Nachahmer, und so wanderten die Kunstschätze nach München. ‚Die Boisserée'schen Bilder', schrieb Böhmer, ‚gehen nach Bayern. In Gottes Namen! Mögen sie dort das Gute wirken, was ich von ihnen für Frankfurt erhoffte. Hab' ich doch das Bewußtsein, Alles, was in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um diese edelsten Kleinodien meiner Vaterstadt zuzuwenden und durch sie hier, wo mir die Gegenwart so wenig gefällt, ein gutes Samenkorn für die Zukunft auszustreuen, und ein solches Bewußtsein ist schon Lohns in Fülle.'

Aber das Scheitern seiner auf das Städel'sche Institut gegründeten Hoffnungen, insbesondere auch die Verpfuschung des für dasselbe in modernem Geschmacke errichteten Gebäudes erfüllte ihn mit Mißmuth. ‚Ach meine arme Zeit', klagte er im Jahre 1828, ‚die ich dem Institute seit Jahren opfere, wie werde ich sie mein Leben lang bereuen! Guten Willen spreche ich meinen Collegen nicht ab, aber ich finde bei den meisten derselben weder Sinn, noch innere Leitung für die großen Aufgaben der Kunst.' ‚Guter Wille ist noch keine Zucht. Und nur diese, nur die Demuth vor der Pflicht, nur das Gefühl der Kleinheit vor dem hohen Beruf kann zur Erreichung besserer Zwecke führen. Da ließe sich lange fortschreiben und am Ende läßt's sich doch besser wissen und, so Gott hilft, thun, als sagen'. ‚Auch', fährt er fort, ‚sollten wir nicht bloß trauern, wenn wir sehen, daß Menschen, denen wir was Besseres zutrauten, nur so Geringes und Verkehrtes leisten: wir sollten uns auch freuen, der Ehre los zu sein, die wir ihnen irrig gegeben, da sie doch nur Einem gebührt.' Er trat aus der Administration des

Institutes aus, und seitdem endete auch sein eifriger Antheil am Kunstfach.

‚Dem Kunstfach', so hatte er schon im November 1827 an Amsler geschrieben, ‚will ich mich allmählich entziehen und als Richtschnur den Satz festhalten: vero impendere vitam, ich will dem Studium der Geschichte, d. h. des Wahren mich widmen, aber der Liebe zur Kunst entziehe ich mich niemals, denn das Wahre erachte ich auch in der Kunst als das Höchste. Vom ästhetischen Dusel, lieber Amsler, bin ich, wenn ich überhaupt je darin gesteckt haben sollte, längst befreit worden, und nimm es mir nicht übel, ich kann an dem modernen Kunstwesen keinen Gefallen mehr finden und prophezeie Dir, es wird theils in Weichlichkeit ausarten, theils zu einem Gegenstand bloß grübelnder Kritik herabsinken. Ich danke schön. Verstehst Du mich: Das Wahre ist das Höchste in der Kunst; wir wollen darüber mündlich mehr sprechen.' Und in gleichem Sinn sagt er in einem Briefe an Carl Mosler: ‚Ich möchte fast behaupten, daß Wahrheit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit allein das Schöne sind, und jedes Schönheitsgefühl nur ein dunkles Bewußtsein von jenem?'

Und der wahren Kunst blieb er, wenn er auch seine Bemühungen dem Kunstfache entzog, für sein ganzes Leben treu, insbesondere der höchsten Kunstgattung, der monumentalen, und es gehörte zu seinen ‚schmerzlichsten Empfindungen, daß dafür — so klagte er im Jahre 1840 — so wenig Sinn und Empfänglichkeit vorhanden, daß man auch die herrlichsten Bauwerke entweder durch sog. Wiederherstellen ruinirt, oder sie, wie z. B. jetzt unsere Frankfurter Hospitalhalle erbarmungslos und zwecklos zerstört.' ‚Ich habe in Speier', schrieb er einmal, ‚mehrmals das Wort: ‚Wiederherstellen' aussprechen hören. Ach, dieses Wiederherstellen hat schon ebenso viele Kunstwerke gekostet, als die Bar-

barei' [1]. Uebrigens überraschte es ihn, erzählt August Reichensperger [2] aus seinem Verkehre mit Böhmer, bei dem herrschenden Zeitgeiste keineswegs, wenn moderne Baukünstler, welche vielleicht nicht würdig wären, den alten, gewaltigen Dombaumeistern auch nur die Schuhriemen zu lösen, mit deren Werken umsprangen, als ob es alte Bretterbuden seien, sobald ihr eigener Geschmack oder irgend eine sogenannte Zweckmäßigkeits-Rücksicht ihnen solches räthlich erscheinen ließ. Für die Erhaltung der erwähnten Frankfurter Hospitalhalle, eines schönen und bedeutungsvollen Bauwerkes, legte er in einer besondern Schrift [3] sein Votum ab, aber seine ‚Stimme war wie die eines Rufenden in der Wüste', die Hospitalhalle wurde für 1200 oder 1500 Gulden auf den Abbruch verkauft. ‚Wie wird', schrieb Böhmer, ‚die Zukunft über solchen Vandalismus urtheilen.' ‚Wem auch jede artistische Einsicht so weit mangelt, daß er nicht zu fassen vermag, wie die Hospitalhalle nächst den drei alten Kirchen und dem Römer eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der Stadt ist, von dem kann wenigstens verlangt werden, daß er fühle, was es heißt, seine Vaterstadt aller Denkmäler zu berauben, an welche sich ihre ruhmwürdige Geschichte knüpft. Wenn die Thatsache, daß Frankfurt bereits zu einer Zeit eine mächtige, kunstreiche und welthistorische Stadt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gewesen, als so manche elegante Residenz der Gegenwart noch keinen Namen trug — wenn diese Thatsache und alles sich hieran knüpfende gerechte Selbstgefühl nur noch aus schriftlichen Urkunden zu entnehmen sein wird, dann wird auch ihre wahre Bedeutung erloschen sein. Nur die Werke der Kunst und vor allem die jener wahrhaft histori-

[1] Bd. 3, 98.
[2] Organ für Christl. Kunst, Jahrgang 1868, S. 147.
[3] Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften 3, 441—452.

schen Kunst, welche den Ruhm ihrer Zeit in Stein schreibt, vermag zu dem Gesammtgefühl der Volksmasse zu sprechen und jenen edlen Gemeinsinn lebendig zu erhalten, der eben in dem Bewußtsein einer langen Gemeinschaft in Freud und Leid seine Hauptquelle hat. Modern geschaffene, elegant gezierte oder auch große, kasernenartig hingestreckte Häuser haben Darmstadt, Carlsruhe, Mannheim und andere Städte der neueren Zeit in voller Zahl. Was ihnen fehlt, was jeder mit tieferm Sinn Begabte unter ihren Bewohnern schmerzlich vermißt, das ist eben der Gegensatz zu jener nüchternen ideenlosen Alltäglichkeit der baulichen Umgebung, der nur in den bewunderungswürdigen, kunstdurchdrungenen, geschichtlich verherrlichten Bauwerken einer reichen Vergangenheit gefunden wird. Aber so ist der moderne Radicalismus. Sein Streben geht dahin, nicht bloß alle ehrwürdigen Institutionen umzustürzen, sondern auch, soweit er vermag, die Denkmäler, jene stummen, aber dennoch mächtig redenden Zeugen einer edlern Zeit zu zertrümmern'[1].

II. Deutsche und auswärtige Literatur.

Seitdem Böhmer im Jahre 1822 Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstitutes und Vorsteher mehrerer städtischen Bibliotheken geworden, trat er in einen Kreis geistig bedeutender Männer ein, die ihm nach seinem eigenen Geständniß ‚Muster und Bildner für's Leben wurden', die ihm ‚Leitung gaben und eine Förderung angedeihen ließen, wie sie nur wenigen strebsamen Jüngern der Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße zu Theil werden mag'.

Zu diesen gehörte zunächst der Rath Joh. Friedr. Heinr. Schlosser, ein Neffe jenes Joh. Georg Schlosser, der Göthe's Schwester heirathete. Er war zur Zeit des Wiener Con-

[1] Bd. 1, 217—218.

gresses mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übergetreten und wurde als eine der lautersten, edelsten Persönlichkeiten auch von denen verehrt, die weder seine strengkatholischen, noch seine politischen ‚im alten Reich, im alten Recht und in der alten Freiheit wurzelnden Ueberzeugungen' theilten. Seine tiefinnige, ächtchristliche Religiosität, die stets dem Geiste milder Duldung und wohlwollender Liebe gegen alle Andersgläubigen huldigte und die er durch Wohlthun in weitem Umfange praktisch zur Geltung brachte, bewahrte ihm eine Kindlichkeit des Gemüthes und eine beim reichsten Wissen und Verdienst so aufrichtige Bescheidenheit, daß er ‚ungesucht und unwillkürlich Alle fesselte, die er, stets freundlich und gütig, in seine Umgebung zog'. Mit seinen streng wissenschaftlichen Beschäftigungen hielt eine mehr künstlerische Thätigkeit gleichen Schritt, und während er alle Wissenschaften und Künste im Dienste und zur Verherrlichung der Kirche verwendet wissen wollte und in diesem Geiste sie pflegte und förderte, versenkte sich sein tiefes Gemüth vorzüglich in den reichen Schatz der altkirchlichen Poesie, und es war ihm schon seit seiner Jugend eine heilige Herzensangelegenheit, die aus der Kirche und für die Kirche durch alle Jahrhunderte forttönenden heiligen Stimmen glühender Andacht und religiöser Begeisterung durch Uebertragungen in edler, würdiger Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Und diesem Unternehmen widmete er seine besten Stunden in stiller Einsamkeit. ‚Wenn ich in dieselbe eingehe', sagte er, ‚fällt aller Anflug der Welt von meiner Seele, die Lieder einer andern Welt begrüßen mich, mein Herz hebt sich empor, wie die Blumenkrone in dem Thau der Nacht, alle Kräfte werden erfrischt in der befruchtenden Stille.' Was ihm aber persönlich geworden, wurde stets ein Gemeingut der Freunde, und Böhmer insbesondere rühmte es, daß er ihn mit Liebe für die alten Hymnen, für die

tiefsinnigen Mystiker, für die großen italienischen und spanischen Dichter und für die altdeutsche Legendenpoesie zu erfüllen gewußt habe.

Dem trefflichen Manne zur Seite stand in gleicher Gesinnung, stützend und fördernd, seine Gattin, geb. Sophie du Fay, ‚die gestrenge Frau Rath‘, wie sie schon als jüngere Frau ‚ob ihrer ernsten Würde, Willensstärke und ihres fast männlichen Studieneifers‘ bei den Freunden hieß. In ihrem Wesen verbanden sich Eigenschaften, die sich zu widersprechen schienen: neben einem ruhig klaren Blick und einer scharfen, oft kühlen Kritik, besaß sie die volle Wärme und die schlichte Einfachheit eines ächten Frauen-Gemüthes, und aus letzteren Eigenschaften erklärt sich die innige Freundschaft, welche zwischen ihr und der Frau Geheimrath Willemer, geb. Marianne Jung für's Leben geschlossen ward. Frau Willemer, jene gleichzeitig von Göthe und Clemens Brentano gefeierte ‚allerliebste kleine Müllerin auf der Gerbermühle bei Frankfurt‘ (wo sie mit ihrer Familie wohnte), ergänzte in ihrem Wesen die ‚gestrenge Frau Rath‘. Sie war, nach Göthe's Worten, das vollendete Bild weiblicher Anmuth, eine ‚tief poetische Seele‘, die auf den Flügeln der Grazie ‚leicht schwebend durch's Leben‘ ‚Freude verbreitete und fröhliche Gesichter machte, wenn sie nur erschien‘. Böhmer sprach noch im Alter gern von den heiteren Scherzen der ‚Marianne-Biondetta‘ [1], ihrem liebenden Verständniß und Ertragen fremder Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten, und besonders von dem tiefen Eindruck, den die seelenvollen Lieder, welche sie oft in kleinem geselligen Kreise vortrug, auf ihn gemacht hatten.

Frau Willemer's Stiefschwiegersohn war der Senator Thomas, bei welchem Böhmer durch Schlosser mit den Worten eingeführt wurde: ‚Hier bringe ich Ihnen Ihren zukünftigen

[1] Vgl. Näheres Bd. 1; 94, 107, 109.

liebsten Freund.' Diese Voraussage bewährte sich als richtig. Die Freundschaft zwischen Böhmer und Thomas wuchs mit den Jahren und wurde so innig, daß ersterer in seinem Freunde, mit dem er in Gesinnung und Urtheil ganz übereinstimmte und jeden Schmerz und jede Freude theilte, gleichsam Ersatz für alles Andere fand, was ihm unter den Menschen fehlte. ,Thomas', sagt er, ,war in einer neugewordenen Zeit, deren Vorzüge er mit reicher Empfänglichkeit auffaßte, deren schlimme Seite er in ihrer ganzen Tiefe erkannte, aus Ueberzeugung des Verstandes, mit Wärme des Herzens, mit Thatkraft im Handeln der Art und dem Glauben der Väter treu geblieben. Von lutherischen Eltern geboren, hielt er fest an der ungeänderten Augsburgischen Confession, gönnte aber den andern Kirchen ihr ganzes Recht und hatte solchergestalt namentlich auch mit der katholischen Kirche einen vollen Frieden ... Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung, mit Charakterfestigkeit, wo es galt das Recht, in dem er nach germanischer Weise zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterland, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grunde ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums'[1]. Thomas nährte in Böhmers Seele die diesem ,anerzogene und gleichsam schon angeborene Liebe' für die alte Reichsstadt, deren Panier er als einer der letzten Magistrate mit Ehren jeder Art aufrecht erhielt, und Böhmer fand gleiche Nahrung bei dem Schöffen Fichard, dem größten Kenner der Geschichte Frankfurts, den er in seinen späteren Arbeiten für dieselbe als seinen Meister feiert. Fichards im Jahre 1819 erschienene ,Entstehung der Reichsstadt Frankfurt', ein Denkmal seines bewunderungswerthen Fleißes, gründlicher Kennt-

[1] Vergl. Bd. 3, 469—477 und Bd. 2, 267, 269, 274 u. s. w.

niß und wahrhaft historischen Scharfsinns, sollte eigentlich nur eine Vorarbeit für eine vollständige Geschichte der Stadt bilden, die aber der treue Forscher in Folge eines gänzlichen Verlustes seines Augenlichtes nicht vollenden konnte. Aber auch während seiner Erblindung blieb sein Eifer und seine Liebe zu den Studien ungeschwächt, und allwöchentlich kam Böhmer mit Thomas, Schlosser und dem bekannten Niclas Vogt, diesem ‚ehrlichen Verfechter des alten Rechtes und eifrigen Beförderer der rheinischen Geschichte‘, und andern Freunden zur Besprechung ihrer Arbeiten, zur Mittheilung gewonnener Resultate, zum Austausch der Ideen bei Fichard zusammen, und alle bewunderten den Wissensreichthum des Mannes und ‚erbauten sich‘, sagt Böhmer, ‚an dessen Geistesfrische, trotz aller Körperleiden kräftigem Muth und patriotischer Gesinnung, die gleichmäßig dem allgemeinen Vaterlande und der Pflege angestammter Stammesbesonderheit galt‘. Die ‚Nothwendigkeit dieser doppelten Pflege zur Förderung der Nationaleinheit und zur Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der Theile‘ war gleichsam ‚ein Glaubensgrundsatz der Freunde‘, die zugleich auch darin übereinstimmten, daß überhaupt vaterländisches Wesen als das edelste Erbgut allem fremden, daß einheimische Wissenschaft und Kunst als die heilsamste und fruchtbringendste aller ausländischen vorzuziehen sei. Eine hervorragende Stelle unter den Freunden nahm bald auch der Historiker Joseph Aschbach ein, der seit 1823 an der hiesigen Selektenschule eine Professur der Geschichte und der alten Sprachen bekleidete und ‚wegen seines treuen Charakters, gründlichsten Wissens und seltener Pflichtliebe von Allen ungemein geschätzt ward‘.

Auch das Thomas'sche Haus stand den Freunden an einem bestimmten Abend der Woche gastfrei offen, und ‚jeder Abend‘, schrieb Böhmer, ‚war bei Thomas reich und gehaltvoll. Wir lasen gemeinsam alte und neue Werke über

die Kunst, besahen Kupferwerke und Jeder gab sein Urtheil ab; wir trugen kleinere Aufsätze vor, verhandelten über die Gründung eines Kunstvereins u. s. w. und beriethen reiflich, in welcher Weise und mit welchen Mitteln die Kunst und der Kunstsinn in der Kaufmannstadt zu befördern sei'. Außer den Einheimischen empfing Thomas im Lauf des Jahres auch eine große Anzahl durch persönlichen Charakter, durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichneter Fremden, die sich bei ihm oft zur unerwartetsten und erwünschtesten Begrüßung zusammenfanden. Bei reicher Bildung, die jedes Verdienst zu würdigen verstand, und bei feiner, auf wahres Wohlwollen gegründeten Sitte wurde ein ächt deutschbürgerlicher Charakter des Zusammenseins behauptet, der in diesem edlen und wohl weithin einzigen Kreise allen Theilnehmern unvergeßliche Stunden schuf. ‚Wären die Vielen zu nennen', sagt Böhmer, ‚welche bei Thomas eintraten, Deutschland würde darunter von seinen edelsten Namen finden', und wir erwähnen unter ihnen nur die beiden Grimm, die beiden Boisserée, Savigny, Görres, Clemens Brentano und Achim von Arnim, mit denen Böhmer bei Thomas entweder freundschaftliche Verbindungen anknüpfte, oder alte Freundschaft erneuerte. Auf mehrere derselben, besonders auf Brentano, kommen wir noch später zurück.

‚Wie erweitert sich doch', schrieb Böhmer im September 1822, ‚durch innern lebendigen Verkehr mit Andern der Gesichts- und Studienkreis des Menschen! Während Thomas meine Kunstinteressen nach der christlichen Richtung hin vertieft und mit Fichard mich zur Geschichte hinzieht, werde ich durch Schlosser in die Herrlichkeiten Dante's und Calderon's eingeführt, und die Hymnen und Heiligenlegenden des Mittelalters gehören jetzt zu meinen liebsten Beschäftigungen. Welch' eine Poesie bergen diese fast unbekannten Schätze.' ‚Ueberhaupt, welch' eine Poesie besaßen wir im Mittelalter!'

Seit Jahren schon hatte sich Böhmer in die deutschen Dichter des Mittelalters vertieft und seit 1822 ein ‚ernstliches Studium der alten Sprache und der deutschen Alterthümer' begonnen, und wenn auch diese seine germanistischen Forschungen, die er länger als ein Jahrzehnt betrieb, für ihn selbst zu keinen wesentlichen schriftstellerischen Resultaten führten, so kamen sie doch der Wissenschaft in reichlichem Maße zu Gute durch die vielfache Unterstützung, welche er andern Forschern auf diesem Gebiete zu Theil werden ließ, wie sich dieß aus vielen vorliegenden Dankschreiben von Männern wie Jacob Grimm, von der Hagen, Uhland, Haupt, Göttling, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. ergibt.

Mehrmals spricht er die Ansicht aus, daß ‚bei uns die Dichtkunst die Mutter aller andern, namentlich der Malerei war'. ‚Wir haben', bemerkt er z. B., ‚zwei längere Gedichte, welche das Leben der Maria schildern: kürzlich las ich den Auszug des einen; da ist es mir denn gewesen, als wäre der größte Theil der Bilder mit der Maria, welche ich gesehen habe, nur die Bilder zu diesem Gedicht. In der That, ich bin ganz überzeugt, daß die alten Maler die Dichter, welche schon im zwölften Jahrhundert das Außerordentlichste leisteten, vor Augen hatten' [1].

Wenn er sich früher die Minnelieder wohl poetisch vorgestellt hatte, aber nur kindlich und kindisch, so wurde er bei genaueren Studien zu seiner Freude überrascht, daß ‚darin eine Höhe, eine Tiefe, eine Kenntniß der erscheinenden Welt nach allen Seiten hin' sich offenbare, die er nicht genug bewundern konnte, und er stand seitdem keinen Augenblick an, das dreizehnte Jahrhundert, worin der Kölner Dom gebaut, das Nibelungenlied und die Minnelieder gesungen

[1] Bd. 2, 108.

worden, für das größte der deutschen Geschichte zu erklären [1]. Besonders wurde der reiche Gottfried von Straßburg sein Liebling, aber er fand doch, daß ‚es nichts Deutscheres gebe, als Hartmann's Armer Heinrich, und daß nichts dem Herzen so sanfte thue, als dessen Milde und Kraft so wunderbar verschlungen'. ‚Wo entstand', fragte er, ‚je ein Gedicht von trefflicherem Entwurf, als der hl. Anno des elften Jahrhunderts? Was vergleicht sich Maria's Leben Wernher's an Hoheit (12. Jahrhundert), was an lieblicherem Detail dem Marienleben aus dem dreizehnten? Was an Buntheit der Farben Conrad's Goldener Schmiede? Welches geistliche Lied übertrifft an Tiefe das des Gottfried von Straßburg?' Das Annolied rechnete er ‚zu dem Allerherrlichsten, was es gibt', und liebte es, darauf hinzuweisen: ‚Wie stark ist das in diesem Liede waltende Nationalgefühl, wie stark das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. Ich bin immer tief ergriffen von den Worten, mit welchen dort die Folgen der deutschen Zwietracht geschildert werden' [2].

Als Resultat seiner Studien der deutschen Literatur des Mittelalters bezeichnete er in einem Briefe an Schulz: ‚Ich sehe auch hierin, wie in den bildenden Künsten, daß die eigentliche Blüthe unseres Volkes im früheren Mittelalter war; ich lerne diese Blüthe näher kennen; ich erhalte die Ueberzeugung, daß die meisten der neueren Produktionen der Dichter sich zu den alten verhalten, wie künstliche Blumen zu natürlichen; daß z. B. Göthe nur ein edlerer Mewlana Dschami ist, und daß es nichts Kindischeres und Unverständigeres gibt, als ihn den größten deutschen Dichter zu heißen, ihn, der vielmehr der Nachahmer der mannigfaltigsten europäischen Dichter ist. Dir kann das nur so lange hart

[1] Vergl. Bd. 2, 79.

[2] Vergl. Bd. 1, 90, 452 und Bd. 2, 100.

erscheinen, als Du unsere großen deutschen Alten nicht kennst. So sind mir unsere alten Dichter und Künstler mit ihren Werken die sprechendsten Beilagen zu unseren vorangegangenen großen Geschichten, über denen ich den Jammer der jetzigen Zeit der Kleinlichkeit und des Egoismus vergesse'. Einer Freundin, die ihm wegen seiner Geringschätzung Göthe's grollte, bemerkte er: ,Wegen Göthe möchte ich gern mit Ihnen sprechen und habe dann wohl einige Hoffnung, daß wir uns vereinigen würden. Von der deutschen Seite ist er doch nicht allein angegriffen worden, sondern zuerst von einer anderen durch unseren Herrn von Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern. Auch Pustkuchen ist durchaus nicht nach meinem Sinn und er unterläßt eine Hauptsache ganz, nämlich ihm unsere alte deutsche Literatur des 11. bis 14. Jahrhunderts entgegen zu stellen. Dort nur sind blinkendere Sterne, nicht unter Göthe's Zeitgenossen. Ich würde vor allen Dingen bei ihm Eigenthümliches und Fremdes sondern, z. B. die ihm gar nicht gehörenden Volkslieder in seinen Gedichten, dann vergleichen zwischen ihm und seinen Quellen, wo er bearbeitet hat, z. B. bei Götz und dem Reinecke; dann würde ich in seinen Romanen den Roman besonders betrachten und besonders das Uebrige rc. Endlich würde ich den Punkt der Deutschheit im Gegensatz der Europäischheit auch auffassen. Unser Volk hat nichts Gemeinschaftliches mehr, als Sprache und Literatur, wer darf uns verargen, wenn wir hier strenge sind?' Die Art aber, wie man Göthe damals angriff, die ,Kränkung des ehrwürdigen Greises' that Böhmer, dem Ehrerbietung gegen das Alter und Dankbarkeit als ächt deutsche Tugenden galten, besonders wehe, und er fragte sich mit Recht, ob denn die Gegner ohne Göthe auch nur im Besitze der Waffen sein würden, womit sie ihn angriffen [1].

[1] Bd. 2, 100, 117.

III. Unter den deutschen Künstlern in Rom. S. 43—64.

Zweites Buch: Studien und Anschauungen über Kunst und Literatur.

I. Nationale und christliche Kunst. S. 66—89.

II. Deutsche und auswärtige Literatur. S. 89—126.

Drittes Buch: Wissenschaftliche Wirksamkeit für vaterländische Geschichte.

I. Wie er zum Studium der Geschichte gekommen. S. 127—143.

II. Grundlegende Arbeiten für deutsche Reichs- und Particulargeschichte. S. 143—161.

III. Geschichtsquellen Deutschlands. Vaterländische Geschichtsforschung, ihre Aufgabe und Methode. S. 161—192.

IV. Erneuerte Kaiserregesten. S. 192—234.

[1] So muß es im Text S. 231, Zeile 13 v. u. heißen statt „müßiger zu sein“.

Viertes Buch: Anschauungen über Kirche und Staat.

I. Christenthum und Kirche. S. 235—291.

II. Politik und öffentliches Leben. S. 291—342.

Schluß.

Erstes Buch: Lehrjahre.

I. Im Elternhause zu Frankfurt am Main.

Johann Friedrich Böhmer's Familie, lutherischer Confession, stammte aus Zweibrücken, wo sein Großvater Johannes Böhmer das Amt eines herzoglich Pfalz-Zweibrückischen Kammerraths bekleidete und ‚wegen Arbeitstreue und strenger Rechtlichkeit' bei seinem Herrn in hohem Ansehen stand. ‚Wahrheitsmäßig', so schrieb lange nach dem Tode des Mannes ein Mitglied der herzoglichen Familie, ‚muß von Kammerrath Böhmer ausgesagt werden, daß er, obschon mit Glücksgütern wenig gesegnet und die Familienkosten nur mit Mühseligkeit bestreitend, dennoch gar menschenfreundlich durch Geben sich bezeugete und insonderheit durch unentgeltliche Hülfeleistung bei obwaltenden Prozessen der Armen, Wittwen und Waisen sich in der ganzen Umgegend eine sehr löbliche Reputation erwarb.' Unter seinen Söhnen widmete sich Karl Ludwig (geb. am 29. August 1744), der Vater unseres Johann Friedrich Böhmer, gelehrten Studien, und dieser erzählte später oft seinen Kindern, wie sehr er von Jugend auf an Ernst und Thätigkeit gewöhnt worden. ‚Als ich in die Welt trat', sagte er, ‚und mich selbst durcharbeiten sollte, brachte ich aus dem Elternhause als bestes Erbgut und als Richtschnur für's Leben zwei Grundsätze mit, nach denen handelnd ich mich auch in traurigen Tagen, bei schlechten Aussichten, glücklich befunden', und diese Grund-

sätze hießen: ‚wer mit Gott arbeitet und demüthig nicht zu hoch hinausfliegen will, aber ein festes Ziel hat und alle Kräfte anstrengt, der erreicht dieses Ziel‘ und ‚Fürchte den Schlechten nicht, wenn er auch noch so hoch steht.‘ Nachdem Karl Ludwig seine juristischen Studien auf der Universität Straßburg, wo er den größten Theil der Kosten seines Unterhaltes mühsam durch Privatunterricht und durch Arbeiten bei einem Notar bestreiten mußte, vollendet hatte, praktizirte er viele Jahre als Advokat in Zweibrücken, und auf diese Zeit zurückblickend durfte er, dreiundsiebenzig Jahre alt, kurz vor seinem Tode von sich sagen, daß er stets dahin gestrebt habe: ‚das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waisen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen.‘ ‚O, ein edles Gefühl‘, heißt es in einem seiner Briefe, ‚entflammet hier die reine Seele, die sich bei solchen Handlungen um so mehr erhebet, als sie zugleich die scheußlichen Plane derer Unwürdigen, Niederträchtigen vereitelt, welche unter dem Scheine des Rechtens, um Gold gedungen, sich die größeste Anstrengung unermüdet geben, das Recht zu beugen. Gegen diese Vertheidigung zu übernehmen, erreget ein Gefühl seiner eigenen Würde . . . mir war es das seeligste, das beglückendste. Ohne Vermögen, ohne Unterstützung von Freunden, ohne Verwandtschaft habe ich diese Bahn betretten, auch schüchtern nur und alleinig durch den Zuspruch meines ältesten Bruders gestärkt. Ich mußte um das liebe Brod arbeiten, weil ich von meinen Eltern keine Unterstützung erhalten, noch annehmen konnte, und sehe an dem Ziele meiner Tage mit beruhigendem Bewußtsein auf die Vergangenheit zurück, nie ein Vertheidiger einer von mir erkannten schlechten Sache geworden zu sein, wenn man mir auch zu der Zeit Gold anbote, in welcher ich keinen Heller zu entübrigen, vielmehr

Mangel hatte. Gott hat mein Bemühen gesegnet . . . und ich genoß das Glück, meine Eltern zu unterstützen.'

Im Jahre 1772 übernahm Karl Ludwig Böhmer das Amt eines rheingräflichen Hofrathes in Grumbach und Wörstadt und verheirathete sich mit Caroline Stumm, der Tochter eines Schlossermeisters in Zweibrücken, mit der er sieben Jahre lang in glücklichster, wenngleich kinderloser Ehe lebte. Als die Franzosen zur Revolutionszeit die Rheingrenzen überschritten, flüchtete er sich mit seinem Herrn und den meisten übrigen Beamten auf das rechte Ufer und verweilte einige Zeit in Wetzlar, wo er im Jahre 1792 seine zweite Ehe mit Juliane Wilhelmine von Hofmann, einer Tochter des strengreformirten Reichskammergerichtsprocurators Caspar Friedrich von Hofmann, einging. Der Reichskammergerichtsprocurator, dem es einleuchtend geworden, daß die französische Herrschaft keine vorübergehende sein werde, rieth dem Schwiegersohn, ‚seine Gedanken an die linksrheinische Heimath aufzugeben und in Frankfurt am Main einen neuen Wirkungskreis zu suchen.' Hofmann hatte hier, mit der Führung der reichsstädtischen Geschäfte beim Reichskammergericht betraut, manche Verbindungen und dadurch wurde es dem Hofrath Böhmer, der sich ohnehin ‚als tüchtiger Jurist und Geschäftsmann zu erproben bald Gelegenheit fand', doppelt leicht die wichtige Stelle eines Canzleidirektors zu erhalten, welche in der Reichsstadt öfters mit Auswärtigen besetzt wurde.

Böhmer miethete sich auf dem großen Hirschgraben F. 71, neu 17, ganz nahe bei Göthe's Geburtshaus in einem altfränkisch soliden, mit starken bauchigen Eisengittern vor den Fenstern des Erdgeschosses versehenen Hause ein, und hier erblickte unser Johann Friedrich, nachdem das erste Kind der Ehe am 13. December 1793 gestorben war, am 22. April 1795 das Licht der Welt. An seinem Geburtstage gab der

Vater dem Reichskammergerichtsprocurator die Versicherung, er wolle: ‚von heute ab täglich aus vollem Herzen zu Gott bethen, damit das kräftige, obwohl sehr unruhige Kind erhalten bleibe, und des Großvaters würdig in Rechtlichkeit und Thätigkeit zum Besten seiner Nebenmenschen und des schwergedrängten Vaterlandes wirke.‘ Später wurde die Ehe noch mit drei Kindern gesegnet und mit diesen wuchs Johann Friedrich im stillen und gleichförmigen Leben der Familie heran und empfing von der Mutter, einer zwar durch geistige Befähigung nicht besonders hervorragenden, aber doch verständigen Frau von gemessenem aristokratischem Charakter, die von Jugend auf in häuslicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, die ersten Eindrücke der Bildung. Im Hauswesen, dem die Mutter mit einer fast peinlichen Ordnungsliebe vorstand, zeugten Lebensordnung, Tisch, Kleidung und Möbel von der größten Einfachheit und Genüglichkeit: der Bedarf an Brod und Kuchen wurde, wie es damals in den bürgerlichen Familien Sitte war, im eigenen Hause verfertigt und Johann Friedrich sprach öfters davon, wie er als Kind der Mutter beim Kuchenbacken behülflich gewesen; treu an der hergebrachten Familienordnung festhaltend, wurden an bestimmten Tagen bestimmte Speisen aufgetragen, an den Freitagen z. B. und an den altkatholischen Vigilien wurde in der lutherisch-reformirten Familie kein Fleisch gegessen, nicht aus kirchlichen Gründen, sondern weil es so ‚gebräuchlich‘, und ebenso ‚gebräuchlich‘ war die Hauskatze das einzige sorgsam gepflegte Hausthier. Obwohl die Eltern wohlhabend waren und das Amt des Vaters ein ansehnliches Einkommen abwarf, so war doch die äußerste Sparsamkeit ‚Familiengesetz‘. Nur im Almosengeben wurde nicht gespart und der Vater ließ verschämten Armen nicht bloß in Frankfurt, sondern auch in seiner früheren Heimath reichliche Unterstützung zukommen, und Almosen, so predigte der

gemüthstiefe Mann seinen Kindern, ‚bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbsten unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbsten entzogen hat.‘

Ein ferneres Familiengesetz war die völlige Zurückgezogenheit von der Welt. Dem Vater, der ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete und mit den Kindern fast nur bei Tisch verkehrte, waren alle lauten Vergnügungen verhaßt; weder besuchte er, noch gab er Gesellschaften, und von gleicher Sinnesart hielt sich auch die Mutter, die ‚still und in sich gekehrt, von einem Ernst und einer Strenge war, die weit über ihre Jahre gingen‘, von allen gesellschaftlichen Berührungen fern und fühlte sich in einer irgend lebhaften Umgebung niemals wohl.

Und so abgeschlossen wie die Eltern lebten, wurden auch die Kinder erzogen. Sie sahen das ‚Elternhaus gleichsam für eine verriegelte Burg‘ an und waren schon ziemlich herangewachsen, ehe sie irgend etwas von dem bunten Treiben der Handelsstadt bemerkten. Seit December 1804 besuchte Johann Friedrich das damals blühende Privatinstitut Habermanns im Mainzerhof am Bockenheimerthor und dorthin wurde er nun jeden Tag beim Beginn des Unterrichts vom Hausdiener begleitet und am Schluß des Unterrichts abgeholt, und dieß waren seine einzigen gewöhnlichen Gänge, die ihn mit der Außenwelt in Berührung brachten. Sonntags kam noch der Gang zur Kirche hinzu, wohin ihn die Mutter mitnahm. Wie oft hat er erzählt, daß er über elf Jahre alt gewesen, als ihn der Vater (im Frühsommer 1806) zum erstenmal an den Main führte, von dem ihm ‚bis dahin nur bekannt war, daß er an der Stadt vorbeifließe.‘ Der Tag blieb ihm stets in süßester Erinnerung. Als er am Flusse auf- und abwandelte und seine Blicke über das jenseitige Ufer nach dem Mühlberg schweiften, wo

sich die herrlichste Blüthenpracht entfaltete, ergriff ihn plötzlich eine tiefe Sehnsucht nach der Natur und er fing zu weinen an und kam im Innersten erregt nach Hause. Das war nun für die besorgte Mutter Grunds genug ähnliche Spaziergänge für das ganze Jahr zu verhindern, ‚da die Luft dem Knaben nicht wohlthue‘, und dieser mußte sich, wenn er ‚hinaus‘ wollte, mit dem kleinen Garten hinter dem Hause begnügen, wo er zum Andenken an den Spaziergang am Main ein Bäumchen pflanzte, über dessen Wachsthum seine Aufzeichnungen berichteten. Wehmüthig blickte er oft aus einem Zimmer im zweiten Stocke des Hinterhauses über die Stadtmauern in's Freie.

Doch mit dem Jahr 1807 traten freudige Ereignisse in seinem Jugendleben ein, denn damals war es, wo er nach Meldung seines noch vorliegenden Tagebuchs: ‚den 13. Febr. zum erstenmal zum Thor der Stadt Frankfurt am Main hinausging; es war das Galgenthor, an einem Freitage.‘ Und noch mehr. ‚Onkel Georg‘ (der Bruder der Mutter, der spätere General von Hofmann), der auf Besuch kam, führte ihn in den Kaisersaal und durch die Judengasse und verschaffte ihm ‚eine Theilnahme an dem Frankfurter Pfingstvolksfeste, an welchem alle Stände, bunt unter einander gemischt, unter den hohen Linden der Pfingstweide dem sogenannten Kühtanze, zu Ehren des festlich geschmückten Stiers, und der Speisung der armen Kinder beiwohnten und dann, hingelagert bei Gesang und fröhlichem Trunke, sich der wiedererstandenen Natur erfreuten.‘

Johann Friedrich war also fast zwölf Jahre alt, als er den ersten Gang außerhalb der Stadt machen durfte, natürlich nicht allein, ‚da das Alleingehen für Kinder unschicklich‘, sondern in Begleitung der Eltern, die sich bald darauf einen großen Garten in der Nähe der Pfingstweide ankauften. Welch' eine Freude für den Knaben, wenn dorthin Sonntags

ein ‚Ausflug' gemacht wurde. Alte Frankfurter erinnern sich noch, wie dann der Canzleidirektor in altfränkischer Tracht mit sorgsam gepflegtem Zopf, seine Frau am Arm, durch die Straßen eilte. Hinter den Eltern, in gemessener Entfernung, gingen die beiden Söhne: Johann Friedrich kerzengerade, kurzen schnellen Schrittes, den er auch im spätern Leben beibehielt, sein jüngerer Bruder in etwas nachlässiger Haltung, beide überaus säuberlich gekleidet (die Nankinghose war für Vater und Söhne ‚gebräuchlich' und blieb es für Johann Friedrich bis zu seinem Tode), mit feinen breit umgelegten Hemdskragen, ohne Mütze, mit langen bis auf die Schultern herabhängenden Haaren.

Alle diese Jugendeindrücke haben unsern Böhmer durch das Leben geleitet. Ordnungsliebe, Sparsamkeit, christliches Wohlthun wurden Grundzüge seines Wesens und stets bewahrte er den Sinn für stille zurückgezogene Häuslichkeit. Er freute sich, daß er im Treiben größerer Gesellschaften, die ebenso langweilig, als zeitraubend seien, niemals sich heimisch gefunden, aber er äußerte doch oftmals, daß die Art seiner Erziehung für ihn auch große Schattenseiten gehabt habe. Fern gehalten von allem Verkehr mit Andern, sei das Selbstvertrauen zu wenig in ihm ausgebildet worden, und dieß habe eine Verzagtheit bewirkt, zu der später, als er sich in freier Stellung befunden, als Gegensatz der Trutz gekommen: ‚und Trutz und Verzagtheit', sagte er, ‚konnte ich so schwer in's rechte Gleichgewicht, zu einer inneren Versöhnung bringen.' Noch im Jahre 1852 schrieb er sich in einer trüben Stunde die Worte nieder: ‚Bei meiner Bildung wurden gewagte Wege eingeschlagen. Von allen andern Menschen wurde ich zurückgehalten und auf mich selbst zurückgestoßen, dabei aber im Selbstvertrauen erschüttert.' ‚Was konnte es mir nützen', heißt es ein andermal, ‚daß mein Vater mich während meiner Universitätsjahre

ermahnte, daß ich die in meiner Jugenderziehung gelassene Lücke ausfüllen, meinen Mangel an Entschlossenheit, meine Blödigkeit im Verkehr überwinden müsse: damals war es zu spät. Unentschlossenheit und Blödigkeit, diese Früchte meiner Erziehung, haben bewirkt, daß ich im Leben mir so viele Zeit durch Allotria habe rauben lassen, die ich zu ernstem Thun hätte verwenden können und mögen.' So klagte Böhmer zu einer Zeit, wo sein ganzes Leben in seiner Arbeit aufging.

Besonders charakteristisch für seine Erziehung ist eine Aeußerung in einem Briefe vom 21. Mai 1825: ‚Ach, es gab der Freudentage so wenige in meiner Jugend, der eigentlich eine harmlose Kindheit gefehlt hat. Die Eltern liebten mich innig, aber ich mußte mich in der Jugend doch oftmals fragen: ist denn die Liebe stets so ernst, so strenge? Und doch bin ich so dankbar dafür, daß man mich von frühe auf zur Arbeit und geregelten Thätigkeit angehalten und mich dadurch vor so Vielem bewahrt hat, was sittlich beschmutzen konnte.'

‚Ernst und Arbeit war das Losungswort.' Nur eine kurze Zeit des Spieles ward den Kindern verstattet, kein heftiger Ausbruch des Gefühls, weder der Freude noch der Trauer, wurde geduldet, selbst die wenigen Familienfeste trugen einen so ernsten Charakter, daß Böhmer eine gewisse Scheu, die er im spätern Leben vor solchen Festen hegte und nur mit Mühe überwinden konnte, diesen Jugendeindrücken zuschrieb. Alles im Hause war auf das Solide und Tüchtige gerichtet, und als Johann Friedrich einmal vom Vater bei der Lectüre eines Dichters ertappt wurde und tief ergriffen von dem Gelesenen mit hochrothen Wangen dastand, nahm ihm dieser unwillig das Buch weg und sagte: ‚Laß den poetischen Firlefanz bei Seite. Das Leben ist Arbeit, keine Poesie.' ‚Ich habe das Leben', schrieb der

Canzleidirektor dem Schwiegervater, ‚als Arbeit kennen lernen und in der Arbeit mich glücklich befunden. Dessenwegen halte ich darauf, daß auch meine Kinder schon im jugendlichen Alter in der Arbeit ihre Freude finden und nie vergessen: Labor improbus omnia vincit (unverdrossene Arbeit wird Herr über Alles). Dann kömmt der Reiz des Lebens von selbsten, der in dem Bewußtsein gethanener Pflicht mehr als in allem andern besteht.‘

In demselben ‚Geiste des Ernstes und der Arbeit‘ wirkte der Großvater in Wetzlar auf den Enkel ein, und dieser durfte sich rühmen ‚gegen den verehrungswürdigen Mann sich stets so folgsam erwiesen zu haben‘, daß er ihn ‚mehr als einmal seinen Liebling nannte‘. ‚Mein Großvater, der Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann‘, heißt es in einem Briefe Böhmer's, ‚genoß als praktischer Jurist und als Schriftsteller in Deutschland einen großen Ruf und war in meinen Augen ein echter Repräsentant altdeutscher Treue und Kernhaftigkeit. Unvergeßlich bleibt mir der Moment, wo er mir in meiner Knabenzeit die von ihm gesammelten und in Druck gegebenen Familiennachrichten mit den Worten schenkte: Fritz, vertrau auf Gott und handle wie deine Voreltern.‘ Was Hofmann darunter verstand, besagt die Vorrede dieser Schrift, wo es heißt: ‚Das was ich von meinen Vorfahren (von zwei Jahrhunderten her aus Urkunden, aus gedruckten und ungedruckten Schriften) erzähle, enthält keine glänzenden Grosthaten. Es waren Leute, die ohne Geräusch würkten und der Welt nützlich waren. Für Euch, meine Lieben, muß es immer herzerhebend seyn, daß bei meinen Vorfahren Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit herkömmlich und Familientugend war. Keine niedrige Seele hat sich unter sie verirrt. Sie waren keine reichen Leute, keine Parvenüs, sondern bei ihrem Stande und mäßigen Glücke hergekommen. Macht es Euch aus ihrem Leben und

aus ihrem Nachruhme zur Maxime eures Lebens: Siehe zu, daß du einen guten Namen behältst, der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Goldes. Ein Leben, es sey wie gut es wolle, so währt es eine kleine Zeit; aber ein guter Name bleibt ewig.'

Aus dem zeitweiligen Verkehr mit dem Großvater erinnerte sich Böhmer gern und lebhaft mancher Einzelheiten, die für sein ganzes Leben wichtig geworden. Als er einmal mit der Mutter in Wetzlar war, sagte ihm der Großvater: ‚Sei sparsam mit der Zeit, denn sie ist unser kostbarstes Erdengut; einem Menschen, der seine Zeit vergeudet, traue ich nie.' Er führte ihn dann in sein Arbeitszimmer und zeigte ihm ein Buch, Protokollbuch betitelt, worin seine Beschäftigung für jede Stunde eines jeden Tages verzeichnet wurde, und ermahnte ihn, daß auch er, um sich selbst zu controliren, an Führung eines solches Tage- und Stundenbuches sich gewöhnen solle. Und Johann Friedrich legte sich seitdem ein solches ‚Protokollbuch' an, worin er täglich aufschrieb: welche Unterrichtsstunden er empfangen, welche Bemerkungen des Lehrers ihm besonders wichtig erschienen, worüber er gelesen, was der Vater bei Tisch erzählt u. s. w. und er hatte große Freude, als der Großvater, dem er diese Bücher nach Jahresfrist vorlegte, über seinen Fleiß und Ordnungssinn sich mit vollster Zufriedenheit aussprach. Böhmer legte dieser fortgesetzten Controle über die Anwendung der Zeit und was darin bemerkenswerthes vorgekommen, für seine spätere Entwickelung eine große Bedeutung bei, ‚nur soll man nicht', ermahnte er einen Jugendfreund, ‚die Gefühlswelt und überhaupt, was uns im Innersten bewegt, in Tagebüchern verzeichnen wollen, weil dieß zur eitlen Selbstbespiegelung führt.'

Noch ein anderes Vorkommniß wurde folgenreich für den Knaben. Der Großvater, der selbst gern von Kaiser

und Reich erzählte, gab ihm allerlei Bücher über deutsche Geschichte des Mittelalters und examinirte gelegentlich über das Erlernte. Als er diesem nun einmal über die Schlacht auf dem Lechfelde vortrug und auf die Frage, wann die Schlacht gewesen und wo das Schlachtfeld liege, nichts zu antworten wußte, sagte der Großvater mit unwilligem Tone: ‚Dann hilft dein Lernen nicht viel; wenn du von geschichtlichen Thatsachen nicht das Wann und das Wo weißt, so weißt du nichts Bestimmtes.‘ Das wirkte. Johann Friedrich fertigte sich seit jenem Examen Tabellen an mit genauer Bezeichnung von Zeit und Ort für die einzelnen geschichtlichen Ereignisse, er gewann Lust an solchen Arbeiten, und nachdem er schon Doctor geworden, klangen ihm die Worte des Großvaters noch immer in den Ohren. ‚Wer weiß‘, äußerte er wohl, ‚ob nicht sie den ersten Anstoß gegeben haben, daß ich Regestenarbeiter geworden bin.‘ —

Nach Beendigung des Lehrcursus in dem erwähnten Hadermann'schen Institute wurde Böhmer durch Privatunterricht im Lateinischen für das Gymnasium der Vaterstadt vorbereitet, welches er dann im Herbst 1809 bezog.

Inzwischen waren in den öffentlichen Verhältnissen Frankfurts gewaltige Veränderungen eingetreten, die auf seine Erziehung und auf seine spätere geistige Richtung und Thätigkeit, auf seine Anschauungen, Zuneigungen und Abneigungen einen großen Einfluß ausübten und deßhalb unsere besondere Beachtung verdienen.

Die alte ehrwürdige Reichs- und Krönungsstadt am Main hatte seit vielen Jahrhunderten unter den deutschen Städten eine sehr hervorragende Stellung eingenommen; sie war der Hauptmarkt Europas, der natürliche Mittel- und Herzpunkt des deutschen Lebens, zählte die reichsten Handelshäuser mit sprüchwörtlich gewordener Solidität, und nur an wenigen Orten in Deutschland besaß der Bürgers-

mann und Handwerker einen größeren Wohlstand und ‚ein so volles Gefühl von Zufriedenheit und behäbiger Freude'. Fortwährend hatte sich das bürgerliche Leben in ernsten, strengen Formen bewegt, und ein Reisender aus Leipzig charakterisirte im Jahre 1791 den Frankfurter ‚Reichsbürger' trefflich mit den Worten: ‚Er ist ein wohlhabender, thätiger, biederherziger, aber etwas eckiger und nicht selten derber Kamerad; er hat eine heilige Scheu und Achtung vor dem Angeerbten, Hergebrachten, eine unverbesserliche Abneigung gegen alle neue Aufklärung' — soll heißen: was man damals so nannte — ‚er sonnt sich gerne im Glanz und Ruhm seiner Stadt, wo ihm Alles besser dünkt, als irgend anderswo, und ist vorzüglich stolz auf deren Verfassung, die er mit nichts in der Welt vertauscht.'

Wie wohlbegründet dieser Stolz war, zeigte sich gleich im folgenden Jahre, in welchem die Reichsstadt in ihrer alten Verfassung mit Ehre und Ruhm die ersten Stürme der französischen Revolution bestand. Als damals General Cüstine (am 23. Oktober 1792) in Frankfurt erschien und an allen Straßenecken Proclamationen anschlagen ließ, welche zum Sturz der Throne und zur Vernichtung der verkommenen Aristokratie aufforderten, fand er hier lauter ‚Feinde der welschen Freiheit,' und die Frankfurter erwiesen sich bei der Befreiung ihrer Stadt von den Franzosen so tapfer und zugleich so menschenfreundlich gegen die wehrlos gewordenen Feinde, daß der preußische König Friedrich Wilhem II. zu wiederholten Malen ihren Bürgermuth und Biedersinn rühmte. ‚Hier gibt's weder Jakobiner, noch Fürstenknechte', so konnte mit Recht ein Mitglied des Rathes zu einem Hochgestellten aus der königlichen Umgebung sagen, ‚sondern gottesfürchtige Christen und freie Bürger, die Keinem seine Herrlichkeiten mißgönnen und nur wünschen, daß man sie selbst in ihrer Ruhe belasse.' Doch diese Ruhe wurde seitdem durch

die Kriegsereignisse fast in jedem Jahre gestört. Zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses im Jahre 1803 war die Stadt allerdings noch als ein freies, selbstständiges Gemeinwesen anerkannt worden, aber schon damals wartete Napoleon in seinem Haß gegen die unabhängige republikanische Gesinnung der Reichsbürger nur auf eine passende Gelegenheit, um dieser Freiheit und Selbstständigkeit ein Ende zu machen. Nachdem er Oesterreich niedergeworfen, ließ er durch den Marschall Augereau zuerst die Stadt in furchtbarer Weise brandschatzen, und dann übergab er dieselbe dem ehemaligen Churerzkanzler Fürst Primas Carl von Dalberg, der ihm seit Jahren reichsverrätherische Dienste geleistet hatte. Alle Bemühungen des Rathes und der Bürgerschaft für die Rettung ihrer Freiheit waren vergebens, und so legte denn ersterer am 19. August 1806 sein Amt ebenso würdig und ehrenvoll, wie er es geführt hatte, nieder. Seine an diesem Tage erlassene Proclamation, bei deren Formulirung auch Canzleidirektor Böhmer herbeigezogen wurde, ist ein Denkmal von Bürgermuth und deutscher Nationalgesinnung, die damals in den monarchisch regierten Staaten längst zu den überwundenen Alterthümlichkeiten gehörte. Als der zur Uebergabe der Stadt an den Primas beorderte französische Commissär Lambert den Schöffen Metzler auf offener Straße ergrimmt am Rocke faßte und die heftigsten Drohungen wegen des Aktenstückes ausstieß, erwiederte dieser ruhig: ‚Uns kann nichts Schlimmeres begegnen, als den deutschen Kriegern auf den Schlachtfeldern‘; und als der Marschall Augereau die beiden regierenden Bürgermeister zu sich entbieten ließ, die Thüre verriegelte, ‚von mutinerie sprach, und daß er keine baïonnets, sondern fouets gebrauchen wolle,‘ und verlangte, daß ihm binnen vierundzwanzig Stunden der Verfasser der Proclamation genannt werde, beschloß der Rath am 28. August in einer

besonderen Sitzung: der gesammte Rath habe die Proclamation verfaßt und sei bereit sie zu vertreten. Selbst Napoleon konnte nicht umhin, dem von dem Rath bewiesenen Bürgermuth seine Achtung zu zollen und die Frankfurter als ‚wahre Republikaner‘ zu bezeichnen [1].

In den ersten Monaten nach der Beraubung ihrer Freiheit blickten die Frankfurter noch hoffnungsvoll nach Preußen hin, welches sich zum Kriege gegen Napoleon rüstete; aber die Schlacht bei Jena vernichtete alle Hoffnungen. Als die Nachricht von der preußischen Niederlage und dem Einzuge Napoleons in Berlin nach Frankfurt kam, sagte der alte Böhmer Mittags bei Tisch: ‚Nun ist Alles verloren, nun sind wir fertig.‘ Der unselige Friede von Tilsit vollendete die deutsche Schmach und Erniedrigung, und die ehemaligen reichsbürgerlichen Republikaner wurden sogar gezwungen, diese Schmach und Erniedrigung zu feiern, denn auf Befehl ihres neuen Fürsten mußten sie den Franzosenkaiser, der nach abgeschlossenem Frieden am 24. Juli 1807 in die Stadt kam, mit großem Gepränge empfangen, ihm Triumphbogen errichten und Tag und Nacht auf den Straßen Spalier bilden.

Dem Zerstörer des deutschen Reichs und Vernichter des deutschen Namens zu Ehren setzte der Primas auf den 15. August, den Geburtstag Napoleons, einen neuen Feiertag ein, an welchem fünfzig Kanonen abgefeuert, alle Glocken geläutet wurden, kirchliche Feste und militärische Aufzüge stattfanden und am Abend die Bürgerschaft zur Illumination der ganzen Stadt genöthigt ward. ‚Es schneidet Einem durchs Herz,‘ klagte der ehemalige Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann, der im Jahre 1808 zur Zeit dieses Spektakels in der Böhmer'schen Familie auf Besuch war,

[1] Vgl. Näheres in Böhmer's Leben und Briefe, 1, 13—16.

‚aber nur Geduld, es wird noch anders werden, denn Gott läßt dem Teufel auf Erden kein zu langes Regiment zu.' Johann Friedrich schrieb sich diese Worte des Großvaters auf und brachte sie ihm später in Erinnerung, nachdem Napoleon bei Leipzig geschlagen war, und der Fürst Primas die Flucht ergriffen, ‚und hoffentlich noch Zeit übrig hatte, um Buße zu thun.'

Während der Fürst in seinem persönlichen Auftreten eine prunkende Gutmüthigkeit und Leutseligkeit zur Schau trug, wurden Wort und Presse schmählichst unterdrückt, die Abgaben stiegen mit jedem Jahre, Contributionen aller Art wurden eingetrieben und ‚allein schon die Einquartierungslasten zehrten den Verdienst auf, der sich durch die Unsicherheit des Kriegszustandes ohnehin sehr geschmälert sah.' Wenn sich auch die Stadt, wie Göthe bewunderte, unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden auf das prächtigste hervorbaute, ‚so war doch in der Bürgerschaft keine rechte Lebensfreude mehr zu finden,' und wie überall, so blickte man auch im Böhmer'schen Hause mit Angst und Sorge in die Zukunft. ‚Schmerzlich berührt es mich heute noch,' heißt es in einem Briefe Böhmers aus dem Jahre 1833 an einen jüngern Freund, ‚wenn ich darauf zurückblicke, wie während meiner Gymnasialstudien mein Vater sich und mich um mein Fortkommen ängstigte, so daß ich im Stillen oft bei meinen Büchern weinte. Nur in der Erfüllung des Wortes: Arbeite, arbeite, welches der Vater mir unablässig einprägte, fand ich Trost.' Und ein andermal, kurz vor seinem Tode, schrieb er einer Freundin: ‚Die Erinnerung der Sorgen, welche meinen Eltern ihre Kinder, deren doch nur drei waren, machten, hat einen schweren Druck auf mein ganzes Leben ausgeübt.'

Tief betrübt ‚über die Zertretung deutscher Ehre und alten Rechtes', hatte der Canzleidirektor Böhmer, der unter

dem neuen Regiment die Stelle eines Präfecturrathes bekleidete, auch in seinen amtlichen Verhältnissen kummervolle Jahre, und in dieser Zeit der Noth, in der sich zwischen Mitkämpfern für dieselbe gute Sache ein persönliches Band leichter festwebt, schloß er treue Freundschaft mit dem ehrwürdigen Schöffen Metzler, der dann regelmäßig das Böhmer'sche Haus besuchte und an der Wißbegier, der lebhaften und klaren Auffassung des jungen Johann Friedrich Gefallen fand. Oftmals war dieser zugegen bei den Gesprächen des Vaters mit Metzler ‚über Alt-Frankfurt, und wie sich der Geist eines Theiles der Bürgerschaft allmählich am Hofe des Fürsten verschlechtere, wie die französischen Creaturen am Hofe auf die Sittlichkeit verderblich wirkten', ‚und so gewann ich', sagte Böhmer einmal zu einem Freunde aus der Schweiz, ‚schon als Gymnasiast eine besondere Vorliebe für das alte Frankfurt und seine Verfassung, und Lersner's Chronik der Stadt und die topographische und politische Beschreibung Frankfurts von Faber und andere Bücher dieser Art gehörten zu meiner Lieblingslectüre. Alt-Frankfurt war gleichsam meine erste Liebe, und so blieb ich Reichsbürger mein Leben lang. So oft ich durfte, streifte ich in der Stadt umher, die schon während meiner Gymnasialzeit allmählich eine andere Gestalt annahm, und betrachtete mir die alten Bauten u. s. w. Meiner Liebe zu allem Alten und Ehrwürdigen entsprach der Haß gegen alles Neue; in Napoleon und seinem Anhang erblickte ich ein verkörpertes Dämonenthum, wie mein Großvater Hofmann es einmal bezeichnete.' Und dabei gedachte Böhmer besonders einer furchtbaren Scene aus dem November des Jahres 1810, deren Augenzeuge er gewesen war, jener Scene nämlich, wo auf Befehl Napoleons, der unbekümmert um den Primas und seine Regierung die arglose Stadt durch französische Truppen hatte überfallen lassen,

78 große Kisten voll englischer Waaren unter dem Abspielen einer lustigen Melodie auf dem Fischerfelde öffentlich verbrannt wurden! Der Werth dieser Waaren, die man den Frankfurter Kaufleuten gewaltsam weggenommen, wurde auf 1½ Millionen Franken geschätzt.

Auf dem Gymnasium, welches Böhmer, wie wir hörten, seit 1809 besuchte, blieb er bis zum Herbste 1812, wo er sich nach der Abstimmung der Lehrer und Schüler den ersten Preis in der obersten Classe erwarb. Director Mathiä, so erzählte Böhmer gern, kam damals am Schlusse des Schuljahres mit allen Lehrern in die oberste Classe und erklärte, daß die Lehrer, mit allen Schülern zufrieden, unschlüssig seien, wem der erste Preis zu ertheilen; die Schüler selbst sollten wählen, und diese erkannten nun einstimmig Böhmer als den würdigsten. Wohlthuend blieb ihm bis in's späte Alter dieses Urtheil seiner Mitschüler.

Nachdem er noch ein Jahr auf dem von Dalberg errichteten Lyceum zugebracht, bezog er im Herbst 1813 die Universität zu Heidelberg, um Jurisprudenz zu studiren, für die er sich aber, wie es in einem Briefe seines Vaters heißt, ‚nicht aus Liebe, sondern aus bloßem Mangel eines Besseren‘ entschlossen hatte.

II. Auf der Universität zu Heidelberg und Göttingen.

‚In jener freudig bewegten Zeit, wo nach der Besiegung Napoleons bei Leipzig alle Herzen in Deutschland höher schlugen, zog ich‘, sagt Böhmer in seinen Aufzeichnungen, ‚Ende Oktober 1813 nach Heidelberg auf die Universität und verlebte dort ein hochpoetisch glückliches Jahr unter eifrigem Studium der alten und neuen Literatur, unter lieben Freunden und im Genusse der Natur, die mir dort zuerst ihre vollen Reize erschloß. Es war wohl das glück-

lichste Jahr meines Lebens, weil darin Alles so unbefangen und kindlich war.' ‚Jene Zeit hatte für mich alles das Dunkle und Freundliche, das Unbewußte und doch Forttreibende, alles Beschränkte und Schuldlose, welches der Kindheit eigen ist.'

Die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig war in Frankfurt an demselben Tage eingetroffen, an welchem Böhmer sich zur Abreise nach der Musenstadt am Neckar rüstete, und der Vater war ‚freudestrahlend, wie man ihn nie gesehen', mit den Worten in's Zimmer getreten: ‚Freuen wir uns, Napoleon ist geschlagen und wir haben Hoffnung auf bessere Zeiten.' Am Morgen seiner Abfahrt kam ein Brief des Großvaters Hofmann aus Wetzlar an, den der junge Student wie ein Vermächtniß für seine Zukunft betrachtete. ‚Möge der liebe Fritz, der jetzt selbstständig in's Leben tritt', — so lauteten die Worte des ehrwürdigen Greises — ‚wohl bedenken, daß es noch nicht damit geschehen ist, wenn die Feinde alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben werden, denn es handelt sich sodann um eine neue Gestaltgebung des Vaterlandes, wobei Jedermann auf seinem Posten sein muß. Auch er muß ein brauchbarer und gemeinnütziger Freund des Vaterlandes werden. Er soll den Spruch zu Herzen nehmen: nulla dies, nulla hora sine linea und jeden Tag für verlohren halten, wenn er sich Abends nicht sagen kann: ich bin weiter gekommen. Die Tage aber, die man einmal verlohren hat, sind für immer verlohren.'

Hatte Böhmer sich zum Studium der Jurisprudenz ohne alle innere Neigung, nur ‚aus Mangel eines Besseren', entschlossen, so war sein erster Lehrer in Heidelberg, Professor Walch, der noch ganz der alten pedantischen Juristenschule angehörte, am wenigsten geeignet, ihm diese Neigung beizubringen. Aber dennoch hörte er, ‚wie aus Pflichtgefühl dessen Colleg über die Institutionen mit pünktlichstem Fleiß

und Gewissenhaftigkeit', und ebenso im Sommer 1814 die römische Rechtsgeschichte bei Thibaut ‚ohne je eine Vorlesung zu versäumen', obgleich auch dieser ihn als Lehrer wenig befriedigte. ‚Thibaut', schreibt er, ‚den ich wegen humanster Gesinnung hochachten lernte, setzte bei den Anfängern in der Jurisprudenz zu viele Kenntnisse voraus und wurde dadurch für diese ganz unklar. Trotz seiner geistreichen Erörterungen, die vor Walch's geistloser Dürre vortheilhaft sich auszeichneten, fühlte ich mich doch bei ihm unbehaglich, weil er oft in ein solches Hin- und Herreden verfiel, daß man am Ende der Vorlesung vor Bäumen den Wald nicht mehr sah.' Dagegen rühmt er in mehreren Briefen das Pandektencollegium bei Professor Erb, mit dem er auch persönlich in freundliche Berührung trat. ‚Die Jurisprudenz ist mir', meldete er dem Vater, ‚seitdem ich ihn gehört, wirklich lieb geworden. Er ist ganz das Gegentheil von Walch, dessen Collegien einem Anfänger Ekel gegen die Wissenschaft beibringen.'

Sorgfältig schrieb er seine Collegien nach und repetirte die Hefte, aber viel eifriger als seine Jurisprudenz betrieb er unter Creuzers Leitung philologische Studien und gewann an den alten Sprachen so viele Freude, daß sein Vater, fürchtend, er würde seine juristischen Studien gänzlich aufgeben, ihn mit folgenden Gründen dringend zum Ausharren ermahnte: ‚Verderben ist in das juridische Leben vorzüglich eingedrungen. Die ehrenvollsten Kenntnisse werden durch schlechte Streiche von so vielen schändlich herabgewürdigt, um dem Stolz, der Herrschsucht, niedrigem Gewinn zu fröhnen. Diesen Gesinnungen wird häufig das Wohl der Wittwen und Waysen, das wenige Glück der Armen geopfert. Wie edel, wie erhaben ist es, sich selbsten sagen zu können, ich machte unter den Verdorbenen eine Ausnahme; ich habe dem Unterdrückten geholffen, Unglückliche errettet. Ist dieser

hohe Zweck nicht selbst alsdann einer Anstrengung werth, wenn man zu ermüden glaubet, und ist es Recht, wenn irgend jemand, der sich solchem einmahl gewidmet hat, auf halbem Wege stehen bleibt? sich durch eine andere Liebhaberey irre oder gar abwendig machen läßt? Du scheinst jene der Sprachkunde zu haben, ich lobe diese ausnehmend, billige sehr Deine Bemühungen, sie machen mir Freude. Allein Sprachkunde ist nur Mittel. Dein Zweck sollte sie nicht seyn, Du solltest einen höheren, mehrers Verdienst des Wirkens in bleibendem Gute haben. Menschenglück in dem Leben zu befördern, ist hoher Beruf, der alles Speculative weit hinter sich läßt. Diesen verfolge mit redlicher Anstrengung ohne zu ermüden, wenn Dir etwas, so Dir nicht gefällt, begegnet. Du betrittst dadurch den Weg zu Deinem bleibenden Glück. Dieses wünsche ich aus Liebe zu Dir, aus Anhänglichkeit an das Gute; ich erwarte darüber Deine Antwort.'

Die Antwort Johann Friedrichs lautete, daß ihm allerdings die Jurisprudenz an und für sich nicht behage, daß er aber im Vergleich mit andern Wissenschaften die getroffene Wahl für die beste und schicklichste halte. „Ich glaube auch schon', schreibt er, ‚durch die Erlernung des Lateinischen einen Beweis gegeben zu haben, daß da, wo mich meine Vernunft zu einer Unternehmung leitet, mein Gefallen an einer Sache und meine Anstrengungen für dieselben auf einander keine Wirkung haben' . . . ‚Sprachkunde, lieber Vater, ist mir', sagt er ein andermal, ‚keine bloße Liebhaberei; ich betreibe sie ernst und sie soll mir nur Mittel seyn für meine andern Studien, aber ich betrachte sie für ein sehr nothwendiges Mittel.' Creuzer belobte ihn öffentlich als einen seiner besten Schüler und Böhmer behielt diesen Lehrer stets in dankbarer Erinnerung.

Das Universitätsjahr zu Heidelberg war für ihn ‚die

erste Freudezeit jugendlich süßer Freundschaft', die er mit zwei Candidaten der protestantischen Theologie, Schulz und Lichtenberger, und mit einem jungen Philosophen Namens Pfeiffer abschloß. Mit diesen und mit Heinrich Hübsch, dem später berühmt gewordenen Architekten, stand er in täglichem vertrauten Verkehr, und als er im reifen Mannesalter an Schulz einmal die Frage stellte, ‚womit verdiente ich denn die Treue meiner Freunde?' erhielt er zur Antwort: ‚Warum fragst Du nach dem Grund unserer Liebe zu Dir? Wer hält denn tiefere und treuere Freundschaft, wie Du, mein guter Böhmer? Wer hätte sich nicht jeder Zeit Deines reinen Herzens, Deines edlen Strebens erfreut und wer Dir je etwas übel deuten können, es sei denn Deine übertriebene Abneigung gegen das Rauchen gewesen.'

Dem Rauchen nämlich hatte Böhmer, was wir als eine Eigenthümlichkeit gleich erwähnen wollen, schon damals abgesagte Feindschaft geschworen. Er hielt es mit Tieck für die ‚unkünstlerischste aller Beschäftigungen', und es gefiel ihm, daß in Mecklenburg-Strelitz, wie ihn Schuderoff's Neues Journal belehrte, jede Gemeinde jährlich zweimal von der Kanzel über das ‚leichtfertige Tabakrauchen' vermahnt werden sollte. Er las den Freunden ‚mit männlichem Ernst', wie diese spotteten, aus Schlözers Selbstbiographie die Stelle vor: ‚Ich höre in unsern Tagen warme Menschenfreunde: ‚Pockennoth' wie ‚Feuer' rufen, nicht einen aber: ‚Tabaksnoth', und wer berechnen und beweisen wollte, daß wir eine bessere europäische Welt haben würden, wenn wir sie von Rauchern erlösten, würde sich Spöttereien aussetzen.' Böhmer scheint die Absicht gehabt zu haben, einen solchen Beweis zu führen, wenigstens schrieb er seinem Freunde Guido von Meyer: ‚Schiebe das Rauchen auf. Ich bin zwar kein Mediziner, aber Dir zu lieb will ich in den Ferien einen schauderhaften Aufsatz dagegen schreiben.' Ob er diesen Auf-

satz geschrieben, wissen wir nicht, aber allen seinen späteren ‚an Tabaksnoth' leidenden Freunden hat er oft genug die ‚schauderhaften' Folgen des Rauchens vorgehalten, denn seine Feindschaft dagegen blieb zäh und unüberwindlich.

An zwei Abenden der Woche hielten die Freunde ein ‚literarisches Kränzchen' zur Lectüre alter oder neuerer Classiker. Jean Paul war der Lieblingsdichter und Böhmer legte sich viele Excerpte aus dessen Werken an, wie er denn überhaupt viel excerpirte nach dem Grundsatze, den er auch später stets beibehielt, daß man mit der Feder in der Hand lesen müsse, um mit Nutzen zu lesen. Auch begann er eine Sammlung von deutschen, englischen und spanischen Volksliedern, und übte sich in schriftlichen Uebersetzungen aus dem Englischen (insbesondere aus Shakspeare und Hume's Geschichte Englands), die er den Freunden zur Beurtheilung vorlegte. Auf den häufigen Spaziergängen mit diesen ‚waren immer deutsche Dichter zur Hand, und die poetische Stimmung', schreibt Böhmer, ‚worin wir uns versetzt fanden und die durch die herrliche Umgebung Heidelbergs erhöht wurde, machte uns selbst zu Poeten. Wie wirkte die Natur so mächtig auf meine Seele ein!'

Herausgetreten aus dem stillen, abgeschlossenen Familienleben in Frankfurt, athmete Böhmer in Heidelberg ‚auf den kühnen Bergen, am Abhang der malerischen Felsen, auf den Trümmern des alten Schlosses freier auf und schwelgte gleichsam im Genusse der Natur' in einer Gegend, wo, nach den Worten Eichendorff's, der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt und Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. ‚Wie habe ich mich', schrieb Böhmer später einmal aus Rom an Schulz, ‚in den letzten Tagen auf meinen Streifereien durch's Lateinergebirge so oft im Geiste nach Heidelberg versetzt, wo

wir beide im Genusse der Natur so reine Freuden gefunden, wo in der reinen Bergluft die edlen Dichtungen Jean Pauls so wundersam an unsere Seelen schlugen. Es war eine schöne Zeit. Mancher Traum von damals ist Schaum geworden, aber unser Vorsatz, nach bester Kraft zu arbeiten zum Besten des Vaterlandes, soll zur That werden.' Einem jüngeren Freunde, mit dem er im Jahre 1857 einen Ausflug nach Heidelberg machte, zeigte er in der Umgegend alle die Stellen, woran sich seine lieblichsten Erinnerungen aus der Universitätszeit knüpften: wo in der Nähe des Wolfsbrunnens an einem Sonntag ein förmlicher poetischer Commers mit den Freunden stattgefunden, wo sie Shakspeare gelesen, wo Schulz seine patriotischen Gedichte und seine kindlich einfachen frommen Lieder vorgetragen, oder mit klangvoller Stimme sein Lieblingslied: O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria gesungen hatte. Und Böhmer besang (im Sommer 1814) seinen Freund:

Junger Sänger! Deines Liedes Töne
Hallen innig durch die Seele fort;
Wo Du wandelst — freundlich ist der Ort,
Und es lauschen Dir des Landes Söhne.

Nährte Jeder so das holde Schöne,
Wäre jede Brust ihm Schutz und Port:
Schöner klänge dann das deutsche Wort,
Ob es auch ein Fremdling stolz verhöhne.

Dir im Busen rinnt der Töne Quell,
Tränkt und labt mit Lust das matte Leben;
Ueber Felsen trittst Du leicht und schnell,

Freundeshuld muß freundlich Dich umschweben,
Gold'ne Liebe macht Dein Leben hell; — —
Traun! Dir ist das herrlichste gegeben.

Schon in Heidelberg trat eine ‚wichtige patriotische Frage‘ an ihn heran, ob er nämlich, dem Beispiele mehrerer Frankfurter Bekannten folgend, in die Schaar der Freiwilligen

eintreten sollte, um gegen Napoleon in's Feld zu rücken. Er correspondirte darüber mit seinem Vater, der ihm aber dringend davon abrieth, weil er bei seiner etwas schwachen, an Strapatzen nicht gewöhnten Constitution als Soldat weniger für das Vaterland thun könne ‚denn als eifrig Studirender, dem ein hohes Ziel zum Wohle des Nebenmenschen vor Augen schwebe'. „Ich lobe den', schrieb ihm der Vater am 17. December 1813, ‚der seine letzte Krafft dem Vaterlande widmet, der in dem Nothfall diesen patriotischen Gefühlen die Pflicht der Selbsterhaltung nachsetzt, ich sehe auch ein allgemeines Interesse, das national ist, allein leider sehe ich nicht bloß Deutsche unter den Waffen, sondern ich sehe Bayern, Würtenberger, Hessen, Sachsen, Nassauer, Darmstädter, Würzburger, und es fehlte nur ein Haar, so hätte ich auch Ysenburger gesehen. Das Glück unter so vielen kleinen Souverains ist uns durch die traurigste Erfahrung bekannt. Also von diesem Gesichtspunkt betrachtet, sehe ich viel gethan für die Fürsten Deutschlands, nichts für Volk. Nur alsdann kann dieses meiner innigsten Ueberzeugung nach glücklich seyn, für eignes Wohl fechten, wenn Deutschland ein eigenes großes Reich unter unsern geliebten Kaisern bildet, wenn die Wahlcapitulation nicht mehr den Monarchen lähmt, der uns wohl will, wenn das Jus armorum et foederum den Fürsten ganz entzogen wird und sie in die Kategorie wie vor dem Westphälischen Frieden zurücktreten, und sich so ein Reich bildet, das Selbstständigkeit mit Krafft vereinigt. Zu diesem hohen Zweck wäre keinem biederen Deutschen ein Opfer zu gros. Allein noch ist uns dieß Ziel nicht gezeigt, ob wir selbiges gleich ahnen können. Indessen bedarf der Staat auch andere Kräffte, als nur der Bajonetten. Diese allein beglücken nicht. Wer diesem nach in anderem Fach dem Staat seine Krafft als ein biederer Mann widmet, kann mit Zufriedenheit

über sich selbsten existiren und Ehre wird ihm in dem Maaße bleibend seyn, als er redlich mit Anstrengung aus allen Kräfften zu dem Besten des Ganzen wirket. Dies ist die ehrenvolle Laufbahn, die Du Dir gewählt hast und in welcher Du eben so muthig als glücklich seyn kannst. Eine andere militairische jetzo zu wählen, rathe ich nicht.'

Böhmer folgte gehorsam diesem Rathe des Vaters, ohne dessen Willen er ‚in keiner wichtigen Lebensfrage etwas unternehmen wollte', und schlug sich ‚alle Aktion aus dem Sinn'. ‚Frankreich', schrieb er am 5. April 1814 einem Freunde, ‚wird auch so unterliegen müssen, wenn nur die Eintracht der Alliirten nicht gestört wird. Aber andere Kämpfe muß es noch geben, wenn die Freiheit errungen werden soll. Für diese wollen wir uns aufsparen und dann zeigen, daß Feigheit uns anfänglich nicht zurückhielt'. Und in einem andern Briefe heißt es: ‚Ich harre am Studirpulte aus, aber im Geiste fechte ich mit für's Vaterland, und mit dem Geiste und all' meiner Kraft will ich in Zukunft seinem Wohle mich widmen. Auch dem lieben Frankfurt wird die Sonne der Freiheit wieder leuchten und dort ist dann in Zukunft mein natürlicher Wirkungskreis.'

Nach Beendigung seines ersten Universitätsjahres siedelte Böhmer, auf den Wunsch seines Vaters, nach Göttingen über, vorzugsweise um Professor Heise zu hören, der als einer der tüchtigsten Juristen gerühmt wurde. Schon auf der Reise dorthin hatte er ein Gefühl davon, daß nunmehr das ‚fröhliche Jugendtreiben in Heidelberg' hinter ihm liege, daß er ‚anfangen müsse, gelehrter zu werden'. Und als er, dort angekommen, ‚die Gegend sehr traurig fand: überall öde Berge, schlechtgebaute Dörfer und arme Landleute', da erschien er sich wie ‚ein Verstoßener aus dem Paradiese, für

den die Arbeit des Lebens beginnt'. ‚Mit vollem Eifer', schreibt er am 2. November 1814, ‚will ich nun die Jurisprudenz als meine Hauptbeschäftigung betreiben, aber Gott bewahre mich davor, daß ich nicht innerlich vertrockne und nie mit Lindenmeyer zu sagen brauche:

Die Flur, die mich so oft erfreut,
Schien ernster mir und älter,
Der Kopf war voll Gelehrsamkeit,
Doch ach, das Herz war kälter.'

Außer den Pandekten bei Heise hörte er im ersten Semester die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte bei Bergmann, ‚einem angenehmen und tüchtigen Docenten', und ein fünfstündiges Colleg über den Aristophanes bei Dissen, damit, was er ‚im philologischen Feld mit so großer Mühe erlernt hatte, nicht ganz zu Grunde gehe'.

Er wurde der eifrigste Student. Vor sechs Uhr Morgens saß er schon am Studirpult und sein ‚Protokollbuch', worin er nach einer früher erwähnten Ermahnung seines Großvaters nach Tag und Stunde seine Beschäftigungen verzeichnete, wies ihm um Weihnachten nur wenige Tage nach, an denen er nicht, außer dem Besuch der Collegien, wenigstens sechs Stunden gearbeitet hatte. Aber sein ‚Leben war einsam und ohne Freunde', denen er sich innig anschließen konnte, ein Leben bloßer Arbeit, die ihm ‚ohne herzstärkenden Umgang nicht genügte'. ‚Ich betreibe die Jurisprudenz', sagt er gegen Ende des Jahres 1814, ‚mit mehr Fleiß als sonst, aber nicht mit entsprechendem Erfolg. Der Zweck meines Lebens liegt mir nun deutlicher vor Augen. Ein Jurist will ich werden und werde ich auch wohl, aber meine Thätigkeit für das Gute soll von der Jurisprudenz künftig weder bestimmt werden, noch begränzt. Wie oft habe ich schon ausgerufen: Heidelberg, du hochgebaute Stadt, o wär' ich doch in dir! Ein Brief von Schulz hat mich

neulich auf eine Zeit lang wieder ganz in ein besseres Seyn versetzt'.

Im Sommersemester 1815 wurde es ihm ,immer klarer, daß die Jurisprudenz nicht das Feld sei', worauf er arbeiten könne und daß er ,bei Heise einem Materialismus in die Hände gefallen, der seiner Natur und angeborenen Bestimmung ganz widerstrebe'. Justinian's Corpus Juris erschien ihm ,zu sklavisch, zu illiberal, wie es in einem alten englischen Drama heißt', und er stellte sich schon im Jahre 1816 die Frage: ,ob denn das Römische Recht dem Geiste unseres Volkes zum Segen gereichen könne'? ,Ich kann', sagt er, ,nicht daran glauben. Ich glaube vielmehr, daß unser Volk durch die römischen Juristen verdorben worden. Das getrauete ich mir in Vielem nachzuweisen und will mich an einer solchen Abhandlung versuchen'. Die Abfassung derselben unterblieb, aber mehr als drei Jahrzehnte später kam er gelegentlich auf den Gegenstand zu sprechen und äußerte seine gereiften Ueberzeugungen mit den Worten: ,Zu dem Unsegen, welchen uns Deutschen die Staufer gebracht haben, rechne ich vorzüglich auch das römisch-byzantinische Recht. Nicht die fremden Begriffe und Formen bloß, die mit den heimischen in verwirrenden Conflict geriethen, nicht die Abtödtung des Rechtsbewußtseins im Volke, nicht der Druck seitens des neuen Juristenstandes: nicht dergleichen allein ist es, woran ich hier als üble Folgen denke, sondern insbesondere auch die Geistesabstumpfung, welche das Studium von Justinian's verworrenen Compilationen für so zahllose Studirende bis heute mit sich führte. In welch' andern Laufbahnen haben sich nicht Theologen, gestützt auf eine bedeutendere Grundlage, ausgezeichnet, als Juristen' [1].

Sind auch diese Worte in Vielem begründet, so ist doch

[1] Vorrede zu den Kaiserregesten von 1198—1254. S. VIII.

gewiß nicht zu leugnen, daß Böhmer's eigene Schriften, wie Döllinger mit Recht hervorgehoben hat[1], den Beweis liefern, daß das römische Recht mit seiner scharfen Analyse der Begriffe und seiner streng logisch fortschreitenden Consequenz eine treffliche Gymnastik des Geistes sei. Gerade in den schriftstellerischen Vorzügen Böhmer's, der Klarheit und prägnanten Kürze des Ausdrucks, der Präcision und Abrundung des Gedankens läßt sich der Einfluß seiner juristischen Bildung erkennen. Aber er war nun einmal gründlich gegen die Juristerei eingenommen und nicht bloß Heise's, auch Hugo's Vorlesungen sagten ihm wenig zu, denn ‚wenn auch dessen kritischer Scharfsinn geistige Funken schlug, so verletzte seine leidenschaftliche Polemik eine Natur, die sich mehr zum Darlegen als Widerlegen geartet fand'. Und so verbrachte Böhmer ‚ohne innere Freudigkeit, unter angestrengter, aber unbefriedigender Arbeit ein gedrücktes Jahr'. ‚Göttingen', schreibt er, ‚wird mir wo möglich immer unerträglicher. Ich habe folgendes Distichon darauf gemacht:

Durch Pandektenstudiren wird Niemand in Göttingen weise,
Durch den Rappenfraß wird Niemand in Göttingen satt.'

In seinem zweiten dortigen Studienjahr kehrte jedoch eine ‚glücklichere Stimmung zurück', denn er gewann Freunde, mit denen er seine ‚innersten Gedanken austauschen konnte', und fand einen Lehrer, der ihm eine neue Richtung für's Leben gab und mit seiner Familie ihn wie ein Kind des Hauses behandelte.

Dieser Lehrer war der Hofrath Georg Sartorius, von dem in Böhmer's Briefen an seinen Vater so oft die Rede ist. Nach dem Vorgange Spittler's hatte Sartorius in seinen Studien sich vorzugsweise dem politischen Element in der Staatengeschichte zugewendet, und ‚im Geiste Johann

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 403.

von Müller's' hegte er eine große Vorliebe für die deutsche Vergangenheit des Mittelalters, wie er sie z. B. in der Vorrede seiner Geschichte der Hansa ausspricht. Er gehörte zu den ersten, die durch ihre Vorträge den Staatswissenschaften und insbesondere der Nationalökonomie auf den deutschen Universitäten das Bürgerrecht verschafften, und die Klarheit und ungewöhnlich praktische Nutzbarkeit aller seiner Collegien verschaffte ihm einen dankbaren Zuhörerkreis. Sartorius, so erzählte Böhmer oft, gewann uns vor allem durch die Wärme seines Gemüthes, durch die lebendige Theilnahme an den Arbeiten eines Jeden, der sich seiner Leitung anvertraute. Er legte ein Stück vom Herzen in seine Vorträge, und flößte uns Ehrfurcht vor allem Großen und Bedeutenden ein. Er drang darauf, daß Jeder das Wort: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, auch auf die geistige Nahrung beziehe, durch ausdauernde Selbstthätigkeit nach Sicherheit seiner Kenntnisse, nach Festigkeit seiner Urtheile ringe; daß man nicht den Besitz geistigen Eigenthums, sondern dessen Verwerthung als das rechte Ziel männlichen Strebens betrachte, und nie außer Acht lasse, daß es vorzugsweise auf die Herausbildung des Charakters, der Persönlichkeit ankomme. Sartorius wurde für Böhmer nicht bloß in der Art wissenschaftlicher Thätigkeit, sondern auch in dem Edelsinn des Charakters ein Vorbild, welches auf seinen ganzen Lebensgang einen wesentlichen Einfluß geübt hat.

In den Vorträgen über Politik, die auf Böhmer am nachhaltigsten wirkten, warnte Sartorius seine Zuhörer ‚vor allen revolutionären Ideen, vor allen vagen Allgemeinheiten über den besten Staat und die beste Verfassung; er entwickelte, daß das Neue in einem Staate nur gedeihe, wenn es aus dem früher Bestandenen, historisch Ausgebildeten hervorwachse, wenn es auf dem geschichtlich positiven Rechtszustand, nicht aber, wenn es auf allgemeinen Theorien be-

ruhe. Die neue Constitutionsmacherei erklärte er für ebenso schädlich, wie den alten Absolutismus'. Und was dem eifrigen Böhmer in diesen Vorlesungen dunkel blieb, oder in dem mit denselben verbundenen ‚politischen Practikum' (worin die Zuhörer selbst über bestimmte Gegenstände Vorträge hielten und darüber disputirten) seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde mit dem Lehrer auf Spaziergängen besprochen, die wöchentlich wenigstens einmal stattfanden. Zudem verkehrte Böhmer häufig im Hause des Lehrers, wo ‚in den Gesprächen Ernst und Scherz ungezwungen abwechselten, die politischen Tagesfragen erörtert wurden und an den Unterhaltungen über schöne Literatur auch die Frau Hofräthin lebendigen Antheil nahm und seinen Geschmack und treffendes Urtheil bewährte'. Es war der anregendste und liebevollste Verkehr und ‚darum muß ich', sagt Böhmer in spätern Aufzeichnungen, ‚alles in allem genommen die Vorlesungen des Hofraths Sartorius und den Umgang in seiner Familie für das größte Glück meiner Universitätszeit ansehen', und darum schrieb er nach dem Tode des trefflichen Mannes an dessen Sohn am 5. September 1828: ‚Daß ich Ihren Vater kennen lernte, bezeichnet eine Epoche in meinem Leben. Zwei Jahre folgte ich seinen Vorlesungen, ohne je eine Stunde zu versäumen; er war mein liebster, verehrtester Lehrer, ein ganz anderer, wie schon früh mir verhaßte Zunftgelehrte, die todte Wissenschaft ohne Belebung weiter geben und wo das Herz ohne Antheil an einem Verhältnisse bleibt, welches doch nach den angeborenen das ehrwürdigste ist. Mit der größten Güte und Nachsicht war ich stets in seinem Hause aufgenommen und was ich dort sah und hörte, gab mir gleich seinen Lehren Richtungen für's ganze Leben'.

‚Herrlichen Genuß' fand Böhmer auch an den mathematischen Vorträgen Thibaut's (‚der Mann hat Knochen im

Kopf', hatte ihm Sartorius gesagt) und an der Naturgeschichte und Physiologie bei Blumenbach, und erinnerte sich dankbar des freundlichen Umgangs, dessen ihn beide Männer würdigten.

‚So bin ich denn', schreibt er im Herbste 1816, ‚durch Sartorius, Thibaut und Blumenbach gleichsam zu einem neuen geistigen Leben erwacht.' Neben Politik, Finanzkunde, Mathematik und Chemie trieb er eine Zeitlang auch astronomische Studien, die er aber bald mit andern, deren Betreiben weniger vom trüben oder hellen Himmel abhing, vertauschte. Angeregt durch seinen Freund Stuckmann aus Osnabrück, besuchte er Fiorillo's kunsthistorische Collegien, die ihm ‚plötzlich eine neue Welt eröffneten' und seine Blicke nach Italien, dem Tempel der Kunst, richteten, welchen er ‚in nicht zu ferner Zeit bewundern zu können hoffte'. War er durch Sartorius zum Studium deutscher Vorzeit angeregt worden, so wurde es jetzt sein Lieblingsgedanke [1], das deutsche Mittelalter ‚vorzüglich aus den bisher fast noch gar nicht beachteten, nichtschriftlichen Quellen', aus den gemauerten und gemeißelten Denkmalen, aus den Werken der Kunst kennen zu lernen.

Als ‚höchstes Ziel' steckte er sich ‚eine allseitige, harmonische Bildung', wie er sie in ‚Göthe's Universalität gepredigt und verwirklicht' glaubte. Sartorius, der mit Göthe in Briefwechsel stand, hatte ihm das Studium dieses Dichters als ein vorzügliches Bildungsmittel dringend empfohlen, und Böhmer vertiefte sich in dasselbe, und mit jugendlicher Hingebung begann er den ‚Landsmann und Hausnachbar' so abgöttisch zu verehren, daß später, wie wir hören werden, während langer Zeit der Cultus in das entgegengesetzte Extrem einer völligen Abneigung umschlug.

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 84.

Seitdem aber bei ihm ‚die Liebe zur Poesie wieder Einkehr gefunden, erwachte auch wieder die alte Liebe zur Natur‘, deren Eindrücke er mit mehreren Freunden auf starken Fußreisen auf den Brocken, in den Harz und durch Sachsen frischen Sinnes wie ehemals in Heidelberg in sich aufnahm. ‚Göthe‘, schreibt er, ‚war in seinen Werken dabei unser Begleiter und ich las den Freunden lange herrliche Stellen vor aus ihm und aus Johann von Müller, der damals neben Göthe mein Lieblingsautor war‘.

Und Johann von Müller blieb wegen ‚seiner Gemüthswärme, idealen Richtung und edlen Bescheidenheit‘ für alle Zukunft ein Liebling Böhmer's, er bewahrte ihm ‚eine unverbrüchliche Pietät‘ und stand nie an, ihn als den größten deutschen Historiker zu bezeichnen, der auch in seinem persönlichen Wirken in schlimmer Zeit, trotz mancher Charakterschwäche, für deutsche Bildung Treffliches geleistet habe. Noch im Alter liebte er es, Aussprüche Müller's aus der Allgemeinen Weltgeschichte und Schweizergeschichte zu citiren und wurde nicht müde, jüngern Freunden dessen Briefe als anregendste Lectüre zu empfehlen. Auf diese Briefe hatte ebenfalls Sartorius ihn aufmerksam gemacht und ihn bei dieser Gelegenheit überhaupt auf die Wichtigkeit der Briefe und Selbstbekenntnisse hervorragender Persönlichkeiten hingewiesen, deren ‚Lectüre nicht bloß in die Werkstätte ihres Geistes einführe, sondern auch Ersatz biete für den Mangel an persönlichem Umgang mit großen Männern der Gegenwart‘. ‚Diese Briefe‘, sagte Sartorius, ‚die besten, oft die geheimsten Gedanken enthaltend, bieten dem Jüngling, der sie liest, mehr, als ihm ein bedeutender Mann, mit dem er in Berührung käme, mündlich sagen würde‘.

Nach dem Rathe des Lehrers las und excerpirte Böhmer viele derartige Briefsammlungen, Biographien und Memoiren, und seine Excerptenbücher sind, was wegen seiner

späteren historischen Arbeiten besondere Hervorhebung verdient, mit sorgfältigen Personen- und Sachregistern versehen. ‚Freund Struckmann‘, so äußerte er sich im Jahre 1826, ‚meinte in Göttingen, ich legte zu großen Werth auf Register und wäre ein rechter Registermacher, aber ich bleibe dabei: es gibt kein gutes Buch ohne ein gutes Register und Inhaltsverzeichniß, und diese fehlen in den meisten Büchern nicht bloß aus unverzeihlicher Nachläßsigkeit gegen die Leser, sondern weil die Herren Verfasser sie nicht machen können aus Mangel an Klarheit über ihre eigenen Gedanken‘. ‚Aber Freundschaft und Liebe‘, fügt er bezeichnend für seinen Charakter hinzu, ‚registrire ich nicht, da ich sie nicht anrechne und da sie sich überhaupt weder registriren noch genau definiren, sondern nur sich fühlen lassen. Gottlob, das Gefühl hat kein Register, wohl aber einen reichen Inhalt.‘

Als im Sommer 1817 die Zeit herannahte, wo Böhmer das juristische Examen bestehen wollte, konnte er, weil er ‚so wenig auswendig gelernt habe‘, eine gewisse Unruhe, wie es wohl ausfallen würde, nicht verbergen, aber er bestand gut, wurde am 4. October zum Doctor beider Rechte promovirt, und ‚wollte nun noch in Göttingen ein viertel oder ein halbes Jahr ganz seinem Genius leben und Historiker und dramatische Dichter studiren‘.

Aus seinen Briefen an den Vater, die uns über seine Studien und Lebensanschauungen während der letzten Universitätsjahre manchen erwünschten Aufschluß geben und überall einen auf's Reine, Hohe und Edle gerichteten Sinn bekunden, heben wir zunächst den vom 26. September 1817 hervor, wo er schreibt: „Ich halte dafür, daß es mir ganz unmöglich sei, jemalen meine Rechtskenntniß und sonstige Einsichten wissentlich für eine schlechte Sache anzuwenden. Solches werde und kann ich nie thun. Aber auf der anderen Seite

2**

sehe ich auch eine Advocaten-Laufbahn, sie sei noch so glücklich in Vertheidigung des Rechts für Parteien, nicht als meine alleinige Bestimmung an, weder als Mensch noch als Vaterlandsfreund, noch als Gelehrter und Geschäftsmann. Ich gedenke vielmehr, mit aller Kraft dahin zu streben, daß ich fähig werde, größere und höhere Dinge zu vollbringen. Sollte ich auf diesem Wege einigen Beifall von guten Menschen erhalten, so wird mir keiner aufmunternder, keiner erfreulicher, keiner belohnender sein, als der meiner Eltern, denn diesen halte ich nächst der inneren Zufriedenheit für das größte Glück'[1].

Besondere Beachtung verdient der Brief vom 10. März 1817[2], worin er sich über den Streit der Landsmannschaften und der Burschenschaft ausspricht und in seinem Urtheil über die seit den Freiheitskriegen auf den Universitäten herrschend gewordenen Bestrebungen der studirenden Jugend eine für seine Jahre ungewöhnliche Besonnenheit zeigt. Er schreibt sich einigen Antheil an der Gründung der Burschenschaft zu und drückt sich über deren Zwecke treffend aus, fürchtet aber, daß sie sich in Schwärmereien verlieren und zu politischen Parteizwecken mißbraucht werden könne. ‚Die Landsmannschaftler', sagt er unter Anderem, ‚sind gegenwärtig überall fast der allerschlechteste Theil der Studirenden und in das größte moralische Verderben und in die äußerste Rohheit und Gemeinheit versunken. Also deßhalb schon eine Ursache, sie abzuschaffen. Ferner will gerade dieser schlechtere Theil den besseren höchst anmaßlich beherrschen. Dagegen sind bei den Teutonen ganz andere Grundsätze. Alle sollen als Brüder mit einander leben. Der Zweck des Studirens soll nie aus den Augen gelassen werden, aber man soll auch bedenken,

[1] Bd. 2, 21.
[2] Bd. 2, 9—11.

daß Gelehrsamkeit bei weitem nicht der alleinige Zweck ist, sondern auch noch etwas anderes, nämlich Ausbildung des Charakters, Entwickelung des Menschlichen im Menschen, daß dahin gewirkt werden muß, daß das Vaterland Männer, mit Festigkeit und Kraft begabt, erhalte und keine bloßen Stubengelehrten, die in unserer Zeit nicht mehr brauchbar sind. Damit wird wohl ein Blick auf das arme Vaterland verbunden, und Jeder gelobt sich, nach allen seinen Kräften und männlich für das Gute einst wirksam sein zu wollen. Die Einheit, in der das Vaterland dastehen sollte, wird symbolisch dargestellt durch die Eine Verbrüderung; die politische Freiheit, welche heutzutage auch Jeder haben will, ist angedeutet durch das Princip der Gleichheit. Zuletzt soll denn auch noch die alte deutsche akademische Freiheit aufrecht gehalten werden gegen außen und innen.... Ich brauche nun nicht mehr zu sagen, zu welcher Partei ich mich bekenne. Ich glaube sogar, daß ich viele Verdienste um die Partei der allgemeinen Burschenschaft habe; ihre Idee ist in mir unabhängig von anderen, bei denen sie gleichzeitig entstand, entstanden und ich habe sie nach Kräften verbreitet, vertheidigt und zu veredeln gesucht. — Das darf indeß nicht verschwiegen werden, daß diese Partei zwei große Fehler hat, nämlich erstens führt sie gar zu leicht zu so idealischen und schwärmerischen Ideen und Grundsätzen, daß davon in dieser Welt wenig Anwendung zu machen sein dürfte; zweitens wäre es denkbar, daß auf diese Art politischen Faktionen Eingang verschafft würde. Ja, es läßt sich wohl selbst nicht läugnen, daß diese bereits Einfluß geübt haben... Daß ich dergleichen durchaus verwerfe, daß ich mich sogleich zurückziehe, wo ich etwas von dergleichen spüre, brauche ich nicht erst zu sagen. Dem großen Haufen ist es indessen wohl meist unbekannt, welche Gefahren daher drohen, doch fanden sich besonders sonst in Heidelberg viele und auch

wohl noch jetzt, die die Sache nach ihrer Art getrieben haben, indem sie sich das Haar wachsen ließen, nicht mehr französisch sprachen und was dergleichen elende Kindereien mehr sind. Alles dieses ist dann, von einer gewissen Seite betrachtet, auch wieder ein Kampf der Illuminaten gegen die Obscuranten, der Anarchie mit der Despotie. So viel ich begreifen kann, wird dieser noch erstaunlich viel Unheil über Deutschland bringen, denn die Großen wollen nun einmal nicht einsehen, welche Zeit es ist, und der Factionsgeist nimmt immer mehr überhand.'

Alle seine Briefe legen dafür Zeugniß ab, daß er sich ‚für einen edlen Gemeingeist der Studirenden bemühte: für ein gemeinsames Streben nach einem hohen Ziel' und daß er darum ‚ein abgesagter Feind des wüsten Treibens der Landsmannschaften' war. ‚Ach, Freund', schreibt er am 3. August 1816 an Schulz, ‚das Treiben der Corps macht mich erröthen. Es steht schlimm um uns, wenn nicht bald ein reinerer Geist voll Kraft und Feuer uns erfüllt. Ich darf sagen, daß ich mit meinen Freunden thätig bin, ihn zu wecken. Die Errichtung einer akademischen Lesegesellschaft [1], die ich mit meinen Freunden betreibe, kann bald gelingen, und wir hoffen viel davon für die Veredlung der Studenten.' Noch mehr aber hoffte er von ‚wissenschaftlichen Vorträgen, die von den Studenten selbst unter sich gehalten würden, wobei man jedoch die Politik ausschließen müßte.' Denn ‚daß die Studenten auch Politik betreiben und sich als Gesetzgeber ausgeben und als solche auftreten' wollten, mußte nach seiner Ueberzeugung ‚die Ideen der allgemeinen Burschenschaft ruiniren.' ‚Wie schön ist sonst', sagt er, ‚diese Idee der Burschenschaft. Schon deßhalb müssen Landsmannschaften aufhören, weil sie ein Ausdruck der Zersplitterung des

[1] Vergl. Bd. 2, 4—5.

Vaterlandes sind, wenn sie auch nicht so verdorben wären‘. ‚Einheit der Burschenschaft, Einheit der Vaterlandes. Dafür lebe ich. Aber wir sind noch fern davon, denn die Regierungen wollen kein Nationalgefühl aufkommen lassen. In der Politik sieht es elend aus und doch muß man nur mit versöhnlichem, nicht mit revolutionärem Geiste die Zustände beurtheilen.‘

Daß es in der Politik elend im Vaterlande aussehe, war auch die Ueberzeugung des alten Böhmer, der sich in seinen Briefen an den Sohn oftmals schmerzlich äußerte über die traurige Lage Deutschlands, welches man durch den Pariser Frieden um alle Früchte seiner Siege gebracht und um alle Hoffnungen betrogen habe. „Ich kann nicht‘, schrieb er, ‚freudig in die Zukunft sehen; sie erfüllt mich vielmehr mit Kummer ... Provinzen, die uns nach Recht und Gerechtigkeit gehörten, ließ man in Feindes Hand‘ ... ‚einen Kaiser, wonach wir alle uns sehnten, hat man im Widerspruch mit den gemachten Versprechungen dem Volke versagt‘ ... ‚Die Kleinfürsterei, die nun erst recht in Schwung kommen wird, muß uns zu Grunde richten‘ ... ‚Man hat gegen Napoleon gefochten, allein seine Grundsätze beibehalten. Sie werden mit solcher Härte angewendet, daß die von Napoleon Unterdrückten auch nicht einmal das Gute genießen, was er ihnen zusicherte und erwiesen hat... Allein der Meinung bin auch ich mit voller Ueberzeugung, daß der jetzige Stand der Dinge nicht bleibend sein werde. Der neue Bau, deutscher Bund genannt, wird nach meiner Ansicht nicht die Jahre erleben, welche der Reichsdeputationsreceß von 1803 in seinem Bestand zählte. Anderweite Uebereinkunft der Großen wird dem Ding, einem Sommergewächs gleich, ein Ende machen.‘

Und wie die Angelegenheiten Deutschlands im Allgemeinen, so erfüllten auch die Verhältnisse Frankfurts im Besondern den 73jährigen Mann mit Sorge und Kummer.

Nach dem großen politischen Umschwung vom Jahre 1813 hatte Frankfurt vorzugsweise durch die Bemühungen des Kaisers Franz von Oesterreich seine alte Freiheit wieder erlangt, und Böhmer war darüber, wie er dem Sohne schrieb, ‚von Freude wie durchschüttert', und der Sohn, rückblickend auf die Geschicke der Vaterstadt seit 1792, sang:

Ein schönster Tag war dir nach schönen Tagen
Beschieden einst, ehrwürdig alte Stadt,
Der Bürger Brust war Wall, ihr Herz es hat
Der Jacobiner Stürme abgeschlagen.

Treu und geduldig hast du dann getragen
Den starken Druck des Feinds, und den, der matt,
Herzlos, verrätherisch, an des Feindes Statt
Gesetzt dir war, in Fesseln dich zu schlagen.

Doch endlich kam der Tag des Sieges wieder,
Dein Kaiser kam und sprach: Sei frei! das Wort,
Dein Adler putzt von Neuem sein Gefieder: —

aber zur Trauer des alten Böhmer fand Frankfurt nicht in sich die Kraft und die Möglichkeit in seine alte Verfassung, die mit der Existenz und Größe der Stadt wie verwachsen schien und in der die Bürgerschaft ehrenvoll die Stürme der französischen Revolution überstanden, ohne Weiteres zurückzukehren. Unzufrieden mit der neuen Verfassung der Stadt zog sich der noch lebensfrische Greis aus allen öffentlichen Geschäften zurück, und in seinem ‚Ruhestande, der aber ohne eine müßige Stunde', war nun sein ‚Fritz in Göttingen die rechte Freude seines Alters'. ‚Fritz handelt', schrieb er im Herbst 1817 an seinen Schwager Georg von Hofmann, ‚nach meinem ihm eingeprägten Grundsatz: Labor improbus omnia vincit. Auch daß er sich so treu seines jüngern Bruders in Göttingen annimmt [1], läßt mein Dankgebeth froh gen Himmel steigen. Er kehrt nun bald graduirt nach

[1] Vergl. die Briefe Bd. 2, 6—8.

Frankfurt zurück... Große Beruhigung ist es mir, einen Sohn zu haben, der bei meinem Ableben die Stelle des Vaters in der Familie vertreten kann und hoffentlich vertreten wird.' „Ich fürchte nur', heißt es später, ‚daß ihm die Jurisprudenz zu trocken sein werde, um solche zu seinem Acker und Pflug zu machen, aber ich will in bester Erwartung der Zukunft entgegen sehen. Gott wird mein Gebeth erhören und ihm einen sichern Beruf anweisen, worin er zu Nutzen seiner Mitmenschen und des Vaterlandes wirken kann. Er ist treu von Gemüth und hat einen ernsten Sinn für das Recht und wird seine Kraft nur für das Rechte und Wahre einsetzen. Auch arbeitet er eifrig und gern und ich hoffe zu Gott, daß ich in meinen alten Tagen noch einige freudige Zeiten mit ihm durchleben kann.'

Leider eine vergebliche Hoffnung. Der Vater konnte dem Sohne noch zu dem bestandenen Examen Glück wünschen und rief ihm bei dieser Gelegenheit zu: ‚Fühle die hohe Würde des Standes, dem du nun entgegen gehest, das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waysen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen'; aber schon gegen Ende October 1817 zeigten sich bei ihm zusehends die Schwächen des Alters. Am 20. November wurde Böhmer durch einen Brief der Mutter plötzlich aus Göttingen an das Krankenlager des Vaters gerufen, der nach wenigen Tagen, am 27. November, an einem Schlagflusse starb. Die letzten Worte, welche er noch an den Sohn richten konnte, lauteten: ‚Fürchte Gott und halte seine Gebote, und werde ein Mann.'

Nach dem Tode des Vaters begann für Böhmer eine ‚kummervolle melancholische Zeit, deren Schwere nur durch

das Andenken an seine Freunde, durch die liebende Theilnahme der Schwester und durch das Bewußtsein, der sorgsamen und besorgten Mutter bei der Vermögensverwaltung und Regelung von allerhand Geschäften Hülfe leisten und Freude machen zu können, gemildert wurde'. Mit dem Vater hatte er seine beste Stütze verloren, und das Unglück wollte, daß zugleich Schöff Metzler, der vertrauteste Hausfreund, fortwährend kränkelte und bald für längere Zeit Frankfurt verließ. So stand Böhmer plötzlich allein da. ‚An der erlernten Jurisprudenz', schreibt er, ‚hatte ich keine Freude und die Wege, die man gehen mußte, um in meiner Vaterstadt nach der veränderten Verfassung sich geltend zu machen, waren nicht die meinigen... Der Mangel an Selbstvertrauen, eine Folge meiner Erziehung [1], den ich auf der Universität, gestärkt durch den Zuspruch lieber Freunde und den Rath meines verehrten Lehrers Sartorius, weniger empfunden hatte, trat jetzt in einem mir schreckhaften Grade hervor und ich hatte bisweilen das Gefühl, ein mißrathener Mensch zu sein. Ohne Beruf, ohne Geistesgenossen, ohne Waffenbrüderschaft verbrachte ich, in rastloser Vielgeschäftigkeit mich innerlich abarbeitend, ein zersplittertes trauriges Leben, dessen größtes Uebel in meiner inneren Haltlosigkeit in Bezug auf die höchsten Lebensfragen, die in meiner Einsamkeit mit voller Kraft wieder an mich herantraten, bestand.'

Wir werden seine religiösen Anschauungen und inneren Kämpfe später im Zusammenhang darzustellen versuchen, und bemerken hier nur, daß ihm damals Göthe noch im Lichte eines ‚neuen Propheten' erschien, dem man auch seine religiöse Bildung anvertrauen müsse. Göthe's Universalität schwebte ihm fortwährend noch als sein Ideal vor Augen und er mühte sich ‚mit allerlei Arbeiten und Projecten, mit Theologie und

---

[1] Vergl. S. 8.

Philosophie, mit Literatur und Historie ab,' aber immer unbefriedigter wurde ihm Geist und Gemüth, er fühlte immer mehr, daß ihm ,der innere Lebenskern mangele'. So wurde es für ihn ,eine der glücklichsten Lebensfügungen', daß er durch einen Brief seines Göttinger Universitätsfreundes Struckmann, der ihn zu einer gemeinsamen Reise nach Italien aufforderte, aus diesem ,innern Wirrwarr' gerissen ward. Mit raschem Entschluß, der ihm ,sonst nicht eigen', ging Böhmer auf den Vorschlag seines Freundes ein und faßte in Verbindung damit sofort den Plan, auch Nordamerika zu besuchen. ,In Italien will ich', schreibt er, ,die Vergangenheit kennen lernen und in Nordamerika die Zukunft. In Nordamerika will ich mir die Versicherung holen, daß die Freiheit, wenn sie auch bei uns zu Grunde gehen sollte, nicht gänzlich ausstirbt.' Um sich aber für seine auf Mitte September 1818 festgesetzte italienische Reise ,würdig vorzubereiten', wollte er noch einmal das ,geliebte Heidelberg', den Ort seiner ,schönsten Jugendträume' wiedersehen, mit seinem frühern Lehrer, dem aus Frankfurt an die dortige Universität berufenen Geschichtschreiber Schlosser einen neuen Studienplan besprechen, und besonders auch die Boisserée'sche Kunstsammlung besuchen, ,welche schon allgemeines Aufsehen erregte und von allen Seiten die Freunde altdeutscher Kunst anzog.'

Am 7. August trat er die Reise an und verweilte in Heidelberg vier Tage, die er oft später noch ,ereignißvolle Tage' nannte. Schlosser freute sich darüber, daß er mit jugendlicher Begeisterung nach einem hohen Ziele ringe, billigte die Pläne einer Reise nach Italien und Nordamerika, aber stellte ihm mit eindringlichen Worten vor, daß er sich ein festes, bestimmt umschriebenes Feld der Thätigkeit auswählen müsse, wenn er Dauerndes schaffen und im Schaffen eigene Befriedigung finden wolle. ,Ich war nach dem Ge-

spräch', schreibt Böhmer in seinem Tagebuch, ‚gleichsam geistig geprügelt und ging furchtsam, daß man mir es ansehen möge, über die Straße.' ‚Am 12. ging ich nochmals zu Schlosser. Nun war ich mir klar geworden. Ich wußte, daß all' mein Mißbehagen nur daher gekommen war, weil ich mich mit nichts recht beschäftigt hatte. Meine Entschlüsse waren gefaßt und ich durfte Schlossern sagen, daß es nun nur noch der Ausführung gelte' ... ‚Meine Ideen wurden Vorsätze. Weg mit dem Beengenden, Kleinlichen, Hergebrachten! Der Geist steht frei für sich stets in urkräftiger Neuheit, er braucht keiner Gewohnheit zu folgen. Und am Samstag, als ich auf dem Schlosse war, als ich den Stückgarten betrat, wie kam es mir da entgegen? Was mahnten Ruinen? Vergänglichkeit ist das Loos der Gestalten: alles nur Schatten und Staub, unsterblich aber ist die Idee. Wer sich ihr geweiht hat: nach Jahrhunderten ist vielleicht Einer, der es wieder so thut und nichts ist gestorben. Dann die Kürze des Lebens, das nur einmal ist: wahrlich es ist die Narrheit zu groß, es bloß mit Narrheiten zuzubringen. Ich mag's nicht, ich will's nicht!'

Und wie er bei Schlosser ‚einen tiefern Eindruck bekommen in den Ernst der Arbeit', so erhielt er vor den Boisserée'schen Kunstwerken ‚unauslöschliche Eindrücke von der Erhabenheit und begeisternden Wirkung einer Kunst, die auf christlichem Boden erwachsen war und die ganze Innerlichkeit des deutschen Gemüthes wiederspiegelte.' Als er in späteren Jahren einmal der Frau Hofrath Sartorius seine Ueberzeugung aussprach: zum Verständniß der deutschen Dichter des Mittelalters sei nöthig, daß unser Sinn die neue allgemeine europäische, modern-antike Denkungsweise verlasse, und deutsch und christlich werde, fügte er hinzu: ‚Ich gestehe, daß ich mir diese Denkungsweise, so weit ich sie besitze, nicht zuerst aus den Dichterwerken erworben habe, sondern daß

mir vor der Boisserée'schen Gemäldesammlung darüber plötzlich ein Licht aufging. Da sah ich mit einem Male, wie schnöde verkannt unser Größtes ist, und daß z. B. statt der vorgeworfenen Steifheit, Lieblichkeit und Grazie gerade eminente Eigenschaften unserer Alten sind' [1]. Er fühlte sich ,wie neugeboren' und glaubte ,in den christlichen Schönheitsidealen das beste innerste Wesen des Christenthums zu erkennen und das edelste Beförderungsmittel der in unserer Zeit so tief gesunkenen religiösen Gesinnung'.

Unter diesen Eindrücken trat er seine Reise nach Italien an.

III. Unter den deutschen Künstlern in Rom.

„Ich werde also', schrieb Böhmer am 17. September 1818 seinem Freunde Schulz, ,in wenigen Tagen nach Italien, dem Lande meiner Sehnsucht, dem Tempel der Kunst, mit Struckmann und einigen andern Gefährten abreisen, und ich gehe mit dem ernsten Willen über die Alpen, redlich zu streben, unbefangen zu urtheilen und jede Gelegenheit zu benutzen, damit die Reise für mein Leben fruchtreich werde.'

Am 21. September verließ er Frankfurt und die Reise ging zunächst nach Heidelberg, wo er mit den Genossen zweimal die Boisserée'sche Gemäldesammlung besuchte und nicht müde werden konnte, sich ,die Eigenthümlichkeiten deutscher Kunst noch recht einzuprägen, um desto besser die Hauptwerke christlicher Malerei und insbesondere die Raphaelischen Schöpfungen aus unmittelbarer Anschauung in Italien zu würdigen.'

'Auf der weitern Fahrt durch das herrliche Baden überraschte ihn der schöne Menschenschlag unter den Bauern, der Anblick der reichen und wohlaussehenden Dörfer und er

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 119.

rief aus: ‚Hier ist Frucht der Freiheit. Weg mit der Leibeigenschaft! Nur der freie Bauer ist wahrhaft thätig und mannhaft.‘ Und in seinen ‚Begriffen von der Mannhaftigkeit des frühern deutschen Bürgerthums‘ wurde er in Straßburg und Freiburg bestärkt, wo die beiden Münster auf ihn einen ‚so gewaltigen, so unbeschreiblichen Eindruck ausübten‘, daß ihm, sagt er, ‚von nun an kein Zunftgelehrter mehr einreden könne: das Mittelalter, welches solche Werke schuf, sei ein Zeitalter der Barbarei gewesen.‘ ‚Der Straßburger Münster‘, schrieb er später einmal, ‚erhebt sich jugendlich frisch, kräftig und kühn aus der Mitte der vom thätigen Gewerke belebten Häuser weithin ragend über die Fläche des Rheinthals. Wer doch könnte im Angesicht der Schlankheit des Thurms, dessen Zierlichkeit kein Goldgeschmeide, dessen leichte Durchbrochenheit keine Filigranarbeit übertreffen kann, von dunklem Mittelalter oder plumper Deutschheit noch Irrwahn träumen‘[1]. Die Dome in Freiburg und Straßburg schienen ihm ‚allein ausreichend, um das Zeitalter, welches sie hervorbrachte, als ein kräftiges, hochcivilisirtes darzustellen.‘ ‚Nicht bloß Kunst‘, sagt er, ‚sondern Manneskraft kann man daran studiren. Was hat denn unsere Zeit Aehnliches aufzuweisen? Durch Literatur und Philosophie allein kann kein Volk gesund werden.‘

In ‚jugendfrischer, gehobener Stimmung und von der erhabenen und mächtigen Alpenwelt im Innersten freudig erschüttert und zu Muth und Selbstvertrauen gemahnt‘, verweilten die Freunde mehrere Wochen in der Schweiz und erreichten dann über Mailand und Florenz am 16. November die ewige Stadt, das Ziel ihrer Reise. Wie sehr auch Böhmer vor übertriebenen Erwartungen sich zu hüten gesucht, so hatte er sich doch von Roms antiker Physiognomie

[1] Bd. 1, 184.

ganz andere Begriffe gemacht! Daß dort das Alterthum überall von dem neuen Leben benagt worden und sich nur gleichsam in einigen zum Andenken übrig gelassenen Haupt- und Cabinetsstücken noch vorhanden zeigte, war ihm ein überaus widriger Anblick. Aber er fand sich bald zurecht. Schon im December schrieb er: ‚Es gefällt mir hier mit jedem Tage viel besser, die Zeit entflieht mir schneller als je in meinem Leben und nur mit Schaudern denke ich an den Tag, an welchem ich dieses einzige Rom verlassen muß‘ . . . ‚Rom, welches mich im Anfange bitter täuschte, übertrifft jetzt alle meine Hoffnungen . . . Alle guten Geister loben den Herrn, und ich habe hier eine Gesellschaft guter Geister gefunden, die mir zum Vorbilde dienen sollen und deren ich mich durch offenen Sinn und reges Streben würdig machen will.‘

Die ‚Gesellschaft der guten Geister‘, in welche Böhmer eintrat, war die der deutschen Künstler in Rom, von denen er gleich am Tage nach seiner Ankunft den Maler Dieterich, den Architekten Müntler und den Kupferstecher Barth kennen lernte. Er kam gerade zur glücklichsten Zeit, wo die größten und würdigsten Vertreter der ‚aus der Klosterstille eines kleinen Freundekreises‘ längst herausgetretenen neudeutschen Kunst aus allen Theilen Deutschlands, von der Nordsee und den Alpen, vom Rhein, der Donau und der Oder noch beisammen waren, wo außer den Genannten Männer wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler, Olivier, Ramboux, Mosler, Hermann, Plattner und noch viele Andere ein ‚geistiges Deutschland‘ bildeten, wie es im Vaterlande selbst an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Alle diese Künstler hatten den Muth, mit jugendlichem Eifer dem verrotteten akademischen Unwesen entgegenzutreten, und den italienischen Formalismus und die neufranzösischen Kunsttraditionen kühn

durchbrechend, suchten sie ‚in das Wesen, in die Gestalt der Dinge einzudringen, um Geist und Leben zu gewinnen und zu verbreiten.‘ Wie ‚im Namen aller Besseren unter den Kunstjüngern sprechend‘, hatte Cornelius, befragt über die Zwecke der Kunst und über den Stil christlicher Ideale, schon viele Jahre früher geschrieben: ‚Vor allem möchte ich anschaulich machen, daß mein Bestreben keineswegs ein Beschwören eines längst abgeschiedenen Geistes ist, sondern daß ich mich nur in so fern an das Alte schließe, als es Raphael gethan, als es Virgil an Homer, als es Göthe und Schiller an Shakespeare gethan. Und so ist alles Große und Herrliche entstanden, so schritt die Menschenbildung von Zeitalter zu Zeitalter, und Jahrhunderte reichten sich die Hände. Wie arm hat sich unsere Zeit das Ingenium der Menschheit gedacht, da sie sich ein Ideal machen wollte für alle Zeiten! wie äußerlich ist nicht die Entäußerung des Aeußerlichen! Wo ist ein Kunstwerk dieser Art, das wahre Innigkeit und tiefes, heiliges Leben athme? das ächte Ideal aller Zeiten!‘ [1]

Unter diesen Künstlern, die ihren Sammelplatz vorzüglich im Café Greco gefunden, verbrachte nun Böhmer volle fünf Monate und sein Tagebuch gibt uns genauen Bericht über die einzelnen Unterhaltungen, die er im täglichen Verkehr mit denselben beim Besuche der Kirchen, der alten Bauwerke und Ruinen, der Gallerien und Ateliers gepflogen, über die Belehrungen, die er empfangen: wie Cornelius ihn in den Geist der Raphaelischen Schöpfungen einführte, Mosler über die Entstehung und Ausbildung der gothischen Baukunst Aufschlüsse gab, Amsler die Neubildung der Kupferstecherkunst erklärte, Barth den Unsegen der modernen Kunst-

[1] Ein Brief an den Primas Dalberg, aus dessen Originalconcept (ohne Datum) Böhmer Abschrift nahm.

akademien nachwies und Koch mit Humor und Sarkasmus gegen falschen Kunstgeschmack und das manierirte Franzosenthum loszog. Die gewaltigste Wirkung übte auf ihn der Umgang mit Cornelius, dessen ritterliche, heldenhafte Persönlichkeit ihm imponirte, und in dessen Schöpfungen er damals schon die Formschönheit der Alten, das tiefsinnige Gemüth des Mittelalters und die Ideenfülle der Neuzeit harmonisch verbunden und verkörpert sah. Er konnte nie genug das Glück seines römischen Aufenthaltes preisen. ‚Wie war es damals so schön', schreibt er, ‚als ich einen großen Kreis von Kunstjüngern kannte, die der Kunst um ihrer selbst willen huldigten, sie mehr liebten als das Leben und vollends als schmutziges Geld oder weltliche Ehre, eitlen Ruhm oder Gnadenbezeugungen der Großen; als ein armes, einfältiges, religiöses, häusliches Leben in Zufriedenheit und Genügsamkeit und das Verehren der großen alten Meister unsere Freude, das Aufsuchen des von ihnen betretenen Pfades unser eifriges Streben, Reinheit der Sitten und des Gedankens unser Glück, Lauschen und achtsames Hören auf die Stimme Gottes in unserem Innern unsere tägliche Uebung, enge Verbrüderung Aller zu einem hohen gemeinsamen Ziel unser heiliges Palladium war! Was hoffte ich damals, welche Gelübde that ich, wie rang ich: und der Segen goß sein Horn aus und es gedieh Alles über Hoffen und Verstehen.'

Auch von den geselligen Abenden im Café Greco oder in der Sabina, von mehreren Künstlerfesten, die während seiner Anwesenheit in Rom gefeiert wurden, und dem ganzen Leben und Treiben der Künstler entwirft Böhmer allerlei, bisweilen recht lebhafte Schilderungen, die keineswegs den gleichzeitigen Briefen Niebuhr's, sondern durchaus den Worten entsprechen, welche Cornelius über das anregende und heitere Zusammensein und über Geist und Streben der

Kunstgenossen an den Grafen Racynski richtete. ‚Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthaltes in Rom in kurzen und dürftigen Notizen darzustellen; aber ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche hier nicht blos von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen waren von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität, der alle besseren Gemüther so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot.‘ Fast vierzig Jahre nach seinem ersten Aufenthalt in Rom äußerte sich Böhmer, in sehnsüchtiger Rückerinnerung an die dort verlebte Zeit, über das Leben und Schaffen der Künstler: ‚Es war darin keine Spur von Trivialität, alles war voll Inhalt, voll sprühender Funken, kein Gespräch ohne ein fermentum cognitionis, zwar noch viel wildes Fleisch, aber an einem starken Körper, manch' ungeschliffener Diamant, der aber mit seinem eigenen Staube geschliffen wurde. Freilich herrschte oft bei den Zusammenkünften eine so ungebundene Fröhlichkeit, daß ein Fernstehender, dem es unbekannt, wie dieselben Männer, von den höchsten Idealen erfüllt, den Tag über rastlos schufen, leicht einen verkehrten Begriff von ihnen sich bilden konnte.‘ In ihren Gesprächen über religiöse Dinge, über Philosophie, Literatur u. s. w. platzten die Geister oft heftig auf einander, aber am andern Tage lautete die Parole wieder: ‚Waffenbrüderschaft zu einem hohen Ziel, das wir nicht wie eine Schanze plötzlich erobern können, sondern mit saurer Mühe erkämpfen müssen‘, und ‚Groll‘, sagt Böhmer, kam nie zwischen uns auf.‘

Alle diese ‚guten Geister‘ wollten das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen, und von heißer Liebe für alles Vaterländische erglüht, bezweckten sie in ihrer

ganzen Kunst nichts Anderes, als mitzuwirken an dem neuen Werke der Zeit, an der Wiedergeburt des deutschen Volkes, dessen unter der Fremdherrschaft gestählte Kraft nach schweren Kämpfen die Freiheit errungen hatte; und die Alle an eine große Zukunft der Nation eben so fest glaubten, wie an sich selbst.' Wurden auch bisweilen unter ihnen darüber Klagen laut, daß ‚das Vaterland sich der deutschen Künstler, die auch im Auslande echt deutsch geblieben, nicht annehme', so gab doch keiner der ‚Ritter von der deutschen Tafelrunde' die Hoffnung auf, daß sie dereinst auf heimischem Boden die heimische Kunst würden pflegen können. Und wie sie selbst durch die Kunst patriotische Gesinnungen fördern wollten, so müßten auch, glaubten sie, alle Wissenschaften, insbesondere die Literatur und Geschichtschreibung, ‚eine durchaus patriotische Richtung und eine bessere Tendenz für's Leben nehmen.' Als Vertreter dieser neuen Richtung in der Literatur feierten die Freunde an den geselligen Abenden den lebensfrischen Ludwig Uhland, der in der deutschen Jugend Muth und Selbstvertrauen wachrief, und Friedrich Rückert, der persönlich an ihren Bestrebungen in Rom Antheil genommen, ‚eine Fülle von neuen Gedanken gespendet hatte und überall in einem gar guten Andenken stand.' Weniger begeistert war man für Göthe. Man sang gern seine Lieder und trank an der Tafelrunde ‚auf das Wohl des Altmeisters deutscher Dichtkunst', aber man hielt dafür, daß seine vaterländischen Gefühle, unter deren Einfluß er den Götz von Berlichingen geschrieben und den Straßburger Münster verherrlicht habe, längst verklungen seien, und man konnte sich mit dem Geist seiner späteren Schriften und Kunsturtheile nicht befreunden. ‚Göthe ist zu alt', sagte Cornelius einmal, ‚und sollte nicht mehr schreiben', und Böhmer meldete seinem Freunde Dr. B. Müller: ‚An Göthe bin ich in Rom irre geworden, denn ich kann mich

der Ansicht meiner hiesigen Künstlerfreunde nicht verschließen, daß, wenigstens vorläufig, uns Deutschen nur das vom nationalen Geiste Beseelte nützen kann. National, nicht universal ist jetzt unser Aller Losung.' Und in gleichem Sinne bezeichnet er in einem Briefe an Pfeiffer[1] als das wichtigste Resultat seiner Reise: ,die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen.' ,Das Vaterländische aber', sagt er anderwärts, ,kann man nur lieben, wenn man es kennt. Man liebt nur dauernd, was man kennt. Seine Kenntniß liegt in der Geschichte, in der Sprache und Literatur, in der Kunst. Letztere will ich zuerst studiren.' ,Ich spüre den größten Drang in mir, von nun an nicht mehr abzulassen, Kunstwerke zu beschauen und zu erkennen. Besonders freue ich mich darauf, mich in die gothische Baukunst einzustudiren, weil wir darin die herrlichsten Denkmäler haben und dieß ein Gegenstand ist, der am meisten in der ganzen Kunst mit unserer deutschen Geschichte und Individualität zusammenhängt.' Auch die altdeutsche Literatur trat in Rom näher an Böhmer heran, und wenn er auch der Ansicht war, daß ihr Werth von den deutschen Künstlern überschätzt würde, so pries er doch schon ,die Kernkost, welche das Nibelungenlied enthält' und wollte ,lieber bei ihr ein tüchtiger Bürgersmann sein, als poetisches Confekt beim Theetisch ablecken.'[2]

Während so die ,deutsche Colonie in Rom in ihrer ganzen Geistesrichtung und in all' ihren Zukunftsplänen nur nach Deutschland blickte', und während Böhmer mit Begeisterung an einem großen Manifeste[3] arbeitete, an zwei Freunde gerichtet, denen er ,den Geist der neuen Zeit und wie sich Jeder an seinem Werke für's Vaterland betheiligen

[1] Bd. 2, 31.
[2] Bd. 2, 41.
[3] Nur ein Theil desselben liegt vor, Bd. 2, 32—37.

müsse', zu erklären suchte: rief die Nachricht, Kaiser Franz, der ehemalige Hort des Reiches, komme zu Ostern 1819 nach Rom, unter den deutschen Künstlern eine große Bewegung hervor, und man hörte die Hoffnung äußern, mit dem Kaiser werde nach seiner Rückkunft in Deutschland gleichzeitig die neudeutsche Kunst in Wien ihren Einzug halten. Man weiß, wie bitter diese Hoffnungen getäuscht wurden [1]. Dem Kaiser Franz war beigebracht worden, daß auch die ,neudeutschen Künstler, im deutschen Rock und Barett', zu dem ,revolutionären deutschen Jünglingsbunde' gehörten, und so erklärt sich schon allein hieraus das geringe Interesse, welches er der ihm zu Ehren veranstalteten großartigen Kunstausstellung im Palazzo Caffarelli widmete. Der Kaiser kaufte nichts, und sein allmächtiger Minister Fürst Metternich feilschte unfürstlich um den Preis einer schönen Landschaft, die er bei dem deutschen Maler Rhoden bestellt hatte. Rhoden hatte für dieselbe nur ein Geringes mehr gefordert als ihm ein Frankfurter Bürger kürzlich für eine ähnliche bezahlt, aber der Fürst bot ihm nur die Hälfte des Preises! Der Künstler behielt sein Werk, und es gab Freunde, die ihn darum beglückwünschten, weil Fürst Metternich ein schlechter Zahler sei. Aber diese Freunde thaten dem Fürsten Unrecht. Fürst Metternich war Protector der Kunst, zwar nicht der deutschen, revolutionären, aber der französischen, die seinem Salongeiste besser entsprach. Für ungeheure Summen kaufte er sich — französische Modebilder und bezahlte sie baar. Was lag ihm daran, daß die deutschen Künstler sein Benehmen undeutsch und unwürdig fanden und Rhoden, über die ihm gewordene Behandlung auf das tiefste verstimmt, im Café Greco ausrief: ,Will einer meiner Söhne auch ein Künstler werden, so werde ich ihn so lange prügeln

[1] Vergl. Cornill: Joh. David Passavant (Frankfurt 1864) S. 1, 68.

bis er den Gedanken aufgibt, und wenn ich selbst auf eine andere Art unterzukommen weiß, so gebe auch ich die Kunst auf.' Böhmer schreibt über die Ausstellung im Palazzo Caffarelli: ‚Es war für die Kunst ein epochemachender Moment. Die so mühsam durch die Schranken, welche das Akademiewesen ihrem Geiste, welche große Entbehrungen ihrem äußern Fortkommen entgegengesetzt, sich durchgekämpft hatten, standen als Ueberwinder durch zeugnißgebende Werke zum erstenmal im großen Vereine beisammen. Die einzelnen Pfeile erschienen in einem starken Bündel. Aber die schnöde Aufnahme, die ihnen wurde, zeigte ihnen bald die Unrichtigkeit der gehegten Hoffnungen, und lauter als je schien der Satz sich auszusprechen, daß das Gediegene, das wahrhaft Große, nach wie vor, nicht unter den Großen der Erde, sondern nur unter Hirten und Fischern gedeihe.'

An den Aufenthalt des Kaisers in Rom knüpft er noch folgende Betrachtungen: ‚Die Kälte, mit der ihn die Römer aufnahmen, entsprach ihrem Sinne und dem der übrigen Italiener, bei welchen der Haß und die Verachtung Oesterreichs doch noch größer sind, als die Unterwürfigkeit unter dasselbe. Dieses schien mir nicht unmerkwürdig. Dann auch der Augenblick, welcher, die Geschichte seit Jahrhunderten gleichsam wie in einem Spiegel zeigend, mich den Kaiser Franz nach so vielfachem Schicksal, nach solchem Unglück in früheren Jahren, aber nun der Besieger und Beherrscher Italiens, in der Peterskirche vor dem Grabe der Gräfin Mathilde sehen ließ, auf deren Sarkophag die Demüthigung Heinrichs IV. zu Canossa abgebildet ist.' Bei den kirchlichen Functionen zeigten der Kaiser und die Kaiserin die größte Andacht, aber das ganze hohe Gefolge benahm sich durch Schwätzen und Lachen so unwürdig, daß Böhmer noch im Alter von den widrigen Eindrücken sprach, die er davon empfangen hatte.

‚Ueberhaupt machte die ganze Kaiserparade', schreibt er, ‚auf die deutsche Gesellschaft in Rom einen überaus ungünstigen Eindruck, und die Nachrichten, die wir aus Deutschland empfangen, regen uns unglaublich auf; Sands kühne That steht dabei obenan. Mit der Zeit stiller Denkungsart ist es vorüber, Actionsgedanken dringen mit Recht in die Jugend ein, die man um alle Hoffnungen ihres Patriotismus betrogen hat.' So absonderlich dieser Ausspruch von ‚Actionsgedanken' und der Wahlspruch Huttens, den er ein andermal anführte [1], für Böhmer selbst in seinen reiferen Jahren geklungen haben mag, so war er ihm damals doch ‚aus dem Herzen geschrieben' und er zeugt dafür, wie weit sogar unter den Edelgesinnten der ‚allgemeine Ton der Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit allem Bestehenden damals um sich gegriffen.' Während Böhmer noch im Jahre 1817 trotz aller Einsicht in das Elend der politischen Zustände Deutschlands jede ‚revolutionäre Auflehnung gegen das Bestehende perhorrescirte' und der Ueberzeugung war, daß auch im staatlichen Leben nur Liebe und Vertrauen helfen könne und das eigentliche Heil für die Nation nur von der Pflege und Förderung ihrer geistigen Güter zu erwarten sei: so hatte er nunmehr mit seinen Freunden in Rom alle ‚Furcht vor dem revolutionären Geiste verloren' und war weit entfernt das Bestreben derjenigen zu tadeln, die ‚eine Veränderung in den staatlichen Verhältnissen verlangten.' ‚Unsere geordneten Mächte', sagt er, ‚begreifen nicht den Geist der Zeit und bieten keine moralischen Kräfte auf, sondern wollen mit dem Polizeistock regieren. Der frühere Haß gegen die Fremdherrschaft hat sich darum in Haß gegen das verkehrt, was an ihre Stelle getreten ist und ebenso wie jene allen Aufschwung deutschen Geistes niederhält. Was

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 46.

Wunder, wenn wir einig werden in der Losung: es muß anders werden.‘ Wie es aber anders werden, wie man ‚zum Nutzen des Volkes praktisch vorgehen‘ solle, darüber war er sich eben so unklar, wie es seine ‚im dunkeln Drange edel strebenden Freunde‘ waren, die gelegentlich mit ihm auf ‚Freiheit und Gleichheit‘ tranken, die ‚das stehende Militär als eins der größten Uebel abgeschafft‘ und den ‚Volkswillen‘ zur Geltung gebracht wissen wollten. Nur über ‚die Nothwendigkeit des Anderswerdens‘ war man sich klar, und Böhmer fand es empörend, daß die ‚Anhänger eines neu zu Schaffenden‘ als Revolutionäre bezeichnet würden, während man es ganz in der Ordnung finde gegen alle Volksrechte zu revolutioniren. Ueberhaupt," meinte er, sprächen nur diejenigen von revolutionären Umtrieben, ‚die da fürchten, daß ihre Schlechtigkeit aufgedeckt werde, die da fühlen, daß eine Macht im Anzuge ist gegen ihre Windbeutelei, ihre Niedertracht, ihre Sittenlosigkeit.‘ Die Russen, sagt er weiter, verstehen unter revolutionärer Gesinnung ‚jedes patriotisch Gute, weil sie uns schlecht und feige haben wollen, damit sie, wie sie wünschen, ungehindert in Deutschland herrschen können‘, und den russischen Geist erklärt er an einer andern Stelle ‚für den gefährlichsten und corrumpirendsten von allen fremden Geistern, die uns je beeinflußt haben.‘ Man müsse ihn ‚mit siebenfachem Bann belegen.‘

In solcher Stimmung hörte er in Rom am 6. April 1819 von der Ermordung des ‚russischen Spionen‘ Kotzebue durch den schwärmerischen Sand und dieses ‚blutige Rachewerk‘ bildete von nun an den täglichen Gegenstand seiner Gespräche mit den Freunden. Er berichtet darüber ausführlich in seinem Tagebuch. Cornelius, der sich anfangs entschieden gegen Sand ausgesprochen und dessen Verbrechen unbedingt verurtheilt hatte, wurde schwankend in seinen Ansichten als ihm Böhmer den bekannten, zuerst von der All-

gemeinen Zeitung veröffentlichten Brief vorlas, welchen der Schwärmer kurz vor Verübung seiner blutigen That an die Seinigen erlassen hatte. ‚Einigemal‘, schreibt Böhmer, ‚unterbrach mich Cornelius und bewunderte die Grandiosität dieser Gesinnung. Am Ende sagte er: nun wisse er freilich nicht mehr, was er zu der Sache sagen solle.‘ Die Freunde stimmten darin überein, daß man das Ereigniß allerdings als ein schlimmes Zeichen der Krankheit der Zeit betrachten müsse, ‚diese sei aber aus den thörichten und despotischen Handlungen der Fürsten entstanden.‘ Kotzebue habe im Verein mit andern Romanschreibern vorzüglich unter der weiblichen Jugend in Deutschland viel Böses angerichtet, er habe Deutschland und seine Schriftsteller verleumdet, der Tyrannei geschmeichelt und sich als das niedrigste Werkzeug von Tyrannen gebrauchen lassen, endlich habe er die Verfassung des Großherzogthums Weimar frevelhaft angetastet: darum, meinte Böhmer, solle man das Urtheil über die ‚That‘ Sands dahingestellt sein lassen und sich ‚lieber an seinem Muth und Patriotismus erheben.‘ Mit dem Briefe Sands, worin sich der Kampf eines edlen Gemüthes abspiegelt, welches den Verirrungen eines wilden Fanatismus erlag, machte Böhmer ‚bei allen Genossen die Runde‘, las ihn wieder und wieder vor und fand vor allen ‚gute Gesinnung und Ergriffenheit‘ bei Dieterich, Mosler, Passavant und Eberhard, mit denen er dann eine ‚besondere Feier‘ veranstaltete. ‚Wir sprachen lange und vieles‘, heißt es in seinen Notizen vom 30. April, ‚von vaterländischen Angelegenheiten und zum Lobe Sand's, alle auf's herzlichste und einstimmigste ... dann gingen wir alle ernstheiter gestimmt zur Porta Pia hinaus . . . Wir gingen in die Tempelskneipe hinein und setzten uns um den Tisch. Wir sprachen nun gar mancherlei . . Sakontala, indische Mythen und Architektur ... Lob des Ortes, wo man immer so zufrieden

ist, mit wenigen heiter, mit vielen lustig. Zurückwünschung des Rückert. Obgleich Scirocco, war die Aussicht auf die Campagna doch sehr herrlich. Gesänge: Heil unserm Bunde. Sand's Gesundheit. Möge Gott ihm verzeihen, wie wir an ihm uns erheben. Das Lied: Mein Grab sei unter Weiden nach Eberhard's trefflicher Composition. Es war schon ziemlich Nacht als wir weggingen. . . Gerade um zwei Uhr kamen wir zu dem noch offenen Thore herein. Es begann etwas zu regnen. Der Soldat singt: chi siete. Dieterich antwortet ihm auch singend: siamo amici, und nun sang Alles lauter Ritornelle. Ich ging dann in die Borghese, wo ich den Ramboux und den Amsler traf, denen ich Sand's Brief auch noch vorlas. Sie sprachen nach ihrer Art weniger darüber, schienen aber ergriffen und gleichgesinnt.' ,Noch als Greise', sagt der Biograph Passavants über das Fest in der Tempelskneipe, ,erinnerten sich die beiden Frankfurter Freunde gern jener unvergeßlich schönen Stunden' [1], aber Böhmer urtheilte doch im Alter anders über Sand's Verbrechen, als damals in Rom, wo er es dem Dr. Schöne, den er im Atelier bei Schnorr traf, als ,Thorheit' anrechnete, an dessen That den Maßstab irgend eines Moralsystems anlegen zu wollen, und wo ihm die Aeußerungen Plattner's gegen Sand zum Beweise dienten, daß es ,selbst für einen Deutschen so schwer sei den neuen Geist zu begreifen.'

Böhmer hatte seinen Aufenthalt in Rom durch eine vierwöchentliche Reise nach Neapel und Umgegend unterbrochen [2] und diese Reise erschien ihm wie ,eine reizende Episode: mit dem interessantesten Alterthum in Pompeji und Portici, dem größten in Pästum, der herrlichsten Natur: sei es nun das klare Meer betrachtend mit seinen Inseln

---

[1] Cornill 1, 68.

[2] Vergl. Näheres in: Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 28—32.

und Vorgebirgen, sei es der donnernde Vesuv (den er zweimal bestieg) oder das üppig bewachsene Land.' Aber das dortige Volk gefiel ihm durchaus nicht und so sehnte er sich nach dem ,liebenswürdigen, lebensfrohen, leichten Sinn der Römer' zurück, die ihm ,immer besser gefielen und noch viele Jahre lang immer wieder sehnsüchtige Erinnerungen weckten', denen er später an seinem Studirpulte in Frankfurt oft und gern nachhing. ,Ich lernte mich', schreibt er, ,in den Charakter des Volkes finden und wurde gerechter gegen dasselbe, und gewann nach und nach die lebensfrohe Ansicht, welche Italiens blauer Himmel als dort die einzig wahre zu bestätigen scheint. Ich fand hier in den Begriffen und der Denkungsart des Volkes noch die ächtesten Spuren des Alterthums, dessen eigentliches Leben doch wohl auch noch etwas mehr war, als seine todten Werke, deren Ueberreste sich mir nur als eine herrliche Folie zusammenstellten, auf der uns näher verwandt das christliche Mittelalter sich erhob. So war ich mit dem, was erst mir widerwärtig erschien, versöhnt, und wie ich gleich Anfangs aus Grundsatz nicht dahin gestrebt hatte, gerade jeden berühmten Steinklumpen oder Schutthaufen zu besehen, sondern vielmehr mich einheimisch zu fühlen bemüht war: so ließ nun die schönste Gewohnheit italienischen Lebens mich die frohe Gegenwart in ihrer Fülle genießen. Wenn auch im Vorbeigehen ernst es mahnte, daß das größte Werk, welches die Welteroberer hinterließen, ein Theater war, so schienen doch der grünende und blühende Frühling, welcher die alten Trümmer überdeckte, das Leben der Natur, welches nun wieder nach dem unvermeidlichen Gesetz sein altes Recht einnahm, an den frohen Augenblick zu erinnern, und bald brach ich mit gleichem Muthe mir eine Rose auf Tarpejas Felsen oder eine Distel auf dem Grabe des Virgil. Die herrlichen deutschen Freunde, das lebensfrohe, poetische Volk, die

klare durchsichtige Luft, die umgebenden Werke der Kunst: alles bildete einen unendlich schönen, beglückenden Verein.'

Er dichtete:

Wie nach langen Friedenszeiten
In des Kriegers eh'rnem Helm
Tauben sich ihr Nest bereiten:
So auch bist du eingezogen
In das Marsfeld neues Roma,
Eine Taub' im alten Helm.

Und ein andermal:

Von dem Scherbenberge tönet
Jubel her und Gläserklang,
Auf dem Colifeum blühen
Bunte Blumen sonder Zwang:
Unter fröhl'chen Italienern
Geht der Deutsche ernsten Gang.

Im Verkehr mit den ‚herrlichen deutschen Freunden' hatte er allmählich nicht bloß die Kunstansichten der neudeutschen Schule genauer kennen gelernt, sondern auch nach allen Seiten hin einen neuen bestimmten Standpunkt und neue Ansichten gewonnen. Durch richtigere Erkenntniß der alten Kunstwerke war er in das Mittelalter geführt und aufmerksam gemacht worden auf das damalige, in allen Beziehungen organisch entstandene und verbundene Leben, und dadurch hatte sich ihm ‚rückwirkend auch wieder bessere Einsicht in die Kunst im Allgemeinen' erschlossen und mit geöffnetem Sinne lernte er nun zugleich das Herrliche der alten Zeiten bewundern und mit warmer und steigender Theilnahme sich über das freuen, was er als die frischeste Blüte einer neuen Zeit unter seinen Augen entstehen sah. Wie mächtig auch die ‚italienische Kunst seit der Renaissance' auf ihn wirkte, so blieb er doch ‚dem Geiste der alt- und neudeutschen' treu, und besonders bezeichnend dafür sind seine Worte: ‚die den Deutschen ganz eigenthümliche Grazie ist eine jungfräuliche zu nennen.

Darum verkennt die moderne Welt, die von allen Dingen für Jungfräulichkeit am wenigsten Sinn und am wenigsten Achtung davor hat, diese Grazie so gänzlich. Welche Grazie aber bei den Italienern so großen Beifall findet, das ist die Grazie der Buhlerei oder der Ueppigkeit, welche schon bei Raphael und Titian fast vorherrschend ist.'[1] Die Kunst, sagt er, soll ,ernst und heilig sein und das Gemüth mit Ehrfurcht, Demuth und allen religiösen Gesinnungen erfüllen, und eine solche Kunst will ich mit vier meiner Freunde befördern'.

Diese Freunde, die unter allen übrigen in Rom seinem ,Herzen am nächsten standen', waren: Johann David Passavant, der sich mit ,Mannesmuth durch alle Schwierigkeiten zur Kunst emporgearbeitet' hatte, ihm ,auf das Freundschaftlichste entgegen kam und von allen Künstlern in Rom am meisten in Achtung stand'; Julius Schnorr, der die ,besondere Eigenschaft' besaß, ,andere Leute wirklich ganz zu bezaubern'; Samuel Amsler, dessen Innigkeit, Anspruchslosigkeit und Berufstreue Böhmer nicht genug zu rühmen wußte, und endlich Carl Barth, dem er seine gutherzigen Poltereien und Schrullen gern nachsah, sich an seinem ,tüchtigen Wesen, seinem ächtdeutschen Charakter' erbauend. Mit diesen vier Freunden wurde die ,Ausführung eines größeren Unternehmens verabredet, welches den religiösen Sinn befördern und zugleich ein bleibendes Denkmal ihrer treuinnigen Bruderliebe und ihres gemeinsamen römischen Aufenthaltes' sein sollte, nämlich ,die Herausgabe einer Bibel, mit gestochenen Bildern nach Werken der neuen deutschen Künstler versehen, als deutsches National- und Volkswerk'. Schnorr war dazu ausersehen die erste Zeichnung zu liefern, Amsler und Barth wollten die ersten Stiche ausführen, Böhmer bezahlte bereits als ersten Zuschuß hundert Scudi und Passavant, der eben an seinen: ,Ansichten über die bildenden Künste'

[1] Bd. 2, 60.

arbeitete, sollte als Kunstschriftsteller mit der Feder für das Unternehmen thätig sein. Bei einem zur Feier von Albrecht Dürers Geburtstag, am 20. Mai 1819, veranstalteten Künstlerfeste gelobten sich die Freunde zur Durchführung ‚des Nationalwerks‘ treu zusammen zu halten, und aus Böhmers Briefen erfahren wir, wie sehr ihm das Werk auch noch in späteren Jahren am Herzen lag.

Aber für Böhmer schlug wenige Tage nach dem Künstlerfeste die Stunde der Trennung ‚von dem einzigen Rom, wo alles großartig, wenn man es nur verstehen will, von dem guten Volke, von den deutschen Freunden, den Vorkämpfern des ächt deutschen Geistes, deren Achtung, Liebe und Vertrauen besessen zu haben‘ ihm ‚als eine besonders glückliche Lebensfügung, ja als eine besondere Gnade des Himmels‘ erschien. Vor seiner Abreise wurde noch mit allen Freunden auf dauernde Brüderlichkeit Smollis getrunken und Schnorr und Passavant gaben am 31. Mai dem scheidenden Böhmer das Geleit. In Siena bewunderten die Freunde besonders die im Saale der Libreria von Pinturicchio ausgeführten Fresken, welche Leben und Thaten des Aeneas Silvius Piccolomini, nachherigen Papstes Pius II., darstellen. ‚Man erinnerte sich,‘ sagt Passavants Biograph, ‚an dessen berühmte Briefe, die er als Legat in Deutschland geschrieben und in denen er unsere mittelalterliche Städteblüthe so bezaubernd schildert. Gemeinsam war man für jene Zeiten begeistert, in denen Leben, Staat und Kunst aus dem kirchlichen Boden einer sittlichen Religiösität hervorgewachsen und so herrlich gediehen waren. Böhmer dachte damals daran, diese Briefe für sein Volk zu übersetzen‘.

Nachdem Böhmer in Venedig eine schwere Krankheit glücklich überstanden, lebte er ‚im lieben Vaterlande unter den ehrlichen Tyrolern‘ von Neuem auf. ‚Ich kann Dir es nicht sagen,‘ schrieb er an Mosler, ‚welchen frohen Ein-

druck es auf mich machte, von allen Seiten wieder unsere Sprache zu vernehmen. In Innsbruck sah ich Maximilians Denkmal, mich dabei an Dich, der mir zuerst davon gesprochen, lebhaft erinnernd. Wer hat diesen Gedanken gehabt, daß ein großer Fürst am würdigsten so ruhe, umgeben von den Darstellungen seiner Thaten, mitten unter den Bildern seiner gewaltigen Vorfahren und aller derjenigen, welche gut und groß herrschten seit dem Beginne der neuen Zeit? daß auch dießmal die würdigste Behandlung einen Würdigen getroffen habe: Alles trägt zur Erhöhung dieses Denkmals bei. Aber traurig verließ ich es. Mit ihm, mit diesen Werken ist ja unsere beste Zeit geschlossen'. Und an zwei andern Stellen sagt er: ,Das Grabmal des Kaisers Max in Innsbruck ist ein Werk, dem kein Volk etwas Aehnliches, weder in der Idee, noch in der Ausführung an die Seite zu setzen hat. Der Eintretende unter diese erhabene Versammlung (in allem sind es 56 metallne Figuren, theils unter, theils über Lebensgröße) wird von einem gewaltigen Gefühle durchschüttert:

> Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
> Die hier vor Gott im ew'gen Cyklus halten
> Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?
> An Maxens Grabmal steh' ich, tief verwundert,
> Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
> Herüber in das aufgeschmolzene Herz.
> Was jetzt der Erzkolossen inneres Wesen,
> Das ist es auch den Lebenden gewesen:
> Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft.

So stumm und ernst stehen die hohen Königsbilder da herum; es ist nichts, mit dem man diesen Verein vergleichen könnte, und ich weiß keinen Ort, von dem man sich das natürlicher vorstellen könnte, was im Wilhelm Meister Mignon von den Marmorbildern singt, als von diesem'.

In München ‚erquickte‘ sich Böhmer an den Werken der oberdeutschen Malerei und besuchte dann auf mehrere Tage die mit ihren Kunstsachen nach Stuttgart übergesiedelten Gebrüder Boisserée, welche ihn auf das Herzlichste bewillkommneten und in Zukunft ihn ‚als zu ihrem Kreise gehörig‘ anzusehen versprachen. „Ihre Bilder‘, sagt er, ‚wirkten auf mich noch ebenso stark, als wie ich Italien noch nicht gesehen hatte. Ich merke, daß mein Patriotismus meiner Kunstliebe wenigstens gleich steht. Aber richtiger genommen sind sie wohl nur Eins‘. Als er am 12. August 1819 den alten Pfarrthurm von Frankfurt, das ehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, zum erstenmal wieder sah, traten ihm ‚helle Thränen der Freude in die Augen‘. Der Mutter, die ihn mit den Worten empfing: ‚Gottlob daß du wieder da bist; nun, Fritz, mußt du etwas Tüchtiges werden‘, versprach er: ‚Ich will deinen Segen verdienen.‘

Wir lassen hier eine Anzahl gedankenreicher Sonette folgen, welche Böhmer im Anfange der 1820er Jahre in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Venedig dichtete.

Venedig.

1.

Dort auf dem Marcusplatz hab' ich gesessen,
Sah vor mir der Giudecca breiten Hafen,
Und wenn zur Seite meine Augen trafen,
Mußt' ich die Hoheit des Palastes messen.

Da fühlte ich's in meiner Brust sich pressen:
Ist Traumbild dies? Sind es des Schicksals Strafen?
Venetianer, ihr ein Volk der Sclaven?
Wie konntet ihr den alten Ruhm vergessen?

Und wie so in mir schlugen Unmuthswellen,
Von neuem Seyn und alten großen Sachen
Die Sinne mir mit düsterm Gram umnachtend:

Da kam daher ein Trupp Polichinellen,
Und ihnen folgt' das Volk mit lautem Lachen,
Und grimmig lacht' ich mit, sie all' verachtend.

2.

Horcht, horcht ihr Geister in den alten Mauern,
Ich habe euch ein Schrecksal zu verrathen,
Vergessen sind Venedigs alte Thaten,
Und seine Mauern sind's allein, die dauern.

Horcht, horcht ihr Geister, ich erzähl's mit Schauern,
In Knechtschaft ist Venetia gerathen,
Und ohne Kampf ergaben sich zu Gnaden
Die Edeln, fruchtlos blieb der Krieg der Bauern.

In Knechtschaft sind sie, und doch noch lebendig,
Sie essen noch, sie trinken noch und lachen,
Es scheint, sie wüßten nicht, was sie verloren,

Und doch spricht hier ein jeder Stein beständig!
Dies hingelehnet auf des Löwen Rachen
Zischelt' ich leise ihm in seine Ohren.

3.

Das königlichste Schiff in allen Wogen,
Venetia, bist du, die ich begrüße.
Hier trabt kein Roß, kein Quell springt, keine Wiese
Ergrünet, and're Pracht hat dich umzogen.

Gleich Segeln schwellen deiner Kuppeln Bogen;
Mir scheint's als ob empor als Mastbaum sprieße
St. Marcus Thurm, daß der Palast umschließe
Der Steurer Weisheit, die kein Sturm betrogen.

So liegst du stolz und ruhig in dem Busen
Der Adria vor Anker, eingehauen
Als Sinnbild ist der Leu am Rand des Schiffes.

Mit Gian Bellin nah'n sich dir alle Musen,
Die deinem Bord sich sicher anvertrauen,
Nicht fürchtend Klippen noch Gefahr des Riffes.

4.

Wie eine Wasserpflanze aus dem Grunde
Des Meeres hobst du dich und in dem Tanze
Der wilden Wogen wuchs die junge Pflanze
Zu höh'rer Kraft und Schönheit jede Stunde.

Erwachsen reichtest du den Ring zum Bunde
Der Meeresjungfrau, die mit ihrem Kranze
Sich den Gemahl geschmückt, daß von dem Glanze
Durch die erstaunte Welt hinlief die Kunde.

Nun bist du alt und deine Zierden sinken,
Dein Bucentau'r fährt nicht mehr auf den Meeren,
Ermüdet hat dein Löwe sich gesetzet;

Die Wellen, ungehorsam deinen Winken,
Benagen nun dein Pfahlwerk und verzehren
Die Veste nun, die sie sonst nur genetzet.

5.

Hoch stand ich einst auf Sanct Marcus Altane,
Und sah die Stadt zu meinen Füßen liegen,
Sah sich die Wogen um die Häuser schmiegen,
Und sah der Siege Rest: die alte Fahne.

Fern steh' ich nun. Erinn'rung wird zum Kahne,
Will mich zurück in die Lagunen wiegen,
Will landen mich an der Piazetta Stiegen,
Schon seh' ich den Palast, nicht wie im Wahne.

Und was ich einst vom Thurme hab' geschauet,
Wonach ich jetzt im Geist die Sinne wende,
Um das sich Seufzer aus der Brust mir heben:

Ein Denkmal ist es nur aus Stein gebauet,
Ein Mumienbild, deß Athmen längst zu Ende,
Erinn'rung an Erinn'rung, — doch kein Leben.

Zweites Buch: Studien und Anschauungen über Kunst und Literatur.

Das erste Jahrzehnt nach seiner Rückkehr aus Italien bezeichnete Böhmer als die ‚Blüthezeit seiner Romantik in Freud und Leid', der es aber nicht um bloße sehnsüchtige Vertiefung in vergangene Herrlichkeit zu thun gewesen, sondern um Leben, aus dem sich neues Leben erzeugen ließe zur Stärkung der Gegenwart, zum rechten eigenen Thun und zur Thätigkeit für Andere. Und darum nannte er diese Zeit auch wohl seine ‚geistigen Wanderjahre zur Auffindung des rechten Berufes'. ‚Der Thätigkeit sei mein Leben geweiht', schrieb er am 20. April 1820, ‚und bei einem solchen Entschluß, mit dem ich einen andern verbinde, nämlich den, stets der Einsicht der Besseren folgen zu wollen, wird sich dann wohl allmälig als richtig herausstellen, was mein Vater mir als Lebenserfahrungssatz einprägte: Labor improbus omnia vincit. Ich stehe nicht im Dienste des Staates, ich gründe keinen eigenen Heerd, aber ich muß dem Vaterlande nützlich werden, und meiner Mutter bin ich schuldig, daß sie an mir Freude erlebe. Zu allem dem bedarf es hoher Ziele und zu deren Erreichung ernster Benutzung und richtiger Eintheilung der Zeit nach den Worten meines Johann von Müller: Constantiam et gravitatem werde man nicht eher erlangen bis alle Stunden des Tages regelmäßig, wie im Kloster, ausgetheilt sind. Je ernster wir thun was wir

sollen, desto freudiger genießen wir, was wir dürfen und wollen. Noch einmal, der Thätigkeit sei mein Leben geweiht'.

Und er weihte es für alle Zukunft ‚im Dienste des Vaterlandes' der Kunst und Wissenschaft, und alle seine Beschäftigungen mit denselben galten ihm nicht als etwas dem Leben Fremdes, sondern als sein eigentliches, eigenstes Leben. Im jugendlichen Drange nach Thätigkeit wiederholte er häufig Göthe's Worte: es komme im Leben bloß auf's Thun an, Leiden und Genießen fänden sich von selbst; aber er fühlte doch bald, daß nicht Alles, was dem Leben Noth thue, sich von selber finde oder durch Kunst und Wissenschaft sich erringen lasse, daß ‚die Arbeiten, selbst die Wissenschaften das Glück nicht gründen'. Und wenn er dabei im Mannesalter beklagte, daß ihm ‚im arbeitsamen Leben jener feste innere Halt fehle', wie er ‚ihn vorzüglich bei Solchen gefunden, denen es so gut geworden, sich freudig unter alle geoffenbarten Wahrheiten der alten Kirche beugen zu können', so schrieb er es seinem ‚elenden Religionsunterrichte' zu, daß bei ihm ‚in der Jugend verfehlt worden, was sich nicht mehr erringen lasse', und behielt ‚wenigstens das tröstende Bewußtsein' auch in seiner Weise ‚aus reinen Beweggründen für die höheren Wahrheiten thätig gewesen zu sein'. Denn ‚als Historiker', sagte er, ‚wollte ich durch's Wahre zum Guten, und schon als Kunstjünger wirkte ich für den Satz: das Schöne soll das Heilige bedeuten, Alles im Dienste meines Volkes, meines Vaterlandes.'

I. Nationale und christliche Kunst.

Wir haben früher gehört, daß Böhmer die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen als das wichtigste Ergebniß seiner italienischen Reise ansah und die deutsche Vorzeit auf dem Gebiete der Kunst, der Sprache und Literatur, und der Geschichte, also nach den drei Verzweigungen,

worin sich damals die vaterländische Forschung unter der Führerschaft der Gebrüder Boisserée, der Gebrüder Grimm und des Freiherrn von Stein entwickelte, kennen lernen, und zwar zunächst mit einem genaueren Studium der Kunst beginnen wollte.

‚Unmittelbar das Licht der höheren Lehre unter den Menschen umherzutragen', so schrieb er an Barth[1], ‚dazu fühle ich mich unwürdig und unfähig. Es mangelt mir selbst noch zu sehr an Einsicht, Glauben und Kraft. Doch aber fühle ich, daß ich stillsitzend diese nimmer, sondern nur thätig sie erreichen kann. Die jetzige Zeit ist auf der einen Seite zwar durch einige ganz außerordentlich herrliche Menschen ausgezeichnet, auf der andern aber auch so tief verderbt, daß mit ihr nichts zu machen ist. Also zur früheren muß man sich wenden, theils sich selbst zu stärken, theils Anderen dadurch ein Stärkungsmittel zu bereiten. Dieß ist der höhere Gesichtspunkt, warum ich mich um die alten Denkmale umthun wollte und umthue..... Nicht den Künstlern gehört die Kunst, sondern der Menschheit; nicht ihnen unsere Alterthümer, sondern jedem ächten Deutschen. Ein ächter Deutscher aber gerade durch ihre Kenntniß werden zu wollen, kann nicht verwehrt sein'. ‚Die Kunst', sagt er ein andermal, ‚ist wie Gottes Wort und Liebe: verstehe diese, wer es vermag'.

Seine Briefe führen uns in das Detail seiner Kunststudien ein und zeigen uns, mit welch' reinem und tiefem Sinn er alles Schöne und Große aufsuchte, auffaßte und erkannte, und wie er unter anregendem Verkehr mit Künstlern und in angestrengter eigener Thätigkeit seine Kunstansichten zu läutern und zu bereichern wußte. ‚Mit voller Zuversicht', sagt August Reichensperger über die Briefe, ‚glaube ich es aussprechen zu dürfen, daß durch sie alle die-

[1] Bd. 2, 74—75.

jenigen, welche sich für die Wiederbelebung unserer nationalen Kunst interessiren, Anregung und Belehrung in Fülle erhalten'[1]. Länger als ein Jahrzehnt stand Böhmer mit den hervorragendsten Künstlern und Kunstkennern, mit Amsler, Barth, den beiden Eberhard, Felsing, J. N. Hoff, Hübsch, Mosler, Passavant, Ramboux, Rist, L. Schnorr, Xeller und Andern in mehr oder weniger ausgedehnter Correspondenz, und bereiste mehrere Theile Deutschlands, überall die wichtigsten Denkmale deutscher Baukunst, Skulptur und Malerei erforschend. So oft er in späteren Jahren, nachdem er schon längst von der Kunst zur Geschichte übergegangen war, von seinen jugendlichen Kunstbemühungen sprach, hob er immer hervor, wie schwer es sei, sich in unserer Zeit, in der die gerechte Würdigung der gothischen Wunderwerke unangefochten dastehe und Niemand mehr die hohe Bedeutung der altdeutschen Malerei in Zweifel ziehe, einen rechten Begriff zu machen von den Schwierigkeiten, mit welchen alle diejenigen zu kämpfen gehabt, welche zuerst dieser Erkenntniß Bahn gebrochen, von der aufopfernden Thätigkeit der damaligen Künstler und Kunstjünger, aber auch von der Freude des Findens, mit der man Schritt vor Schritt wie in eine neuentdeckte Welt alter Herrlichkeit vorgedrungen sei.

Alle seine Kunsturtheile gehen von der Ueberzeugung aus, daß die Kunst nur dann einen wirklichen und dauerhaften Aufschwung nehmen könne, wenn sie wiederum ein wesentliches Element des deutschen Volkslebens würde und wie im Mittelalter zu allen Klassen des Volks in lebendige Beziehung trete; sie dürfe ‚nicht mehr zum bloßen Spielwerke und zum Kitzel für die Sinne angewendet werden, kein bloßer Luxusartikel für die Prachtliebe und Ergötzung

[1] In dem Aufsatz: ‚Joh. Fr. Böhmer und sein Verhältniß zur Kunst', im Organ für christliche Kunst, Jahrgang 1868, S. 145.

der Fürsten und Vornehmen sein, sondern ihre Aufgabe sei, vorzüglich zur Verherrlichung des öffentlichen Lebens zu dienen', sie müsse volksthümlich sein und durch den ernsten und hohen Sinn ihrer Werke den besseren Theil des Volkes ergreifen und in den Gesinnungen des Patriotismus bestärken. ‚Ehemals', sagt er, ‚hatten wir eine großartige Kunst, weil sie aus dem Leben und den Bedürfnissen des Volkes hervorging, weil das ganze Gemeinwesen und jeder Einzelne sein edelstes Streben an große Kunstwerke anknüpfte. Diese großartige Kunstrichtung ist aus der Gegenwart verschwunden, sie gehört nur noch der Geschichte an, aber durch die richtige Behandlung der Geschichte kann sie für die Gegenwart wieder fruchtreich gemacht werden. Die Geschichte ist das Selbstbewußtsein der Völker und jedes Volk zeigt durch die Art, wie es seine eigene Vergangenheit auffaßt und behandelt, inwiefern es seiner Kräfte und seines Berufes sich bewußt geworden. Darum gehört es zu den erfreulichen Zeichen der neuen Zeit, daß in dem bessern Theile der Nation die Erkenntniß durchgedrungen: es seien in der Geschichte wichtigere Dinge zu beschreiben als die Zahl der Regenten und die Kriege, welche deren Willkür hervorgerufen; man müsse die Entwicklung des Volkes in allen seinen Lebensbeziehungen kennen lernen, vorzugsweise auch seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunst'. ‚Sobald wir aber richtig erkennen und würdigen, was wir Großes in der Vergangenheit besessen, und besonders auch die Gründe erkennen, weßhalb ehemals Größeres entstehen konnte, als die Gegenwart bietet, legen wir ein Zeugniß ab, daß wir uns einer bessern Zukunft würdig machen wollen und darauf hoffen'. Er wenigstens, sagt er, halte die Hoffnung fest, daß trotz aller betrübenden Erscheinungen im staatlichen Leben ‚unser Volk zu einer solchen Entwicklung fortschreiten werde, in welcher es eine Kunst haben kann und eine verdient'... ‚Durch

Vollendung des Kölner Doms sollte das deutsche Volk eine Ehrenschuld abtragen und gleichsam ein Symbol seiner Einigung aufrichten'.

Als ein Beispiel, wie im Mittelalter Kunstwerke entstanden, führt er das Chor von St. Sebald in Nürnberg an. ‚Dort ließ der Staat nur die Architektur machen. An allen Pilastern wurden Nischen freigelassen, in welche nun Privatleute harmonisch mit dem Plane des Ganzen Statuen stifteten. An jeder ist unten das Wappen des Stifters. Die Fenster wurden auch alle von Familien gestiftet. So auch die Basreliefs und Gemälde; das Grab des hl. Sebald, welches in der Mitte steht, hat Peter Vischer mit Hülfe andächtiger Leute aus Almosen (d. h. Subscriptionsgeld) zu Stande gebracht. So konnte der Staat mit Wenigem zu Vielem die Veranlassung geben, so war nicht bloß er es, der auftrat, sondern jeder Einzelne konnte auch etwas Besonderes nach seiner Art thun: so knüpfte das ganze Gemeinwesen und auch jeder Einzelne sein liebstes Streben an ein großes Werk der Kunst, was nun Allen über Alles theuer war. Und wo so die Gesammtheit zu würdigem Zwecke sich vereinte, da mußte auch die Kunst selbst einen großartigen Charakter annehmen' [1].

Und diesen Charakter solle man gründlich studiren. ‚Sehe man auch dem Werke eines deutschen Künstlers es an, daß er vorzüglich die deutschen Meister studirt habe, warum sollte das ein Vorwurf sein, daß man erkennt, von welcher Nation er ist? Möchten die Deutschen doch erkennen, was Großes sie in ihrem Inland haben! Die Fremden thun es oft besser! Michel Angelo hielt es nicht für zu gering, nach Martin Schön zu arbeiten; Giulio Romano bewahrte das Portrait, welches Dürer dem Raphael geschenkt hatte, als eines der

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 56.

köstlichsten Stücke, ja als ein Wunderwerk (per miracolo) aus dem Nachlaß seines großen Meisters, und Vasari sagt, daß Dürer, in Italien geboren, dort der größte Maler würde geworden sein'[1]. Einem Kunstschriftsteller, der ein altdeutsches Bauwerk auf italienische Künstler zurückführen wollte, bemerkte er: ‚Unsere jetzige Ueberfeinerung will zwar alles Beste aus den fünf Welttheilen zusammen holen, daran aber dachte der einfachere Sinn unserer Väter im 12. Jahrhundert noch nicht. Aber ich zweifle noch viel mehr, ob die Italiener im 12. Jahrhundert etwas Besseres machen konnten, als die Deutschen, da es bekannt ist, daß sie erst im 13. Jahrhundert Baukunst und Skulptur von unsern dorthin ausgewanderten Landsleuten erlernten. Ich habe ein ganzes Jahr in Italien gelebt und nichts dort gesehen, was jene Vermuthung unterstützen könnte. Warum wollen wir Deutsche uns denn durchaus selbst nichts zutrauen? Sehe man doch z. B. Siegel aus dem 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts an, die doch gewiß nicht in Italien gemacht sein können, ob sich da nicht die allervortrefflichsten Skulptirungen finden'[2].

‚Aber', fährt er an einer andern Stelle fort, ‚nur in jenen Zeiten schätzte man bei uns alles Einheimische höher als das Fremde, als man noch innerlich werth war, das zu besitzen, worauf man stolz sein konnte, als noch ein kräftiger Glaube und ein kräftiges Nationalgefühl das ganze Leben durchdrang. Wie steht es damit jetzt'? ‚Die Kunst hängt mit der innern allgemeinen Herzensstimmung der Menschen zusammen. Wie viel großherzige Gesinnung ist denn bei uns? Die Alten sind elende Philister und die Jungen sind Egoisten. Die Pietisten sind fromm aus Krankheit, durch

[1] Bd. 2, 55.
[2] Bd. 2, 237.

sie wird keine Kunst befördert, die gesund ist. Die Liberalen meinen, die Kunst gehöre mit zu dem Feudalwesen des Mittelalters; wie überhaupt ihr ganzes Wesen nur auf das Irdische gerichtet ist, so mögen sie auch nichts von einer übersinnlichen Kunst wissen. Unsere Neudeutschen treiben Alles nur als Manier, so auch die Kunst, und was sie von den alten Meistern sprechen, ist nur schaale, äußerliche Schönthuerei ohne inneres Gefühl und richtiges Verständniß. Bessere Kunstbeförderung kann nur aus besserer Gesinnung kommen, wäre aber diese in Stärke da, so würde noch sonst wo sie erst anfangen, als bei der Kunst. Da fällt mir ein Epigramm ein:

Deutsch gesinnt willst du sein? — O Freund, sei lieber erst weise;
Weise nur sind gesinnt, niemals ist es ein Narr.'[1]

‚So widme ich denn meine beste Zeit', schrieb Böhmer im Jahre 1822, ‚der deutschen Kunst und es ist mir ungemein erfreulich, daß ich für meine Kunstansichten und Kunstbemühungen den Beifall derer einerndte, die ich wahrhaft schätzen gelernt, auch den Beifall Rückerts, eines der Edelsten unserer Nation, über den ich schon in Rom so viel Gutes hörte und dem ich seit dem Nürnberger Kunst-Congreß mich innig verbunden fühle'.

Auf seiner Romreise war Böhmer im Garten Boboli in Florenz einer ‚jugendfrischen kräftigen Gestalt' begegnet, ‚die mir', schreibt er, ‚so gewaltig imponirte, daß ich den Eindruck nicht losbekommen konnte. Ich freute mich ungemein, als ich nach meiner Beschreibung derselben von den römischen Freunden erfuhr: ich hätte Rückert gesehen, der auf seiner Heimkehr nach Deutschland sich damals mehrere Tage in

[1] Bd. 2, 86.

Florenz befunden'. Die deutschen Künstler in Rom betrachteten Rückert, wie wir schon hörten, als einen Gleichgesinnten, von ,dessen Dichtungen das Allerbeste für die Weckung vaterländischen Sinnes zu erwarten sei'. Seitdem hatte sich Böhmer mit diesen Dichtungen genauer bekannt gemacht und Rückerts männlichen Ernst und Gedankenreichthum so sehr bewundert, daß er sich sehnte, dem Manne persönlich näher zu treten und freudig auf den Vorschlag seines Freundes Barth (mit dem der Dichter ,in enger Verbindung lebte und dichtete') einging, auf der Bettenburg und in Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten.

Am 8. Mai 1821 verließ Böhmer Frankfurt und reiste durch Thüringen nach Jena und von da über den Thüringer Wald nach Hildburghausen zu Barth, mit dem er dann zur Bettenburg ging, wo er Rückert antraf und mit den Freunden das Geburtsfest des alten Herrn von Truchseß feierte, auf den der Dichter bei einer frühern gleichen Feier sein schönes ,Rosenlied' gesungen. Von dort zogen ,die drei Genossen' über Bamberg und Pommersfelden nach Nürnberg. Barth hatte eben seine Nibelungenplatte vollendet und ließ die ersten Abdrücke machen, und an dem nunmehr eröffneten ,Kunstcongreß' betheiligten sich unter Andern: Kirchner, der die ersten Blätter seiner radirten Ansichten Nürnbergs vorlegte, der junge Historiker Heinrich Leo aus Rudolstadt (Docent in Erlangen) und Graf Platen, den Rückert kurz vorher mit den Worten begrüßt hatte:

> ,Ein neuer Dichter kommt den Berg heraufgeklommen,
> Wie tönt die Saite, die Du spannst!
> Hier sitzen wir und sprechen: Bruder, sei willkommen
> Und nimm den Platz ein, den Du kannst.'

,In Nürnberg', sagt Platen in seinem Tagebuch, ,machte ich die Bekanntschaft der beiden Freunde Rückerts, des Kupferstechers Barth und des großen Kunstkenners Böhmer aus Frankfurt. . . Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Ge-

sellschaft zum erstenmal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Brunnen wahrhaft genossen habe‘ [1].

‚Wir verlebten dort‘, schreibt Böhmer [2], ‚eine sehr schöne Woche unter freundschaftlichem Verkehr, Kunst- und Naturgenüssen‘ und in einem Briefe an Professor Brandis in Bonn betont er: ‚Unser Zusammensein hatte einen gewissen römisch-deutschen Ton, der auf deutscher Erde doppelt ergötzlich war und an manche in Rom genossene Freuden erinnerte, auch an die Abende in Hackerts Villa‘. Rückert, mit dem italienischen Volksgesange innig vertraut, mußte viele Ritornelle recitiren und fand dafür besonderen Anklang bei Böhmer, zu dessen zahlreichen damaligen literarischen Projecten es gehörte, eine neue Sammlung von einheimischen und von übersetzten fremden Volksliedern herauszugeben, zu deren Veranstaltung ihn Görres ermuntert hatte. Auch las Rückert den Freunden aus seinen noch ungedruckten ‚Oestlichen Rosen‘ vor, die Böhmers Bewunderung seines Dichtertalentes aufs Höchste steigerten, und für die der Dichter von Barth im Namen der Genossen Dankverse erhielt, die mit den Worten schlossen:

> ‚Wir danken Gott ob solchem Hall,
> Der Nacht zu Tage lichtet;
> Schön ist's doch auf dem Erdenball,
> So lang so Einer dichtet.‘

Von allen ‚Rosen‘ hatte allen Zuhörern eine am besten gefallen, die Böhmer noch im Alter gern citirte:

> ‚Wohl endet Tod des Lebens Noth,
> Doch schauert Leben vor dem Tod.
> Das Leben sieht die dunkle Hand,
> Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

[1] Platens Tagebuch von 1796—1825 (Stuttgart 1860) S. 224.
[2] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 89.

So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!'

‚Mit welcher Frische, Tiefe und Eindringlichkeit', schrieb Böhmer an Carl Mosler am 27. August 1821, ‚Rückert in den Oestlichen Rosen die Idee der Liebe sowohl in der weiteren christlichen, als auch in der engeren, aber durch diese veredelten Bedeutung besungen hat: das ist nicht genug zu sagen'. Sein ‚Urtheil war fertig'. Er erklärte seinen neuen Freund für den größten ‚lebenden deutschen Dichter' (und doch lebte Göthe noch!), ja ‚für einen der größten, die je gewesen sind'.

Böhmer bewunderte gern und bezeichnete wohl als ‚Eigenthümlichkeit und Schwäche' seiner Jugend ‚eine rückhaltslose Liebe und Bewunderung großer, ihm überlegener Männer', durch die er sich vor dem demüthigenden Eindruck, den solche auf ihn gemacht, gleichsam zu retten gesucht habe, aber, wie Cornelius einmal über ihn schrieb, ‚jede Bewunderung war ihm nur ein Sporn der Nacheiferung', und bloßes Talent, bloße, wenn auch noch so hervorragende Geistesgröße bewunderte er nie, wenn sie nicht mit Reinheit des Charakters verbunden war.

So war es auch bei Rückert der Fall. Was Böhmer mit einer so großen Verehrung vor diesem erfüllte, war vorzugsweise ‚die ethische Seite seines Charakters, seine bei allem berechtigten Selbstgefühl so edle Bescheidenheit und ächt männliche Demuth vor dem Höchsten', seine treuherzige Gemüthlichkeit, seine nur tieferen Gemüthern eigene kindliche Auffassung der Natur und sein reiner, unverdorbener Kunstgeschmack: Eigenschaften, wie er sie aus allen Unterredungen mit ihm immer lebendiger erkannte und würdigte. Als

z. B. unter den Freunden darüber gesprochen wurde, weßhalb nur so Wenige in den Geist ächter religiöser Kunst einzudringen vermöchten, äußerte Rückert: ‚Jedwedes Ding versteht sich nur durch sich selbst. Wer das Erhabene fassen will, muß daher anfangen demüthig zu sein; das Große wird nimmermehr von einer gemeinen Gesinnung verstanden werden, sondern nur von einer edlen; religiöse Gefühle versteht nur der, welcher Religion in sich hat. Da nun die ächte Kunst nicht das Gemeine, sondern das Erhabene, Große, Religiöse vorstellt, so ist leicht einzusehen, daß nur durch ein edles, frommes Leben, durch Nachstrebung nach dem Höheren, durch Uebung edler Gesinnung ihr Verständniß sich öffnet. Um die Niederländerei zu begreifen, ist das alles freilich nicht nöthig und darum findet diese auch so viele Liebhaber.‘ Als Böhmer und Barth darüber stritten, ob das neue Kunstleben durch Reflexion entstanden sei oder durch neuerwachtes Genie, nannte Rückert ‚es eine enge und blöde Ansicht, in der Thätigkeit vorzüglicher Menschen nur die ihrer eigenen Individualität erblicken zu wollen; der Einzelne stehe stets unter der Einwirkung Aller durch Erziehung, Verkehr, Bedürfnisse jeder Art, er gehorche seiner Zeit, die sich in ihm ausspreche, und was man Zeit nenne, sei nur der göttliche Geist, der in jedem Volke lebe, der dessen Lebensprinzip sei, dessen Seele, dessen über die Materie erhabene innere bestimmende Kraft‘.

Alle Erinnerungen an den ‚Congreß‘ blieben den Freunden, mit denen Böhmer beim Abschied ‚auf gut deutsche Weise Smollis trank, erfreulich, wirkungsreich und theuer‘. Platen wußte ‚Böhmers Liebenswürdigkeit‘ nicht genug zu rühmen und ließ ihn durch den gemeinsamen Freund Dr. Wippert einladen, nach Erlangen zu kommen, ‚um dort gemeinsam mit ihm das Persische zu studiren‘. Kirchner nannte die Zeit der Zusammenkunft seine ‚heiterste und gehaltvollste

Lebenswoche' und Böhmer seinerseits versicherte Rückert: ‚Ich werde der schönen Tage von der Bettenburg bis Nürnberg und wie Du mir da erschienen, stets treu und dankbar eingedenk bleiben', und den Freund bei seiner Verheirathung beglückwünschend, sagte er scherzend: ‚Wahrlich, ich war sehr erstaunt, als ich die Nachricht erfuhr und sich nun sobald die Erfüllung von dem versprach, was Kirchner auf dem dreifüßigen Burgzwinger prophezeite: der Rückert wird halt auch noch ein guter Hausvater'. In einem Briefe an Kirchner schreibt er: ‚Die unvergeßlich schönen Tage in Nürnberg wirken noch nach Jahresfrist in meinem Gemüthe und in meinen Studien nach. Wenn Deine Ansichten Nürnbergs kommen, will ich sehen, welche Vortheile Du aus unsern Kunstbesprechungen gezogen hast.' Und nachdem sie angekommen, dankte er am 25. August 1822: ‚Was soll ich Dir von meinem Beifall sagen? Wie einst Hans Sachs den feinen Lobspruch auf Nürnberg dichtete, so hast Du ihn gezeichnet. Die alte Veste führst Du uns vor, bald wie sie sicher auf ihren Felsen gegründet ist, bald wie sie heimisch herüberragt über gedrängte Gipfel, bald wie sie in freudiger Stärke auf die Gräber herabsieht u. s. w. Das sind lauter Gedichte, deren Sinn mich lebendig anspricht und mich an den lieben Freund und die lieben Orte erinnert. Besonders Dank, daß Du unser Häuschen auf dem Zwinger nicht vergaßest.'

In dem Studium und der Würdigung der altchristlichen Kunst fand Böhmer eine neue geistige Heimath, und er fühlte sich auch patriotisch gehoben in dem Gedanken, daß deutscher Geist und deutsches Gemüth auf die christliche Kunst den höchsten Einfluß geübt, daß diese Kunst nur im Bereiche deutscher Nationalität ihre größte Blüte erreicht habe.

Je mehr er im Verlaufe der Jahre zu der Ueberzeugung gelangte, daß ‚wie alle Wissenschaften, so auch die Künste dazu mitwirken müssen, um die neuere Bildung, die im Christenthum wurzelt, auf die rechten, d. h. christlichen Grundlagen zurückzuführen,‘ desto mehr hielt er insbesondere die christliche Kunst dazu berufen, ‚das jetzige in sich verfallene Geschlecht zu erfassen und zu edlerer Einigung und Befriedigung zu führen‘.

Hören wir darüber einige nähere Aussprüche.

‚Ich meditire‘, sagt er, ‚immer wieder Platon's Ausspruch, daß das Schöne nur ein Abglanz der Wahrheit sei, und Michel Angelo's Worte, daß die wahre Kunst edel und fromm ist und schon durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebt.‘ Hatte er noch in Rom die Kunst für eine Schwester der Religion erklärt, so wollte er sie jetzt ‚besserer Einsicht folgend‘ als eine Dienerin derselben angesehen wissen. ‚Denn was ist die Kunst‘, bemerkt er, ‚anders als materielle Darstellung von Ideen? Diese Ideen aber sind religiöse Ideen. Darstellendes und Dargestelltes aber sind nicht verschwistert, sondern das eine dient dem andern. Also steht die Kunst im Dienste der Religion. Sie ist der irdische Ausspruch jener Kunde und jenes Glaubens vom Jenseits‘... ‚Beim Betrachten christlicher Kunstwerke fiel es mir sehr bald auf, wie jene alten Meister sogar nicht für ihre Person besorgt waren, ihre Namen waren meist unbekannt, oder wurden nur aus Zufälligkeit errathen. Ebenso wenig suchten sie geradezu und hauptsächlich das Schöne und Einschmeichelnde weder in der Wahl der Gestalten noch der Darstellungen, wegen welchem Kunstschönen ich die Kunst doch immer hatte preisen hören; sie schienen mir vielmehr ganz ausschließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt, wie er ihnen gerade aufgegeben war, ihn suchten sie so treu darzustellen, als möglich, ohne etwas Weiteres zu

berücksichtigen. Dieß stand aber ganz mit der Art im Widerspruch, wie ich immer von Kunst und Künstlern hatte sprechen hören. Nur zu oft hatte man gesagt, man müsse das Gute um des Guten willen, das Schöne um des Schönen willen, Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen suchen und lieben. Das hatten gerade jene Meister, welche man so lobte, nicht gethan, und schon damals begann in mir der Gedanke, der später zur vollsten Ueberzeugung wurde, daß jene Sätze, welche man sogar als vorgebliche Religion lehrte, scharf genommen falsch, ja abgöttisch sind, daß diejenigen, welche sie mit soviel Behagen, mit soviel Edelmuth in Blicken und Gebärden aussprachen, mehr oder weniger gar nicht wußten, was sie sagten, und von ganz anderen Gesinnungen belebt waren, als denen, deren Schein sie zu borgen sich bemühten. So kam ich auf den Standpunkt, wo man sich jene wahrscheinlich von irgend einer Modephilosophie ausgegangenen Sätze berichtigt und weiß, daß man das Gute nicht um des Guten, sondern um Gottes willen thun soll und kann. So war mir auch der Satz klar geworden, den einer meiner Lieblingsdichter irgendwo ausspricht: „Das Schöne will das Heilige bedeuten" und fortan ließ ich mir die nähern Kenntnisse der Gegenstände deutscher Malerei angelegen sein, und ließ Andere über die Verzeichnungen der Hände und Füße sich unterhalten, womit sie sich, wie ich höre, auch noch beschäftigen und also wohl nie, die Extremitäten verlassend, zu dem Herzen vordringen werden.'

An einer andern Stelle heißt es: ‚Die ächte Kunst ist eine Predigt vom Jenseits, eine Predigt des Evangeliums d. h. der Demuth und Selbstverläugnung'. Und in diesem Sinne schrieb er, nachdem er im Juni 1823 in Aachen Bettendorff's Bildersaal gesehen, einem Freunde die Worte in's Stammbuch:

,Zur schönen Kunst meint' ich den Schritt zu lenken,
Als ich betrat des Bildersaales Schwelle,
Doch edler Saft floß mir aus dieser Quelle,
Mit höh'rer Labung meinen Durst zu tränken.

Mich selbst vernichtend mußt' ich mich versenken,
Van Eyck, so tief in deiner Landschaft Helle,
Und Hemlings Farbenglut verbrannte schnelle
Zu besserem Phönix all' mein irdisch Denken.

Nicht Maler, nein, Apostel seid ihr Meister,
Das ew'ge Wort, ihr sprecht es aus in Farben;
Nicht Ohren zwar, doch predigt ihr den Augen.

Abglanz des Reichs, das ihr, verklärte Geister,
Nun schau't, um welches eure Märt'rer starben,
Ist mir vergönnt, aus euerem Werk zu saugen.'

Er betrachtete ,die christliche Kunst nicht allein als eine wesentliche Ergänzung der mündlichen und schriftlichen Lehre', sondern er ,wollte wohl gar in deren rechten Erkenntniß ein Hauptbeförderungsmittel zur Wiedervereinigung der christlichen Confessionen erblicken': falls nämlich der Protestantismus in sich gehe und seine ,kahle Dürre' durch all' die Ideen befruchte, ,welche in den geschriebenen, bildlichen und monumentalen Kunstwerken aller Art' niedergelegt seien. ,Dann würden', träumte er, ,die Künste in dem zum Heil des Vaterlandes neu erstandenen Jerusalem einer Allen gemeinsamen Kirche die schönste Zier des Heiligthums sein'. Letzterem Gedanken gab er auch in einem Sonette Ausdruck, welches er nach einem Besuche der Kunstsammlung Lyversberg's in Cöln niederschrieb:

,Vor Frevlern sanken jüngst die heil'gen Mauern,
Doch ward nicht alles der Entweihung Beute,
Die Perlen sah der Malerei ich heute
Gerettet und gesichert, daß sie dauern.

So ward auch einst des Feindes list'gem Lauern,
Als er Judeas Heiligthum entweihte,
Die Bundes-Lad' entrissen still zur Seite,
Und von der Treue aufbewahrt mit Trauern.

Doch wie auch damals wieder in das Freie
Des Tempels Zinne sich erhob aus wilder
Zerstörung, neu die Lade zu umfangen,

So wolle Gott, daß einst auch sich erneue
Jerusalem bei uns, und diese Bilder
Dann wieder in dem Heiligthume prangen'[1].

Solle aber das Kunstleben wirkliche Früchte tragen, so komme es, glaubte Böhmer, vor allem darauf an, daß man auch in der Kunst im rechten Sinne auf das Thun und Lassen, auf den Willen der Menschen einzuwirken, leibhaftige Thatsachen in's Leben zu rufen suche. Vom modernen, erst seit dem Verfalle der Künste entstandenen Akademiewesen, ‚welches die Künste wie in einem Ghetto gefangen gehalten, und alle falschen Kunstprincipien zur Herrschaft gebracht habe', erwartete er kein Heil für die Kunst. Mit Recht sei, sagte er, irgendwo behauptet worden, daß kein Künstler von origineller Kraft die akademische Stallfütterung genießbar und gedeihlich finden könne, und er hob deßhalb im Jahre 1821 in einem Aufsatz: ‚Ueber den gegenwärtigen Zustand des Städel'schen Institutes in Frankfurt'[2] besonders hervor: ‚daß durch Beschäftigen tüchtiger Künstler an würdigen Werken die Kunst weit mehr gefördert werde, als durch kostbare Unterrichtsanstalten, die wenig nützen, weil der Unterricht, dessen der wahrhafte Künstler bedarf, nur gering ist, und auch der beste Künstler zu Grunde gehen

[1] Vgl. Bd. 1, 98—100.

[2] Im Deutschen Kunstblatt, Jahrgang 1821, Nr. 85. Er bringt hier unter Anderem darauf, daß man in den Kunstsammlungen nicht bloß Abgüsse von Antiken aufstelle, sondern vorzüglich auch von christlichen Sculpturen, z. B. der Thürme von Ghiberti, der Apostel Peter Vischers, um dem gemeinen Vorurtheil gegen diesen Kunstzweig entgegenzutreten. Aus der Kenntniß der christlichen Sculpturen würde auch ein besseres Verständniß der antiken hervorgehen.

muß, wenn er nach überstandener Lehrzeit keine würdige Beschäftigung findet.'

Seine literärische Kunstthätigkeit hatte Böhmer im Jahre 1820 im Deutschen Kunstblatt mit einer Besprechung von Passavant's ‚Heilige Familie' begonnen und er glaubte sich ‚in Zukunft zum Kunstschriftsteller berufen, aber zu einem solchen, der bei all' seinen Arbeiten den historischen Weg verfolgt, der, wie Vasari, das Leben der Künstler und ihre Zeit kennen lernen, die einzelnen Denkmäler genau studieren und die einzelnen Kunstperioden scharf von einander unterscheiden will'.

Nachdem er zu diesem Zwecke auf seinen Reisen nach Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg, nach Mainz, Limburg an der Lahn, Coblenz, Köln, Worms und Straßburg u. s. w. wesentliche Fortschritte in der Kenntniß der altdeutschen Baukunst gemacht und alle alten und neueren Werke über dieselbe durchgearbeitet, beabsichtigte er eine ‚Geschichte der Architektur in Frankfurt' zu schreiben und begann als ‚Einleitung und Vorarbeit zu einer allgemeinen deutschen Kunstgeschichte die Anfertigung eines räsonnirenden Verzeichnisses aller mittelalterlichen Werke der Baukunst, Sculptur und Malerei. Ueber den Zweck und Nutzen eines solchen ‚deutschen Pausanias' spricht er sich ausführlich in einem Briefe an Passavant aus[1] und es ist nach den vorliegenden reichen Materialien sehr zu bedauern, daß seine Arbeit nicht damals erschienen ist, indem sie die Kenntniß und Liebe der altdeutschen Kunst befördert, einen richtigen Wegweiser zum Kunststudium geboten und vieles überflüssige Kunstgerede wenigstens bei denen verhindert haben würde, welche überhaupt historischer Belehrung zugänglich sind. Diese Materialien bilden förmliche Kunstregesten und ihre An-

[1] Vergl. Bd. 2, 83—85.

fertigung hatte wenigstens für Böhmer selbst, wie er sagte, ‚eine praktische Bedeutung', indem er dadurch später, als seine Studien sich der politischen Geschichte zuwendeten, sich leichter die Aufgabe der Kaiserregesten klar machen konnte und für eine solche Beschäftigung eine gewisse Uebung mitbrachte.

Auch von einer Abhandlung über die niederrheinische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, worin er im Anschluß an eine Aeußerung Göthe's insbesondere das Cölner Dombild als eines der größten Meisterwerke verherrlichen wollte, mit welchem in Beziehung auf jungfräuliche Grazie, Fülle und Schönheit des ideellen Gehaltes nur wenige Kunstschöpfungen wetteifern könnten, kam ‚dem Publikum nur eine kleine Frucht zu Gute'. Diese Frucht war ein, erst zwei Jahre später (1823) im Kunstblatt veröffentlichter Aufsatz, welcher das bisher allgemein, auch von Göthe und Sulpiz Boisserée irrthümlich dem Meister Wilhelm zugeschriebene Dombild zuerst dem rechten Meister, nämlich Stephan (Lochner), vindicirte [1].

Im Jahre 1822 war Böhmer zum Mitadministrator des Städel'schen Kunst-Institutes in Frankfurt ernannt worden, und seitdem war es sein ernstliches Bemühen, ‚die Gallerie zu einer wirklichen ächten Kunstsammlung' und im Gegensatz zu den modernen Akademien „zu einer das religiöse und nationale Leben befruchtenden Kunstschule heranszubilden'. Zu letzterem Zwecke sollte aus allen Fächern der bildenden Kunst ‚wenigstens Ein ganz vortrefflicher Mann' an die Anstalt berufen werden, und so betrieb er z. B. lange Zeit, freilich ohne Erfolg, die Anstellung Overbeck's, den er

[1] Kunstblatt, Jahrgang 1823, Nro. 8. Vergl. Passavant's Kunstreise durch England u. s. w. S. 412. Boisserée gab aber seine irrige Annahme noch im Jahre 1824 nicht auf, wie aus seinen Briefen an Göthe in: Sulpiz Boisserée 2, 370, 374 hervorgeht.

‚bei Weitem für den größten lebenden Künstler hielt‘, und die Anstellung des Architekten Heinrich Hübsch, die ihm im Jahre 1824 wirklich gelang. ‚Gott weiß‘, schreibt er, ‚daß ich nur das Beste will und zwar nicht so, wie ich es verstehe, sondern wie es Bessere verstehen; solche kennen gelernt zu haben und mit ihnen freundschaftlich verbunden zu sein, achte ich auch als Administrator für ein großes Glück‘ [1]. Fast gleichzeitig mit Hübsch war J. D. Passavant aus Rom nach Frankfurt gekommen, und nun begann, sagt Böhmer, unter den Frankfurter Kunstfreunden ‚neues Leben; in Passavant und Hübsch blühten neue Hoffnungen auf, und letzteren begrüßten wir alle als einen Regenerator der deutschen Baukunst‘. Böhmer widmete dem ‚Freund-Baumeister‘ das Gedicht:

‚Als Orpheus sang, bewegten sich die Felsen,
Sie folgten des Gesanges hellen Spuren;
Zu Klangfiguren, zu Architekturen
Sah man sie sich aufrichten und sich wälzen.

Und was sich so aus Tonesspiel erbauet,
Aus Klängen so zusammen ist gefroren,
Der Eispalast mit Wänden und mit Thoren
Hat Menschen dann auch wieder auferbauet.

Doch stehen beide jetzt nicht mehr recht pari,
Der Dreiklang ist harmonisch so wie immer,
Doch mit der Steintonkunst, da steht es schlimmer,
Ich seh' nichts als gefrornen Charivari.

Ich höre nichts als lauter Dissonanzen,
Nicht läd't mich ein dieß toll verwirrt Getöse
Von Ausladungen über Lebensgröße,
Und Säulen, die wie Trunkne sinnlos tanzen.

Was soll ich mit Gesimsen, wo kein Rand ist?
Mit Treppen, die mich nicht zur Höhe führen?
Mit blinden Fenstern und mit halben Thüren?
Der Bohlendecke, die nicht von Bestand ist?

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 115.

O daß ein neuer Orpheus zu uns komme
Mit Fidelbogen und Gewölbesbogen,
Mit rechtem Licht' von Oben komm' gezogen,
Und geige, baue — daß es wirklich fromme!"

Durch Hübsch wurde Böhmer ,für den Rundbogenstyl gewonnen'. ,Der Spitzbogenstyl', sagt er, ,hat mehr einen lyrischen Charakter; schlank und heiter erheben sich seine Spitzsäulen in die Lüfte; im Rundbogenstyl aber drückt sich die feste Sicherheit und die ruhende Majestät aus. Gleichwie in der Geschichte der Rundbogenstyl auf die antike Bauart folgte, so steht er uns auch jetzt näher, als der Spitzbogenstyl, nachdem wir seit 300 Jahren eine Art von antiker Periode gehabt haben. Auch vereinigen sich seine festen Wände besser mit dem Bedürfniß der Privatwohnungen, als jenes durchbrochene künstliche Wesen. So bin ich also nun ein minderer Gegner gegen die Wiedereinführung des Rundbogenstyls, als ich war, und meine Ansicht nähert sich der, welche Hübsch und Cornelius hegen. Dabei bleibt mir der Spitzbogen in Ehren, ja, ich träume sogar, daß er einst noch einmal aus dem Rundbogenstyl neu entstehen könnte'[1].

Die von Böhmer beabsichtigte ,Herausbildung des Institutes zu einer wirklichen ächten Kunstsammlung' sollte vorzüglich durch den Erwerb der Boisserée'schen Kunstschätze erreicht werden, und er erklärte sich hierfür zu bedeutenden Geldopfern bereit. Wie ihm selbst vor diesen Schätzen plötzlich ein Licht über das wahre Kunstschöne aufgegangen war, und wie er persönlich den beiden Boisserées ,seit dem Sommer 1818 und später so tief bewegende Anregung schuldete', so wollte er ,solche Wirkung unter den Mitbürgern verallgemeinern'. ,Welch' ein Glück', sagt er im Juli 1824, ,wenn es uns, wofür wir uns bemühen, gelingen sollte, diese

[1] Bd. 2, 114.

trefflichen Männer nebst ihrer Sammlung nach Frankfurt zu ziehen. Ein neuer Stern würde für meine Vaterstadt aufgehen.' Er erbot sich, ‚sofort dreitausend Gulden, und weitere sechstausend in dreijährlichen Raten zu zahlen', aber er fand bei seinem großmüthigen Anerbieten keine Nachahmer, und so wanderten die Kunstschätze nach München. ‚Die Boisserée'schen Bilder', schrieb Böhmer, ‚gehen nach Bayern. In Gottes Namen! Mögen sie dort das Gute wirken, was ich von ihnen für Frankfurt erhoffte. Hab' ich doch das Bewußtsein, Alles, was in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um diese edelsten Kleinodien meiner Vaterstadt zuzuwenden und durch sie hier, wo mir die Gegenwart so wenig gefällt, ein gutes Samenkorn für die Zukunft auszustreuen, und ein solches Bewußtsein ist schon Lohns in Fülle.'

Aber das Scheitern seiner auf das Städel'sche Institut gegründeten Hoffnungen, insbesondere auch die Verpfuschung des für dasselbe in modernem Geschmacke errichteten Gebäudes erfüllte ihn mit Mißmuth. ‚Ach meine arme Zeit', klagte er im Jahre 1828, ‚die ich dem Institute seit Jahren opfere, wie werde ich sie mein Leben lang bereuen! Guten Willen spreche ich meinen Collegen nicht ab, aber ich finde bei den meisten derselben weder Sinn, noch innere Leitung für die großen Aufgaben der Kunst.' ‚Guter Wille ist noch keine Zucht. Und nur diese, nur die Demuth vor der Pflicht, nur das Gefühl der Kleinheit vor dem hohen Beruf kann zur Erreichung besserer Zwecke führen. Da ließe sich lange fortschreiben und am Ende läßt's sich doch besser wissen, und, so Gott hilft, thun, als sagen'. ‚Auch', fährt er fort, ‚sollten wir nicht bloß trauern, wenn wir sehen, daß Menschen, denen wir was Besseres zutrauten, nur so Geringes und Verkehrtes leisten: wir sollten uns auch freuen, der Ehre los zu sein, die wir ihnen irrig gegeben, da sie doch nur Einem gebührt.' Er trat aus der Administration des

Institutes aus, und seitdem endete auch sein eifriger Antheil am Kunstfach.

‚Dem Kunstfach', so hatte er schon im November 1827 an Amsler geschrieben, ‚will ich mich allmählich entziehen und als Richtschnur den Satz festhalten: vero impendere vitam, ich will dem Studium der Geschichte, d. h. des Wahren mich widmen, aber der Liebe zur Kunst entziehe ich mich niemals, denn das Wahre erachte ich auch in der Kunst als das Höchste. Vom ästhetischen Dusel, lieber Amsler, bin ich, wenn ich überhaupt je darin gesteckt haben sollte, längst befreit worden, und nimm es mir nicht übel, ich kann an dem modernen Kunstwesen keinen Gefallen mehr finden und prophezeie Dir, es wird theils in Weichlichkeit ausarten, theils zu einem Gegenstand bloß grübelnder Kritik herabsinken. Ich danke schön. Verstehst Du mich: Das Wahre ist das Höchste in der Kunst; wir wollen darüber mündlich mehr sprechen.' Und in gleichem Sinn sagt er in einem Briefe an Carl Mosler: ‚Ich möchte fast behaupten, daß Wahrheit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit allein das Schöne sind, und jedes Schönheitsgefühl nur ein dunkles Bewußtsein von jenem?'

Und der wahren Kunst blieb er, wenn er auch seine Bemühungen dem Kunstfache entzog, für sein ganzes Leben treu, insbesondere der höchsten Kunstgattung, der monumentalen, und es gehörte zu seinen ‚schmerzlichsten Empfindungen, daß dafür — so klagte er im Jahre 1840 — so wenig Sinn und Empfänglichkeit vorhanden, daß man auch die herrlichsten Bauwerke entweder durch sog. Wiederherstellen ruinirt, oder sie, wie z. B. jetzt unsere Frankfurter Hospitalhalle erbarmungslos und zwecklos zerstört.' ‚Ich habe in Speier', schrieb er einmal, ‚mehrmals das Wort: ‚Wiederherstellen' aussprechen hören. Ach, dieses Wiederherstellen hat schon ebenso viele Kunstwerke gekostet, als die Bar-

barei' [1]. Uebrigens überraschte es ihn, erzählt August Reichensperger [2] aus seinem Verkehre mit Böhmer, bei dem herrschenden Zeitgeiste keineswegs, wenn moderne Baukünstler, welche vielleicht nicht würdig wären, den alten, gewaltigen Dombaumeistern auch nur die Schuhriemen zu lösen, mit deren Werken umsprangen, als ob es alte Bretterbuden seien, sobald ihr eigener Geschmack oder irgend eine sogenannte Zweckmäßigkeits-Rücksicht ihnen solches räthlich erscheinen ließ. Für die Erhaltung der erwähnten Frankfurter Hospitalhalle, eines schönen und bedeutungsvollen Bauwerkes, legte er in einer besondern Schrift [3] sein Votum ab, aber seine ,Stimme war wie die eines Rufenden in der Wüste', die Hospitalhalle wurde für 1200 oder 1500 Gulden auf den Abbruch verkauft. ,Wie wird', schrieb Böhmer, ,die Zukunft über solchen Vandalismus urtheilen.' ,Wem auch jede artistische Einsicht so weit mangelt, daß er nicht zu fassen vermag, wie die Hospitalhalle nächst den drei alten Kirchen und dem Römer eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der Stadt ist, von dem kann wenigstens verlangt werden, daß er fühle, was es heißt, seine Vaterstadt aller Denkmäler zu berauben, an welche sich ihre ruhmwürdige Geschichte knüpft. Wenn die Thatsache, daß Frankfurt bereits zu einer Zeit eine mächtige, kunstreiche und welthistorische Stadt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gewesen, als so manche elegante Residenz der Gegenwart noch keinen Namen trug — wenn diese Thatsache und alles sich hieran knüpfende gerechte Selbstgefühl nur noch aus schriftlichen Urkunden zu entnehmen sein wird, dann wird auch ihre wahre Bedeutung erloschen sein. Nur die Werke der Kunst und vor allem die jener wahrhaft histori-

---

[1] Bd. 3, 98.

[2] Organ für Christl. Kunst, Jahrgang 1868, S. 147.

[3] Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften 3, 441—452.

schen Kunst, welche den Ruhm ihrer Zeit in Stein schreibt, vermag zu dem Gesammtgefühl der Volksmasse zu sprechen und jenen edlen Gemeinsinn lebendig zu erhalten, der eben in dem Bewußtsein einer langen Gemeinschaft in Freud und Leid seine Hauptquelle hat. Modern geschaffene, elegant gezierte oder auch große, kasernenartig hingestreckte Häuser haben Darmstadt, Carlsruhe, Mannheim und andere Städte der neueren Zeit in voller Zahl. Was ihnen fehlt, was jeder mit tieferm Sinn Begabte unter ihren Bewohnern schmerzlich vermißt, das ist eben der Gegensatz zu jener nüchternen ideenlosen Alltäglichkeit der baulichen Umgebung, der nur in den bewunderungswürdigen, kunstdurchdrungenen, geschichtlich verherrlichten Bauwerken einer reichen Vergangenheit gefunden wird. Aber so ist der moderne Radicalismus. Sein Streben geht dahin, nicht bloß alle ehrwürdigen Institutionen umzustürzen, sondern auch, soweit er vermag, die Denkmäler, jene stummen, aber dennoch mächtig redenden Zeugen einer edlern Zeit zu zertrümmern' [1].

II. Deutsche und auswärtige Literatur.

Seitdem Böhmer im Jahre 1822 Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstitutes und Vorsteher mehrerer städtischen Bibliotheken geworden, trat er in einen Kreis geistig bedeutender Männer ein, die ihm nach seinem eigenen Geständniß ‚Muster und Bildner für's Leben wurden', die ihm ‚Leitung gaben und eine Förderung angedeihen ließen, wie sie nur wenigen strebsamen Jüngern der Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße zu Theil werden mag'.

Zu diesen gehörte zunächst der Rath Joh. Friedr. Heinr. Schlosser, ein Neffe jenes Joh. Georg Schlosser, der Göthe's Schwester heirathete. Er war zur Zeit des Wiener Con-

[1] Bd. 1, 217—218.

gresses mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übergetreten und wurde als eine der lautersten, edelsten Persönlichkeiten auch von denen verehrt, die weder seine strengkatholischen, noch seine politischen ‚im alten Reich, im alten Recht und in der alten Freiheit wurzelnden Ueberzeugungen' theilten. Seine tiefinnige, ächtchristliche Religiosität, die stets dem Geiste milder Duldung und wohlwollender Liebe gegen alle Andersgläubigen huldigte und die er durch Wohlthun in weitem Umfange praktisch zur Geltung brachte, bewahrte ihm eine Kindlichkeit des Gemüthes und eine beim reichsten Wissen und Verdienst so aufrichtige Bescheidenheit, daß er ‚ungesucht und unwillkürlich Alle fesselte, die er, stets freundlich und gütig, in seine Umgebung zog'. Mit seinen streng wissenschaftlichen Beschäftigungen hielt eine mehr künstlerische Thätigkeit gleichen Schritt, und während er alle Wissenschaften und Künste im Dienste und zur Verherrlichung der Kirche verwendet wissen wollte und in diesem Geiste sie pflegte und förderte, versenkte sich sein tiefes Gemüth vorzüglich in den reichen Schatz der altkirchlichen Poesie, und es war ihm schon seit seiner Jugend eine heilige Herzensangelegenheit, die aus der Kirche und für die Kirche durch alle Jahrhunderte forttönenden heiligen Stimmen glühender Andacht und religiöser Begeisterung durch Uebertragungen in edler, würdiger Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Und diesem Unternehmen widmete er seine besten Stunden in stiller Einsamkeit. ‚Wenn ich in dieselbe eingehe', sagte er, ‚fällt aller Anflug der Welt von meiner Seele, die Lieder einer andern Welt begrüßen mich, mein Herz hebt sich empor, wie die Blumenkrone in dem Thau der Nacht, alle Kräfte werden erfrischt in der befruchtenden Stille.' Was ihm aber persönlich geworden, wurde stets ein Gemeingut der Freunde, und Böhmer insbesondere rühmte es, daß er ihn mit Liebe für die alten Hymnen, für die

tiefsinnigen Mystiker, für die großen italienischen und spanischen Dichter und für die altdeutsche Legendenpoesie zu erfüllen gewußt habe.

Dem trefflichen Manne zur Seite stand in gleicher Gesinnung, stützend und fördernd, seine Gattin, geb. Sophie du Fay, ‚die gestrenge Frau Rath‘, wie sie schon als jüngere Frau ‚ob ihrer ernsten Würde, Willensstärke und ihres fast männlichen Studieneifers‘ bei den Freunden hieß. In ihrem Wesen verbanden sich Eigenschaften, die sich zu widersprechen schienen: neben einem ruhig klaren Blick und einer scharfen, oft kühlen Kritik, besaß sie die volle Wärme und die schlichte Einfachheit eines ächten Frauen-Gemüthes, und aus letzteren Eigenschaften erklärt sich die innige Freundschaft, welche zwischen ihr und der Frau Geheimrath Willemer, geb. Marianne Jung für's Leben geschlossen ward. Frau Willemer, jene gleichzeitig von Göthe und Clemens Brentano gefeierte ‚allerliebste kleine Müllerin auf der Gerbermühle bei Frankfurt‘ (wo sie mit ihrer Familie wohnte), ergänzte in ihrem Wesen die ‚gestrenge Frau Rath‘. Sie war, nach Göthe's Worten, das vollendete Bild weiblicher Anmuth, eine ‚tief poetische Seele‘, die auf den Flügeln der Grazie ‚leicht schwebend durch's Leben‘ ‚Freude verbreitete und fröhliche Gesichter machte, wenn sie nur erschien‘. Böhmer sprach noch im Alter gern von den heiteren Scherzen der ‚Marianne-Biondetta‘ [1], ihrem liebenden Verständniß und Ertragen fremder Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten, und besonders von dem tiefen Eindruck, den die seelenvollen Lieder, welche sie oft in kleinem geselligen Kreise vortrug, auf ihn gemacht hatten.

Frau Willemer's Stiefschwiegersohn war der Senator Thomas, bei welchem Böhmer durch Schlosser mit den Worten eingeführt wurde: ‚Hier bringe ich Ihnen Ihren zukünftigen

---

[1] Vgl. Näheres Bd. 1; 94, 107, 109.

liebsten Freund.' Diese Voraussage bewährte sich als richtig. Die Freundschaft zwischen Böhmer und Thomas wuchs mit den Jahren und wurde so innig, daß ersterer in seinem Freunde, mit dem er in Gesinnung und Urtheil ganz übereinstimmte und jeden Schmerz und jede Freude theilte, gleichsam Ersatz für alles Andere fand, was ihm unter den Menschen fehlte. ‚Thomas', sagt er, ‚war in einer neugewordenen Zeit, deren Vorzüge er mit reicher Empfänglichkeit auffaßte, deren schlimme Seite er in ihrer ganzen Tiefe erkannte, aus Ueberzeugung des Verstandes, mit Wärme des Herzens, mit Thatkraft im Handeln der Art und dem Glauben der Väter treu geblieben. Von lutherischen Eltern geboren, hielt er fest an der ungeänderten Augsburgischen Confession, gönnte aber den andern Kirchen ihr ganzes Recht und hatte solchergestalt namentlich auch mit der katholischen Kirche einen vollen Frieden ... Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung, mit Charakterfestigkeit, wo es galt das Recht, in dem er nach germanischer Weise zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterland, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grunde ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums' [1]. Thomas nährte in Böhmers Seele die diesem ‚anerzogene und gleichsam schon angeborene Liebe' für die alte Reichsstadt, deren Panier er als einer der letzten Magistrate mit Ehren jeder Art aufrecht erhielt, und Böhmer fand gleiche Nahrung bei dem Schöffen Fichard, dem größten Kenner der Geschichte Frankfurts, den er in seinen späteren Arbeiten für dieselbe als seinen Meister feiert. Fichards im Jahre 1819 erschienene ‚Entstehung der Reichsstadt Frankfurt', ein Denkmal seines bewunderungswerthen Fleißes, gründlicher Kennt-

[1] Vergl. Bd. 3, 469—477 und Bd. 2, 267, 269, 274 u. s. w.

niß und wahrhaft historischen Scharfsinns, sollte eigentlich nur eine Vorarbeit für eine vollständige Geschichte der Stadt bilden, die aber der treue Forscher in Folge eines gänzlichen Verlustes seines Augenlichtes nicht vollenden konnte. Aber auch während seiner Erblindung blieb sein Eifer und seine Liebe zu den Studien ungeschwächt, und allwöchentlich kam Böhmer mit Thomas, Schlosser und dem bekannten Niclas Vogt, diesem ‚ehrlichen Verfechter des alten Rechtes und eifrigen Beförderer der rheinischen Geschichte', und andern Freunden zur Besprechung ihrer Arbeiten, zur Mittheilung gewonnener Resultate, zum Austausch der Ideen bei Fichard zusammen, und alle bewunderten den Wissensreichthum des Mannes und ‚erbauten sich', sagt Böhmer, ‚an dessen Geistesfrische, trotz aller Körperleiden kräftigem Muth und patriotischer Gesinnung, die gleichmäßig dem allgemeinen Vaterlande und der Pflege angestammter Stammesbesonderheit galt'. Die ‚Nothwendigkeit dieser doppelten Pflege zur Förderung der Nationaleinheit und zur Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der Theile' war gleichsam ‚ein Glaubensgrundsatz der Freunde', die zugleich auch darin übereinstimmten, daß überhaupt vaterländisches Wesen als das edelste Erbgut allem fremden, daß einheimische Wissenschaft und Kunst als die heilsamste und fruchtbringendste aller ausländischen vorzuziehen sei. Eine hervorragende Stelle unter den Freunden nahm bald auch der Historiker Joseph Aschbach ein, der seit 1823 an der hiesigen Selektenschule eine Professur der Geschichte und der alten Sprachen bekleidete und ‚wegen seines treuen Charakters, gründlichsten Wissens und seltener Pflichtliebe von Allen ungemein geschätzt ward'.

Auch das Thomas'sche Haus stand den Freunden an einem bestimmten Abend der Woche gastfrei offen, und ‚jeder Abend', schrieb Böhmer, ‚war bei Thomas reich und gehaltvoll. Wir lasen gemeinsam alte und neue Werke über

die Kunst, besahen Kupferwerke und Jeder gab sein Urtheil ab; wir trugen kleinere Aufsätze vor, verhandelten über die Gründung eines Kunstvereins u. s. w. und beriethen reiflich, in welcher Weise und mit welchen Mitteln die Kunst und der Kunstsinn in der Kaufmannstadt zu befördern sei'. Außer den Einheimischen empfing Thomas im Lauf des Jahres auch eine große Anzahl durch persönlichen Charakter, durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichneter Fremden, die sich bei ihm oft zur unerwartetsten und erwünschtesten Begrüßung zusammenfanden. Bei reicher Bildung, die jedes Verdienst zu würdigen verstand, und bei feiner, auf wahres Wohlwollen gegründeten Sitte wurde ein ächt deutschbürgerlicher Charakter des Zusammenseins behauptet, der in diesem edlen und wohl weithin einzigen Kreise allen Theilnehmern unvergeßliche Stunden schuf. ‚Wären die Vielen zu nennen', sagt Böhmer, ‚welche bei Thomas eintraten, Deutschland würde darunter von seinen edelsten Namen finden', und wir erwähnen unter ihnen nur die beiden Grimm, die beiden Boisserée, Savigny, Görres, Clemens Brentano und Achim von Arnim, mit denen Böhmer bei Thomas entweder freundschaftliche Verbindungen anknüpfte, oder alte Freundschaft erneuerte. Auf mehrere derselben, besonders auf Brentano, kommen wir noch später zurück.

‚Wie erweitert sich doch', schrieb Böhmer im September 1822, ‚durch innern lebendigen Verkehr mit Andern der Gesichts- und Studienkreis des Menschen! Während Thomas meine Kunstinteressen nach der christlichen Richtung hin vertieft und mit Fichard mich zur Geschichte hinzieht, werde ich durch Schlosser in die Herrlichkeiten Dante's und Calderon's eingeführt, und die Hymnen und Heiligenlegenden des Mittelalters gehören jetzt zu meinen liebsten Beschäftigungen. Welch' eine Poesie bergen diese fast unbekannten Schätze.' ‚Ueberhaupt, welch' eine Poesie besaßen wir im Mittelalter!'

Seit Jahren schon hatte sich Böhmer in die deutschen Dichter des Mittelalters vertieft und seit 1822 ein ,ernstliches Studium der alten Sprache und der deutschen Alterthümer' begonnen, und wenn auch diese seine germanistischen Forschungen, die er länger als ein Jahrzehnt betrieb, für ihn selbst zu keinen wesentlichen schriftstellerischen Resultaten führten, so kamen sie doch der Wissenschaft in reichlichem Maße zu Gute durch die vielfache Unterstützung, welche er andern Forschern auf diesem Gebiete zu Theil werden ließ, wie sich dieß aus vielen vorliegenden Dankschreiben von Männern wie Jacob Grimm, von der Hagen, Uhland, Haupt, Göttling, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. ergibt.

Mehrmals spricht er die Ansicht aus, daß ,bei uns die Dichtkunst die Mutter aller andern, namentlich der Malerei war'. ,Wir haben', bemerkt er z. B., ,zwei längere Gedichte, welche das Leben der Maria schildern: kürzlich las ich den Auszug des einen; da ist es mir denn gewesen, als wäre der größte Theil der Bilder mit der Maria, welche ich gesehen habe, nur die Bilder zu diesem Gedicht. In der That, ich bin ganz überzeugt, daß die alten Maler die Dichter, welche schon im zwölften Jahrhundert das Außerordentlichste leisteten, vor Augen hatten' [1].

Wenn er sich früher die Minnelieder wohl poetisch vorgestellt hatte, aber nur kindlich und kindisch, so wurde er bei genaueren Studien zu seiner Freude überrascht, daß ,darin eine Höhe, eine Tiefe, eine Kenntniß der erscheinenden Welt nach allen Seiten hin' sich offenbare, die er nicht genug bewundern konnte, und er stand seitdem keinen Augenblick an, das dreizehnte Jahrhundert, worin der Kölner Dom gebaut, das Nibelungenlied und die Minnelieder gesungen

[1] Bd. 2, 108.

worden, für das größte der deutschen Geschichte zu erklären [1]. Besonders wurde der reiche Gottfried von Straßburg sein Liebling, aber er fand doch, daß ‚es nichts Deutscheres gebe, als Hartmann's Armer Heinrich, und daß nichts dem Herzen so sanfte thue, als dessen Milde und Kraft so wunderbar verschlungen'. ‚Wo entstand', fragte er, ‚je ein Gedicht von trefflicherem Entwurf, als der hl. Anno des elften Jahrhunderts? Was vergleicht sich Maria's Leben Wernher's an Hoheit (12. Jahrhundert), was an lieblicherem Detail dem Marienleben aus dem dreizehnten? Was an Buntheit der Farben Conrad's Goldener Schmiede? Welches geistliche Lied übertrifft an Tiefe das des Gottfried von Straßburg?' Das Annolied rechnete er ‚zu dem Allerherrlichsten, was es gibt', und liebte es, darauf hinzuweisen: ‚Wie stark ist das in diesem Liede waltende Nationalgefühl, wie stark das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. Ich bin immer tief ergriffen von den Worten, mit welchen dort die Folgen der deutschen Zwietracht geschildert werden' [2].

Als Resultat seiner Studien der deutschen Literatur des Mittelalters bezeichnete er in einem Briefe an Schulz: „Ich sehe auch hierin, wie in den bildenden Künsten, daß die eigentliche Blüthe unseres Volkes im früheren Mittelalter war; ich lerne diese Blüthe näher kennen; ich erhalte die Ueberzeugung, daß die meisten der neueren Produktionen der Dichter sich zu den alten verhalten, wie künstliche Blumen zu natürlichen; daß z. B. Göthe nur ein edlerer Mewlana Dschami ist, und daß es nichts Kindischeres und Unverständigeres gibt, als ihn den größten deutschen Dichter zu heißen, ihn, der vielmehr der Nachahmer der mannigfaltigsten europäischen Dichter ist. Dir kann das nur so lange hart

[1] Vergl. Bd. 2, 79.

[2] Vergl. Bd. 1, 90, 452 und Bd. 2, 100.

erscheinen, als Du unsere großen deutschen Alten nicht kennst. So sind mir unsere alten Dichter und Künstler mit ihren Werken die sprechendsten Beilagen zu unseren vorangegangenen großen Geschichten, über denen ich den Jammer der jetzigen Zeit der Kleinlichkeit und des Egoismus vergesse'. Einer Freundin, die ihm wegen seiner Geringschätzung Göthe's grollte, bemerkte er: ‚Wegen Göthe möchte ich gern mit Ihnen sprechen und habe dann wohl einige Hoffnung, daß wir uns vereinigen würden. Von der deutschen Seite ist er doch nicht allein angegriffen worden, sondern zuerst von einer anderen durch unseren Herrn von Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern. Auch Pustkuchen ist durchaus nicht nach meinem Sinn und er unterläßt eine Hauptsache ganz, nämlich ihm unsere alte deutsche Literatur des 11. bis 14. Jahrhunderts entgegen zu stellen. Dort nur sind blinkendere Sterne, nicht unter Göthe's Zeitgenossen. Ich würde vor allen Dingen bei ihm Eigenthümliches und Fremdes sondern, z. B. die ihm gar nicht gehörenden Volkslieder in seinen Gedichten, dann vergleichen zwischen ihm und seinen Quellen, wo er bearbeitet hat, z. B. bei Götz und dem Reinecke; dann würde ich in seinen Romanen den Roman besonders betrachten und besonders das Uebrige 2c. Endlich würde ich den Punkt der Deutschheit im Gegensatz der Europäischheit auch auffassen. Unser Volk hat nichts Gemeinschaftliches mehr, als Sprache und Literatur, wer darf uns verargen, wenn wir hier strenge sind?' Die **Art** aber, wie man Göthe damals angriff, die ‚Kränkung des ehrwürdigen Greises' that Böhmer, dem Ehrerbietung gegen das Alter und Dankbarkeit als ächt deutsche Tugenden galten, besonders wehe, und er fragte sich mit Recht, ob denn die Gegner ohne Göthe auch nur im Besitze der Waffen sein würden, womit sie ihn angriffen [1].

---

[1] Bd. 2, 100, 117.

Ueberhaupt hinderte ihn seine Vorliebe für die mittelalterlichen Dichtungen nicht, sich auch in die neuere Poesie zu vertiefen, und er erkannte z. B. gleich anfangs mit sicherem Urtheil die reiche Quelle, welche der damals ‚neu aufgehende Orient‘ für die Literatur sein würde [1]. Wie richtig ist z. B. auch, was er (am 22. Jan. 1822) über Uhland sagt: „Im Dramatischen steht er weit unter Schiller, in der Ballade und dem Liede aber auch eben so hoch über ihm und keineswegs kränkelnd‘ [2]. ‚Clemens Brentano‘, schrieb er später einmal, ‚sagte von ihm: Uhland hat sich eine Saite von Göthe's Leyer genau bemerkt und angeeignet; darauf spielt er nun Concerte, wie Paganini auf der G-Saite, aber das ist auch Alles. Bleibendes Ansehen werden seinem Namen nicht die dramatischen Arbeiten sichern, schwerlich auch die literarischen, aber einige Romanzen und Lieder, deren er, wie Jedermann weiß, treffliche, ja vollendete gemacht hat‘ [3]. Sein Ausspruch über Schiller: ‚Wenn ich von Schillers individuellen Verdiensten absehe, so ist es doch wahr, daß er unserer Literatur unendlichen Schaden zugefügt hat‘ [4], wird von Carl Zell als ein würdiger Gegenstand für eine besondere Abhandlung empfohlen [5].

Von besonderem Interesse für Böhmers Literaturstudien ist ein Brief [6] an Frau Hofrath Sartorius in Göttingen vom Jahre 1823, worin er auch sehr beachtenswerthe Winke gibt, was zum Studium und zum rechten Verständniß der mittelalterlichen Dichter nothwendig sei. ‚Jene‘, schreibt er, ‚welche den großen Lärm über unsere alte Literatur angefangen haben, waren doch meist hierin wie in vielem Anderen,

---

[1] Bd. 2, 94. [2] Bd. 2, 99.
[3] Bd. 3, 408. [4] Bd. 2, 41.
[5] Katholik, Jahrgang 1868, S. 184.
[6] Bd. 2, 117—121.

statt alte Deutsche, wie sie sich nennen ließen, gerade die Allerneuesten, und wer ihnen folgend sich jener Literatur näherte, konnte, wie die Sache damals angesehen wurde, besonders auch, da der Irrthum über die Partei nicht lange fortdauern konnte, leicht, wenn er dieser ihr Recht erwies, ihrem angeblichen Schützling der deutschen Literatur ein Unrecht erweisen.'

‚Noch andere Umstände konnten nachtheilig wirken. Man empfahl vor allen Dingen die Nibelungen. Nun aber ist meines Erachtens für uns nichts schwerer faßlich, als gerade der epische Styl, denn weil das Epos am frühesten entsteht, so ist es uns auch am entferntesten, und überhaupt ist für uns allzu Cultivirte nichts schwerer zu begreifen, als die Einfalt, die den wesentlichen Charakter jener Dichtart bildet. Dieser Behauptung scheint zwar die Achtung entgegen zu stehen, in welcher jederzeit Homer stand; mir aber scheint der Beifall, welchen Vossen's steife Uebersetzung gefunden hat, hinreichend zu beweisen, daß derselbe mehr auf Ueberlieferung, als auf wirklichem Verständniß beruhte. Eine allgemeine Unterstützung meiner Meinung aber finde ich darin, daß alle Versuche vorgeschrittener Nationen, epische Gedichte zu machen, mißlungen sind; das gilt vom Virgil bis zum neuesten und mir nächsten Epiker, dem Rector Braun in Mainz. Wie wenig aber insbesondere die Nibelungen begriffen wurden, zeigt das Streben, hinter ihrer äußern Unbefangenheit politische Beziehungen z. B. der Welfen und Gibellinen zu finden. Sie haben nun gar noch die Nibelungen in einer Uebertragung gelesen und sind also mit Ihrem Eintritt in die deutsche Literatur doppelt unglücklich gewesen. Denn es ist wirklich wunderbar, wie viel bei solchen Uebersetzungen verloren geht. Ob ich den Calderon im Original oder bei Gries lese, ist mir fast einerlei, auch den Shakspeare geben mehrere Uebersetzungen in der

Hauptsache wieder. Den Dante erkenne ich in den von A. W. Schlegel übertragenen Stücken; altdeutsch aber in neudeutsch übersetzt, ist mir ganz unerträglich. Wo dort Kraft ist, da ist hier Seichtheit; wo dort Wohlklang ist, da ist hier Rauhheit; kurz, es geht ganz und gar nicht. Mit Sicherheit darf also hier auf eine überaus enge Verwachsung von Sinn und Wort, von Gehalt und Gestalt bei jenen alten Poesieen zurückgeschlossen werden, und dieß ja gerade ist es, worin die vollkommene Meisterschaft in der Kunst sich zeigt'.

‚Ich habe das Vorstehende geschrieben, theils damit Sie aus dem, was Sie kennen, vom richtigen Standpunkte auf das Ganze zurückschließen mögen, theils um Ihnen zu zeigen, wie wichtig es ist, unsere alten Denkmäler in ihrer Urgestalt zu kennen. Das letztere erfordert nun allerdings einiges Sprachstudium, welches nicht ohne Schwierigkeit ist und am ungernsten an die eigene Muttersprache gewendet wird. Doch weiß ich, daß, wer empfänglichen Sinnes ist und das Herrlichste nur einmal geschmeckt hat, sich leicht dazu entschließt, wenn anders die Umstände es ihm verstatten. Noch mehr aber als das Lesen ist zu dem Verständniß jener Dichter nöthig, daß unser Sinn die neue allgemeine europäische, modern-antike Denkungsweise in etwas verlasse und deutsch und christlich werde. Ich gestehe, daß ich mir diese Denkungsweise, soweit ich sie besitze, nicht zuerst aus den Dichterwerken erworben habe, sondern daß mir vor der Boisserée'schen Gemäldesammlung darüber plötzlich ein Licht aufging. Da sah ich mit einem Male, wie schnöde verkannt unser Größtes ist, und daß z. B. statt der vorgeworfenen Steifheit, Lieblichkeit und Grazie gerade eminente Eigenschaften unserer Alten sind. Dieß fand ich hernach in allem bestätigt, und in den bildenden Künsten, in der Geschichtsschreibung, der Poesie, der Verfassung sehe ich überall

den Gegensatz von Christlichem und Heidnischem. Nicht aber das letztere ziehe ich vor, wie unsere Gebildeten à l'ordre du jour'.

In all' diesen Anschauungen wurde Böhmer bestärkt durch den Dichter Clemens Brentano, den er im Thomas'schen Hause kennen lernte und von dem er ‚eine neue geistige Taufe, die mächtigste Einwirkung empfing', die er ‚je von einem Menschen empfangen'.

‚Brentano kommt nach siebenzehnjähriger Abwesenheit', so kündigte Frau Willemer eines Abends im Juli 1823 bei Thomas an, ‚wieder einmal nach Frankfurt', und ‚dann wird', sagte sie zu Böhmer gewendet, ‚ein ganz neues Leben in unserm Kreise beginnen, es werden geistige Funken sprühen und Witze regnen, und Sie werden einen Mann kennen lernen, der nicht von sich sagen kann, ich besitze Phantasie, sondern die Phantasie besitzt mich'. Brentano war bekanntlich, sagt Lindemann, unerschöpflich an Phantasie, wie an Witz, aber wenn der Pegasus der Phantasie ihn auch nicht abwarf, so verstand er doch auch nicht denselben zu zügeln, und über die Gabe des Witzes schien er so wenig Gebieter zu sein, daß er nie unterlassen konnte, mit sarkastischen Einfällen die besten Freunde zu plagen. Darum wurde er von allen denen verkannt und gemieden, denen es nicht gegeben war, hinter der Maske der Ironie und Spötterei das kindlich edle Gemüth zu erschauen. Auch die erste Begegnung mit Böhmer war eigenthümlich genug. Als Thomas diesen mit den Worten vorstellte: ‚Dr. Böhmer, ein großer Freund von Kunst und Poesie, der sich auf Ihre Bekanntschaft freut', äußerte Brentano, indem er ihn scharf ansah und musterte: ‚Auf meine Bekanntschaft? Wenn daraus Etwas wird, so wird er noch Vieles zu leiden haben. Ein Freund von Kunst? O weh, alle neuere Kunst ist Peripherie ohne Centrum, sie ist ohne Race, sie hat das Wort verloren und ist

daher kräftig in's Fleisch geschossen, sie ist eine bloße Randverzierung und in der Mitte ist carta bianca. Wäre ich ein Lord, so ließe ich mir von einem Berliner Juden die unsichtbare Kirche malen. Sie dürfte rothe Wangen haben, denn es fehlt ja nicht an Schminke, auch kostbare Gewänder, denn in unserer Zeit wird ja viel Katzen-Gold und -Silber ausgebeutet. Und nun gar ein Freund von Poesie! Sie thun mir leid. Alle neueren Dichter, Göthe ausgenommen, sind so verschränkt wie ein Krammetsvogel, dem man die Beine durch den Kopf gesteckt hat, und ihr poetischer Flug kommt mir so erhaben vor, als wollten sie durch ein Faß springen'. Und als Thomas einfiel: ‚Er ist ein Freund der alten Kunst und Poesie', fuhr Brentano fort: ‚Dann thut er mir noch mehr leid, denn dann werden ihn ja alle Leute auslachen, wie mich'. Böhmer erwiederte für den Augenblick nichts, aber während des Abends entspann sich noch die lebhafteste Unterhaltung und die Freunde blieben lange über die Zeit, wo man sonst bei Thomas gewöhnlich auseinander ging, beisammen. Einem solchen Feuergeiste, wie Brentano, der die herrlichsten Gedanken gleichsam spielend wegwarf, war Böhmer noch nie begegnet. Er erinnerte sich später besonders noch, mit welcher Tiefe Brentano über das große Talent unserer kombinirenden, symbolisirenden Zeit gesprochen, die in allem Leben, aller Kunst mehr den ungeheuern Schatz des Vorhandenen zu heben und zu ordnen und sich an den poetisch-wissenschaftlich zusammengestellten Familien des irdischen Geschichtsparadieses zu erbauen bestimmt zu sein scheine, als daß sie selbst in diesem Paradiese singe und jubilire. Ueber Arnim's, Walter Scott's und Fouqué's Romane, auf die das Gespräch kam, äußerte der Dichter: ‚Arnim hat das Talent des Walter Scott z. B. in den Kronenwächtern, ist aber zu edel, um sich nicht gehen zu lassen. Scott gehört in das Trachtenbuchmäßige unserer Zeit. Hätten wir

in allen europäischen Ländern einen solchen Schriftsteller, so würden die vergangenen Zeiten für uns wieder Gestalt gewinnen. Seine Figuren kann man herumdrehen, sie sind plastisch; seine Menschen sprechen mit einander. Fouqué's Figuren gleichen Theaterdecorationen, die an uns vorübergezogen werden und nur Eine Seite haben. Sie wissen auch nicht zu sprechen'. Von seinem Freunde Görres meinte er: er sei in der Poesie, was die chemischen Erscheinungen und Zersetzungen in der Natur seien; seine Werke seien der über die Erde hinfahrende Donner und Blitz.

Beim Weggehen sagte Brentano zu Böhmer: ‚Morgen besuche ich Sie. Bei Ihnen scheint Alles im Kopf und in der Arbeit so pünktlich in Ordnung, daß ein Verschlumper wie ich seine Freude daran haben muß. Sie sind wirklich einer der liebenswürdigsten Philister, die mir je vorgekommen'. Böhmer lachte. Die Bezeichnung ‚liebenswürdigster Philister' wurde bald stehend unter den Freunden, und in späterer Zeit erklärte Brentano seinen sonderbaren Abschiedsgruß: ‚Ich hatte gleich vom Beginn unserer Bekanntschaft das in meinem Leben so seltene Gefühl: Sie würden mich nie mißverstehen'.

Die neuen Freunde verstanden sich bald vortrefflich und kamen während der zehn Wochen, die Brentano in Frankfurt zubrachte, fast täglich zusammen. Der Dichter war, seit den siebzehn Jahren, wo er zuletzt die Seinigen besucht hatte, ‚gänzlich verändert', er hatte sich im Leben wie in der Poesie, die stets der getreueste Abdruck seines Wesens war, einer streng religiösen Richtung hingegeben, und fühlte sich, sagte er, wie ‚losgehauen und gesprengt von der Welt', und darum in Frankfurt unter den Bekannten der Jugendzeit, bei denen er weder rechte Berührungspunkte, noch rechtes Verständniß fand, in einer peinlichen und störenden Lage. Da wurde ihm nun das offene, liebende und verstehende

Wesen Böhmer's ‚ein rechter neuer Lebensschatz'. Ich mußte in Frankfurt, schrieb er ihm im Februar 1824, ‚meine Gesinnung mit allerlei Ceremonien und Witzen einschwärzen. Meine reichen, unendlich rührenden Erfahrungen konnte ich in kein Herz gießen, und das war hart für mich, denn ich bin nicht wohl, ja ich möchte fliehen, wo ich nicht offen sein darf. Sie, lieber Freund, rührten mich, weil Sie Sinn und Geduld haben. . . . Ihre Güte und Geduld gegen mich verkehrten und ungeschickten Menschen erscheint mir als eine herrlichere Gabe Ihres Gemüthes, als alle jene sonst würdigen Interessen desselben, aus deren Ausbeute Sie mir so manches Werthe gastfreundlich mittheilten, und ich fühle zurückdenkend die große Armuth zu Jesus und seiner heiligen Kirche desto beschämender, je deutlicher mir die glückselige Gabe Ihres edlen und offenen Herzens erscheint, allen guten Samen wie ein fruchtbarer, eingefriedeter Acker zu empfangen'[1]. Böhmer seinerseits fühlte sich durch Brentano, mit dem er ‚innigste Herzensfreundschaft abschloß, wie in neue Welten versetzt'. ‚Ausnehmend wohlwollend', sagt er, ‚ist er mir entgegengekommen, hat mich auf alle Weise begünstigt. Seine außerordentliche Dichtergabe, seine Kenntniß von so vielem Literarischen, was mich interessirte, sein tiefer Sinn: dieses und dergleichen machten mir seinen Umgang überaus angenehm'[2]. ‚Mir ist Clemens der dichterischste Geist, der mir vorgekommen. Göthe scheint gegen ihn ein guter ökonomischer Mann zu sein, Clemens aber einer, der immer wegwirft und immer hat'[3]. Und später: ‚Eine Summe von Poesie, wie sie Andern, die sie haushälterisch pflegen und auf Zinsen legen, für's Leben genügt und ihnen

[1] Brentano's Gesammelte Schriften 9, 50, 57.
[2] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 140. Vergl. 2, 156.
[3] An C. Barth im August 1823.

noch jenseits desselben einen Sitz auf dem Parnaß sichert, warf er täglich mit vollen Händen hinweg und war darum am folgenden Tage doch nicht ärmer als am vorhergehenden. Sein und Leben wurden ihm zur Poesie, nicht zu seinem Glück'.

Was Böhmer zu seinem neuen Freunde besonders hinzog und im Verlauf der Jahre seine sehnsüchtigen Erinnerungen an ihn immer von Neuem weckte, war dessen ‚liebreichstes Gemüth, dessen auch bei schroffem Wort innerste Milde und Versöhnlichkeit und seine überall, wo er konnte, trostspendende, werkthätige Barmherzigkeit'. Während Brentano in den Ausgaben für sich selbst ungemein sparsam, ja so sparsam war, daß man ihn oft für geizig hielt, wendete er den Armen, den Kranken, vorzugsweise verschämten Notharmen und mildthätigen Anstalten, die reichsten Gaben zu und verbarg sein Wohlthun mit ängstlicher Sorgfalt. Manchmal freilich konnte er auch in ‚diesem Herzenszug nach barmherziger Liebe' seine eigenthümliche Art nicht verleugnen. Als er einmal mit Böhmer im Walde spazieren ging, sprach ihn ein Greis um eine Gabe an. Brentano besah ihn und griff mit den Worten: ‚Stammt Euere Familie aus Heidelberg'? in die Tasche und gab dem Bittenden seine ganze Börse, dann beeilte er seine Schritte und fing zu weinen an und sagte zu Böhmer: ‚Ach, versagen Sie doch nie einem Armen ein Almosen'. Dabei erzählte er, daß er einmal zur Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes einen Armen, der diesem Greise ähnlich gesehen und ihn um eine Gabe gebeten, abgewiesen und dann von Görres gehört hätte, der Mann habe wirklich Unterstützung verdient und habe sich später aus Noth um's Leben gebracht. ‚Geben Sie mir um Gottes willen', sagte mir dieser Mann, fuhr Brentano fort, und ‚ich Hartherziger gab nichts, der ich doch zu geben hatte und selbst aller Gaben Gottes so sehr bedurfte und so Vieles

der Menschen wegen gab. Gott verzeihe mir. Wie liegt mein Leben hinter mir! Was habe ich um Gottes willen gethan? Ich war wie eine Harfe, mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich und der Wind spielte mich, die Sonne spannte mich und die irdische Liebe spielte so leidenschaftlich forte, daß die Saiten zerrissen. Nun hat Gottes Erbarmen geholfen'. Noch lange bitter weinend, sprach er dann auf dem ganzen Spaziergange keine Silbe mehr. Böhmer war auf das Tiefste bewegt, und noch im Alter konnte er nicht ohne Ergriffenheit von dieser Scene im Wald erzählen, die allein schon hinreicht zur Erklärung der Worte, die sich in einem seiner Briefe an Brentano finden: ‚Ich meine an Ihnen den Seelenschmerz in der Seele und um die Seele zuerst gesehen zu haben' [1].

Böhmer hatte überhaupt einen reichen Schatz von Erzählungen über sein damaliges und späteres Zusammensein mit dem Freunde, und es ist sehr zu bedauern, daß er nicht zur Ausführung seines Vorhabens gekommen ist, eine Schrift: ‚Meine Erlebnisse mit Clemens Brentano' herauszugeben. Diese Schrift würde uns Brentano's ‚märchenhaften Geist' zur Anschauung gebracht und einen Commentar geliefert haben zu Eichendorff's Ausspruch, daß der Dichter zu jenen ganz ungewöhnlichen Naturen gezählt werden müsse, in denen neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit der Romantik ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboltartig spielte.

Besonders zeigte sich das im geselligen Verkehr, wo Brentano immer noch trotz seiner innern Umwandlung ‚der alte Clemens von Heidelberg' war [2]. Wie in seinem Lied

[1] Bd. 2, 157.

[2] Vergl. den Brief von Görres über Brentano und sein Auftreten in Frankfurt in J. v. Görres Gesammelten Briefen 1, 235— 236.

von den lustigen Musikanten, so ließ er auch in der Gesellschaft seinen tiefen Seelenschmerz in greller Lustigkeit aufschreien, bewährte sich nach wie vor als ‚Urheber der fliegenden Geistreichigkeit‘ (so nennt ihn Steffens), brachte sein großartiges Verblüffungstalent, wiewohl ihm selbst ganz unbewußt, in Anwendung und setzte sich über altgültige Formen übermüthig hinweg. Das ‚beständige Wetterleuchten‘ seines Witzes und seiner Ironie erging sich ungenirt über Freund und Feind, am meisten aber über sich selbst und seine eigenen Unarten. ‚Er ist wie ein Cactus‘, sagte nicht mit Unrecht Justinus Kerner von ihm, ‚so schön und so stachelig.‘ Nicht gewohnt, seiner Zunge und Phantasie einen Zügel anzulegen, verletzte er oft, konnte jedoch dann auch gleich wieder kindlich um Verzeihung bitten. Aber nicht Alles ‚was er durch den Dämon seiner Phantasie anrichtete‘, war so leicht wieder gut zu machen, und hier war es besonders sein Talent: Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, durch einige wenige scharfe Züge zu charakterisiren und ihr Wesen auf einen gewissen Begriff und Ausdruck zu reduciren, welches ihm böse Streiche spielte. Denn wenn er z. B. den einen seiner Bekannten als den Tambourmajor der Emphase, den größten Diphthongisten von Europa, als einen rechten Stammbuchskönig bezeichnete, oder einen Andern den Unbekannten aus Menschenhaß und Reue, einen rothbackigen Eisbär nannte, oder von einem Dritten sagte, er käme ihm vor wie Einer, der mit der Schmierbüchse stets um den Postwagen herumgehe, oder von einer zungenfertigen Dame, sie laufe den ganzen Tag durch die Pappelallee nach Schwetzingen u. s. w., so mußte er wohl auf lange Zeit verletzen, da alle Welt in Frankfurt die Getroffenen kannte und wußte, worauf sich diese schmückenden Beiwörter bezogen, die dann ‚noch nach Jahren nachgetragen wurden‘. Und dennoch freute man sich immer wieder, wenn er mit seinem ausdrucksvollen

Gesicht, seinen dunkelglühenden Augen in der Gesellschaft erschien; man ergötzte sich an dem tiefen Gehalt seiner Unterredungen, an seinen Wortspielen und liebenswürdigen Tollheiten, fand sich in seinem bald sarkastischen, bald kindlich weichen, bald muthwilligen, bald wehmüthigen Wesen zurecht und bewunderte die seelenvollen Lieder, die er ‚in der Kehle und in den Fingern hatte‘ und die Niemand besser sang und spielte als er.

An wunderlichen Auftritten war dabei kein Mangel. Seitdem Brentano einer streng kirchlichen Richtung huldigte, liefen die sonderbarsten Gerüchte über ihn durch die Zeitungen, und so kam es einmal, wie Böhmer erzählte, an einem Abende bei Thomas vor, daß eine Dame (eben jene Spaziergängerin nach Schwetzingen) auf Brentano zuging und ausrief: ‚Mein Gott, Sie noch hier? Mein Mann las heute in der Zeitung, Sie seien nach Rom abgereist, um katholisch zu werden.‘ Worauf der Dichter erwiederte: ‚Ach nein, gnädige Frau, der Zeitungsschreiber irrt sich, Brentano ist geborner Katholik, aber Sie irren sich auch, wenn Sie meinen, dieser Brentano, den Sie heute Abend zu langweilen beabsichtigten, sei noch hier, denn der ist in ein polnisches Kloster eingetreten, wie Sie hier finden können‘, und dabei übergab er ihr ein Berliner Blatt, worin zu lesen war, Clemens Brentano sei in Polen Capuziner geworden und wolle im Bußhemde öffentliche Buße thun.

‚Buße, auch öffentliche Buße für meine Sünden in öffentlicher Gesellschaft thäte mir allerdings Noth‘, sagte er dann der Frau Willemer, ‚und es ist mir nur leid, daß ich, wenn ich über meine Grobheiten zerknirscht gleichsam bettelnd um Almosen dastehe, keinen Freund habe, der es mit mir machen würde wie jener alte General, der einen kummervollen Menschen im Schloßhof stehen sah und, als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, den Ar-

men einem Bedienten zeigte und sprach: Prügele er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich. Aber selbst Böhmer hat mit mir kein solches Erbarmen.'

Böhmer bekam allerdings Gelegenheit genug, gegen den Dichter barmherzig zu sein, denn es hieß ihn, den Arbeitsamen, der mit Göthe dachte:

,Aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste
Ist morgendlich' —

auf eine eigenthümliche Probe stellen, wenn Brentano Morgens um zehn Uhr auf seinem Zimmer erschien und aus einem Kasten, den er sich hatte nachtragen lassen, seine Guitarre hervorholte und deutsche und spanische Volkslieder vortrug und auch die Zeit des Mittagessens ,versang und verspielte'. Bei solchen Gelegenheiten las der Dichter auch aus seinen Romanzen oder Märchen vor, oder aus Gozzi oder Calderon, dessen ,Standhafter Prinz' ihm zuerst, sagte er, einen deutlichen materiellen Begriff gegeben, was ein Kunstwerk sei, wie Jacob Böhm durch den Glanz einer zinnernen Schüssel zur Anschauung seiner Theosophie gekommen.

Ueberhaupt aber fehlte bei den Zusammenkünften ,nie Stoff zu Unterhaltungen, die sich weit über das poetische oder literarische Gebiet erstreckten'. Brentano hatte, wie Böhmer, eine durchaus patriotisch-volksthümliche Gesinnung und die Sache des Vaterlandes, die Erforschung seiner großen Vergangenheit nach allen Beziehungen des Lebens ,lag ihm, wenn irgend Einem, am Herzen'.

,Es ergreift mich in tiefer Seele', schreibt Böhmer, ,wenn ich Brentano mit so großer Wärme und Treue über Volk und Vaterland sprechen höre und wie er zur Einkehr in uns selbst, zum Studium unserer großen Vorzeit aufmahnt. Er selbst ahnt es kaum, was mir an Liebe und Freude auch für die Geschichte, insbesondere für das Ver-

ständniß der schlichten Einfalt und der Anmuth unserer deutschgeschriebenen Chroniken, die wir zusammen lasen, durch ihn geworden ist. Er, der Dichter, hat unbewußt viel dazu beigetragen, daß ich aus meinen bisherigen Lieblingsstudien der Dichtkunst und der bildenden Künste herausgetreten bin und mich der ernsten Muse der Historie, der Erforschung des Wahren, statt des Schönen zugewendet habe.' Mit voller Aufrichtigkeit nannte er darum Brentano's Freundschaft den reichsten persönlichen Gewinn, den er seit seinem Aufenthalte in Rom gemacht habe.

Ein Dichter wie Brentano, der täglich die herrlichsten Perlen seiner Poesie verstreute, weil er sicher war, auch morgen daran keinen Mangel zu haben, vernachläßigte auch seine bereits niedergeschriebenen Dichtungen, und Böhmer hatte alle Mühe, ihn zum Drucke derselben zu bewegen. Brentano hatte ihm, ‚weil er eine Freude des Ordnens und Bewahrens in seiner antiquarischen Natur habe und ein sinnvoller, gütiger, dienstfreundlicher Mann sei' [1], alle Ueberreste seines literarischen Treibens übergeben, und Böhmer ‚suchte damit allenthalben Propaganda zu machen.' Die Romanzen vom Rosenkranz schrieb er aus einem halb unleserlichen Concept Brentano's mit eigener Hand kalligraphisch ab und ein ganzer Winter ward ihm ‚durch diese Arbeit voll Blüte und Duft' [2]. Auch der Dichter, meinte er, ‚würde daran seine Freude haben'. Aber er täuschte sich. Als er sie, kostbar eingebunden, an Brentano schickte, erhielt er von diesem die Antwort: ‚Wo soll ich damit hin? Ich habe kein Haus, keinen Hof, keine Welt, kein Futteral, welche Noth! Da gab ich dem guten Mann den halb zwischen Pomeranzen,

[1] Brentano's Worte in den Gesammelten Schriften 8, 48. Vergl. Märchen des Cl. Brentano 1, LII.

[2] Vgl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 169.

Apfelsinen und dergleichen in Thränen gepöckelten, verschimmelten Wechselbalg der melancholisch flunkernden Phantasie und des zerrissenen Herzens hin, daß er das Ding als Präparat in Spiritus gesetzt in sein Museum stelle, und der gute Mann schickt mir das mühselige Potpourri aller meiner Zustände schön zusammencurirt in einem Cardinalsrock wieder in's Haus. Was soll ich um's Himmelswillen mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend unter der Autorität der Dankbarkeit anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und darum um so ängstlichere Todtenerscheinung! Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit...' Der Dichter las die Romanzen nicht, denn er wollte mit allem, was ihn zur Zeit ihrer Abfassung bewegte, gänzlich abgeschlossen haben; auch seine andern früheren Werke betrachtete er gleichsam als Sünden seiner Jugendjahre.

‚Mit den Romanzen', so meldete Böhmer im September 1827 an Amsler, ‚bin ich bei Brentano übel abgefahren, nun will ich es einmal wieder mit seinen Märchen versuchen, die ich sammle, ordne und abschreiben lasse: Erquickung im ernsten Tagewerk. Alle, die sie kennen lernen, sind entzückt davon.' Zu diesen gehörte auch Rückert, dem Böhmer das Märchen: ‚Von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen' handschriftlich mitgetheilt hatte und der ihm darüber schrieb: ‚Das Märchen hat uns so wohlgefallen, daß, nachdem ich, sonst ein sehr unbereitwilliger Vorleser, es einigen höchst ernsthaften Badegästen (in Ems) beigebracht hatte, wir uns nun auch, auf Deine Nachsicht rechnend, die Freude machen wollten, es unsern Buben vorzutragen, für die es eigentlich gemacht schien, da ihrer auch fünf sind und ich gleichfalls ein armer, abgebrannter Schulmeister. So haben wir's denn zuerst mit nach Schweinfurt

und dann nach Coburg geschleppt, an welchen beiden Orten wir überall mit dem mitgebrachten Märchen große Ehre einlegten. Es erspart uns andere Reisegeschenke, und Du hast mir dadurch einen recht reellen Nutzen verschafft, für den ich Dir dankbar bin.' ‚Meine Buben', schrieb Rückert später, ‚wollen es weder heraus-, noch aus den Händen geben, bis es zerlesen und verlesen ist.'

Rückert hatte das Märchen und auch die Romanzen vom Rosenkranz erhalten, als er im Jahre 1829 Böhmer in Frankfurt besuchte und die persönliche Bekanntschaft Brentano's machte, der sich damals hier aufhielt. Böhmer hatte längst gewünscht, daß seine ‚beiden Dichterfreunde sich näher treten und ihre Gedanken austauschen möchten. Und wirklich, sie verstanden sich gut und eine kleine gemeinschaftliche Rheinreise ließ angenehme Erinnerungen zurück'. Als Rückert in Böhmers Gegenwart Brentano fragte: ‚Was halten Sie denn von meinen Dichtungen', antwortete dieser, nie zurückhaltend mit seinem Urtheil: ‚Sie sind ein Perlenstricker; manche ihrer Sachen kommen wir vor wie eine mit Holz eingelegte Tischplatte, wo eben die einzelnen Stückchen auseinanderspringen wollen, aber es ist bewunderungswerth, wie weit Sie es in Ihrer Art gebracht haben.' Und zu Böhmer gewendet: ‚Aus dem, was Andere aus der Stube kehren, weiß dieser Rückert Etwas zu machen, daß man sich wundern muß, aber seine Gedichte gehen nie in's Volk. Wie bin ich doch so unverschämt im Sprechen!' Rückert rächte sich später. Als er die unter dem Namen Hamâsa bekannte Sammlung alt-arabischer Volkspoesien übersetzte, schrieb er einmal an Böhmer: ‚Es wurmt mich manchmal, was der unverschämte Brentano (den Du schönstens von mir grüßen wirst) mich auf dem Dampfschiff (wenn Du's gehört hast?) fragte, ob denn dergleichen auch noch gelesen werde? Nun, liest er dergleichen nicht, so lese ich nicht seine gespenstigen

Romanzen, und so können wir immer gute Freunde bleiben.' Und ein andermal: ,Mit dem Teufelsspuck der Romanzen habe ich mich um so weniger befreunden können, da auch die harte, eintönige Form mich abstieß; doch will ich noch einmal zusehen. Ich glaube, daß Tieck diesen Stoff viel angemessener und ansprechender behandelt hat. Ich mag nichts von Geistern wissen, die sich mir als real aufdringen wollen; die Phantasie muß sie mir als ihre Geschöpfe zeigen, um mich ihrer erfreuen zu können. Dieser unheimlichen Art von Poesie aber wachsen ihre Geister über den Kopf, wie dem Zauberlehrling, der das Wort vergessen, wodurch die gewesenen Besen wieder werden, was sie gewesen.'

Erst nach vielen Jahren gelangten Brentano's Märchen zum Druck. Nachdem Böhmer noch mehrmals in ihn gedrungen, schrieb ihm der Dichter am 15. Januar 1837: ,Sie nehmen einen ungemein rührenden Antheil an meiner armen Poesie; mir graust es, wenn ich daran denke. — Zürnen Sie mir nicht, lieber Herzensfreund, aber ich habe eine krankhafte Angst vor aller Oeffentlichkeit. Es ist eine solche Vortrefflichkeit in der Poesie eingerissen, daß ich mich schäme mit meinen Hobelspänen hervorzutreten; man wird sie anzünden und mich auslachen... Ist es aber eine fixe Idee Ihrer Freundschaft, so sei ihr das Opfer gebracht'. Nun war Böhmer zufrieden. Fast vier Wochen lang wurde gesucht und gesammelt und er ,schrieb sich die Finger fast lahm'.

Brentano wollte nur ,auf den öffentlichen Markt hinaustreten', wenn die ,hungernde, verfrierende Armuth' von seinen dichterischen Produkten Nutzen zöge, und besonders, so schrieb er an Böhmer, ,flehe ich dringend, Alles, was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch ja zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf mich komme. Es wäre eine ganz eigenthümlich liebevolle literarische Arbeit,

wenn Sie das mit einem Freundes-Comité, worunter Frauen wohlthätig sind (und dabei rechnete er vorzüglich auf Frau Willemer, die so viel Sinn und Talent habe), durchführten; es wäre eine Leichenbereitung und Balsamirung für ein Produkt, das todt in die Welt geht, Almosen zu sammeln'. Nachdem dann das Märchen Gockel, Hinkel und Gakeleia im Jahr 1837 gedruckt worden, machte er Böhmer, den ‚rechtschaffenen Vormünder seiner armen verlorenen Findlingspoesie', zugleich zum ‚Vormund der Armen', denen der Ertrag zugewendet werden sollte.

Im Jahre 1841 traf Böhmer zum letztenmale mit seinem Freund in Frankfurt zusammen. ‚Wie viel', schrieb er damals, ‚liegt dazwischen, seit ich Clemens Brentano im Jahre 1823 kennen lernte und er mir neue Welten eröffnete, und sein bei allen Absonderlichkeiten liebreichstes Gemüth mich rührte und fesselte. Mehr als achtzehn Jahre sind seitdem verstrichen, in denen wir uns öfters gesehen und geschrieben, und wenn auch zeitweilige Störungen eintraten, so blieben wir uns doch innerlich stets von Herzen gut. Und so ist er mir noch jetzt ein treuer Herzensfreund. Seine Seele hat sich nun ganz einer Mystik zugewendet, von der ich zwar nichts oder wenig verstehe, die ich aber hochachten muß, weil ich sehe, wie sie in ihm Früchte der Güte und Milde hervortreibt, die ich mir selber so gerne gönnen möchte. Der Freund kränkelt und die Aerzte sprechen schlimm über seinen Zustand'.

Diese ‚Mystik' Brentano's bestand, wie wir aus den damaligen in ihrer Wahrheit und Einfalt ergreifenden Briefen des Dichters erkennen können, in dem innerlichsten Erfassen und Umfassen der christlichen Heilslehre und der Gnadengaben der Kirche, verbunden mit schmerzlichster Reue über die Irrungen seines früheren Lebens. ‚Ich habe immer', sagt er in einem Briefe, ‚in der Natur unserer ganzen Fa-

milie, aller meiner Geschwister, eine große Anlage zur Güte und Liebe, Theilnahme, Hingabe an das Rechte und Wahre gefühlt, ja ich fühlte Alles das sogar in meinem Herzen... Ach, was hätten wir doch alle werden können: so gut, so fromm, hülfreich und trostreich für einander und ein Heil allen Nebenmenschen; o wir hätten wohl heilend und heilig werden können, wir hatten wohl Alles dazu, und was ist aus uns geworden... Ich fühle ein tiefes Leid, daß Alles das in mir und den Geschwistern nur vermischt und zerrissen vorhanden ist, wenn gleich die elenden Trümmer auf dem Bruch hie und da glänzen'. ‚O selig, wem Gott die Hände bindet, die gefaltenen Hände zum Gebet und die Augen verhüllt mit Demuth und Einfalt, wenn die Welt hereinbricht mit ihrem falschen Glanz und ihrer Verführung' [1].

Am 24. November 1841, wo Brentano Frankfurt verließ, sagte er beim Abschied zu Böhmer: ‚Gott mit Ihnen! Machen Sie doch nicht das Vaterland und die Wissenschaft allein zu Ihrem Gott, dann würde es übel enden'.

Schon im folgenden Jahre hatte Böhmer den Tod des Freundes zu betrauern, den ihm ‚fürder Niemand ersetzen konnte'.

‚Dieser hochbegabte Freund', schreibt er, ‚hätte allerdings mehr leisten können; er hatte die Kraft des Geistes und den Reichthum der Seele, um sich neben Dante, Calderon und Shakspeare zu stellen, aber was er hinterlassen hat, ist immerhin so herrlich, daß man an lebensvoller Schöpfung Nichts vermissen wird, wenn es einst vorliegt' [2]. Daß ‚das Vorliegende herauskomme, daß der reiche Schatz Brentano'scher Poesie Gemeingut werde und die Welt auch den Dich-

[1] Brentano's Gesammelte Schriften 9, 423, 401.
[2] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 386.

ter selbst in seinem Leben und Wesen kennen und würdigen lerne', wurde ihm jetzt mehr noch wie zu Lebzeiten des Freundes ,ein Herzensbedürfniß, welches sich unter den täglichen Urkunden- und Regestenarbeiten von Jahr zu Jahr steigerte und Befriedigung verlangte'. Mit einer eigenen Schrift [1] zum Andenken an den Dichter wurde er nicht fertig, aber er nahm wirksamen Antheil an der Herausgabe von dessen ,Gesammelten Schriften', lieferte Material zu der dem achten Bande derselben vorausgeschickten Lebensskizze und unterstützte Guido Görres bei der Druckbesorgung der Märchen, die er noch im Alter ,mit stets neuer Freude las und wieder las.' ,Warum lesen Sie nicht', fragt er eine Freundin, ,Brentano's Märchen? Deren Herausgeber, mein lieber Freund Guido Görres, sagt mit Recht, daß sie des Schönsten sehr Vieles enthalten, was sich in seiner Anspruchlosigkeit wahrlich dem Besten in unserer Poesie vertrauensvoll an die Seite stellen kann, daß manche der Lieder, welche der Dichter seinem bunten Märchenteppich eingewebt, zu den lieblichsten und sinnvollsten gehören, die in unserer Sprache gedichtet wurden; und welch' ein unübertrefflicher Humor lacht uns aus manchen dieser Märchen an! Das liebreichste Gemüth, wie der Dichter selbst es besaß, durchwärmt auch die Märchen, die nach den Worten meines Freundes den Kindern lehren, keinen Hungerigen ungespeist, keinen Traurigen ungetröstet vorüberziehen zu lassen, und die ihnen zugleich zeigen, wie jede Wohlthat, auch dem geringsten und ärmsten Thierlein erwiesen, von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ihren Lohn empfängt. Ich citire Ihnen die Worte meines Freundes mit Vorbedacht, weil er in der Vorrede zu den Märchen überhaupt so vortrefflich über die ganze Poesie von Clemens, auch ihre

[1] Vergl. darüber Näheres Bd. 2, 351, 398.

Schwächen betonend, gehandelt hat. Es ist das Beste, was bisher darüber geschrieben worden. Aber die Leute wollen nun einmal den Dichter nicht lesen' [1]. ‚Es ist ein eigenes Geschick, daß seine besten Sachen', schrieb er später einmal, ‚halbwegs unbekannt bleiben. Selbst das Formale, was er in der Metrik und zwar insbesondere in der Assonanz geleistet, hat man nicht bemerkt, während man doch Platen wegen Sachen bewundert, die nicht besser sind. Wie außerordentlich ist die 18. Romanze (vom Rosenkranz) durch die musikalisch dem Inhalt entsprechende Assonanz auf u und auf ei'! ‚Bei mir will gar keine Poesie mehr anschlagen, als die seinige, obwohl mir nicht gerade Alles gefällt, was er hinterlassen hat' [2]. „Heute freilich', wiederholt er ein andermal, ‚ist Brentano noch so gut wie gänzlich mißkannt. Aber es gibt für ihn doch noch eine Zeit der Anerkennung, wo man ihm den schönsten Dichterkranz nicht streitig machen wird. Einzelne Absonderlichkeiten und Phantastereien (zugegeben selbst an vielen Stellen den schon von Göthe gerügten Mangel an Maß) werden dann nicht stören, wenn man den Dichter in seiner Gesammtheit auffaßt und seine Werke wirklich liest, nicht nach Art neuerer Literarhistoriker bloß durchblättert, um einige Stellen zu zernagen. Lesen Sie doch, Freundin, die Dichter selbst und halten Sie Ihre Tochter fern aus der Versimpelungsanstalt moderner Literaturgeschichtschreiberei, die mir in ihren Auswüchsen als eine neue Calamität unseres Volkes erscheint. Sind die Verbildungsinstitute, wie sie dermalen floriren, nicht schon Calamität genug für die weibliche Jugend? Noch einmal Brentano. Abgemüdet als Urkundius Regestus las ich neulich, wer weiß zum wie vielten Male, seinen Ponce de Leon und wie

[1] Bd. 1, 226—227.
[2] Bd. 3, 374, 237, 154.

fühlte ich mich erfrischt. Also lesen auch Sie ihn einmal und sagen Sie mir, wie er Ihnen gefallen'. Diesen Ponce de Leon schätzte er besonders hoch. ‚Es weht eine eigene Luft darin, leicht und erquickend wie 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Aber nicht Alle sind Bergerkletterer und empfänglich für so muntere Laune. Es ist mir wie ein Springen und Jagen guter Gesellen auf dem weichen Teppich der Alpenpflanzen' [1]. Gern recitirte er die vor vielen Jahren auf Brentano gedichteten Verse:

‚Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen
Von Lieb' umweht mit wundersel'gem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen,
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze.'

Zu der schönsten Hinterlassenschaft Brentano's rechnete er dessen Briefe, worin ‚die allertiefsten Sachen auf's Vortrefflichste ausgesprochen' seien. ‚Wie tief gehen da', schreibt er, ‚so oft die Ausdrücke, selbst einzelner Worte. Setzen wir den Göthe'schen oder Schiller'schen Briefwechsel daneben, dann fühlt man den Unterschied. Mögen Wohlgesinnte sich daran erziehen und diesen außerordentlichen Menschen dadurch näher kennen lernen'.

Böhmer war überhaupt ein großer Freund von Briefsammlungen, deren Lectüre ihn ‚in die Gemeinschaft mit bedeutenden Männern einführte', und er bedauerte, daß der Werth solcher Sammlungen besonders von jüngern Leuten so wenig anerkannt würde. ‚Diese Briefsammlungen sind doch ein Schatz der Nation, für einen jüngern Mann das trefflichste Bildungsmittel, wenn ich an Namen denke wie Johann von Müller, Clemens Brentano, Görres u. s. w.

[1] Bd. 2, 387.

und so Vieles, was sich an diese anschließt, wie z. B. Bonstetten's Briefe u. s. w. Anerkannt wird dieses nicht. Da sind junge Leute, die zu jedem halb renommirten Gelehrten laufen, der durch ihre Stadt kommt, sich ihm präsentiren und ihn kennen lernen wollen: aber um die großen Todten, die in ihren Briefen die Momente ihrer Selbstentwicklung und größere Gedanken, als die man vor jedem Gelbschnabel auskramt, niedergelegt haben: um diese Schätze kümmern sie sich nicht' ... ‚Solche Briefsammlungen sind wie Kirchhöfe, auf denen viele Befreundete begraben sind. Alle diese großen, edlen, reichen Herzen schlagen nicht mehr, nur noch Trümmer sind von den Menschenkreisen vorhanden, in denen die Schreibenden sich bewegten, in den meisten Fällen hat Niemand die Heimgegangenen ersetzt'. ‚Man lernt die großen Todten aus ihren Briefen am besten kennen und muß an dem geistigen Kampfe, den sie muthig gekämpft und an den hohen Zielen, die sie verfolgt haben, sich emporziehen und aus ihnen Kraft, Muth und Selbstverläugnung schöpfen' [1].

Bemerken wir abschweifend bei dieser Gelegenheit, daß alles Gesagte mit vollem Fug von Böhmer's eigenen Briefen behauptet werden kann. ‚Diese Briefe', schrieb einer der hervorragendsten deutschen Historiker, ‚sind ein bisher unbekanntes, eigenthümlich bedeutendes Werk des herrlichen Mannes, dem die Wissenschaft so Unschätzbares verdankt. Die darin ausgesprochenen politischen und auch literarischen Urtheile werden viele Gegner finden, aber selbst diese werden anerkennen müssen, wie ungemein viel sich aus diesen Briefen für den rechten Geist und die richtige Methode historischer Forschung erlernen läßt, und wie sehr das rastlose und selbstlose Schaffen Böhmer's Achtung gebietet. Wie wird hier doch überall auf ernste und selbstbewußte Thätigkeit

[1] Bd. 1, 484. Bd. 3, 154, 242, 374, 401.

gedrungen und mit welcher Liebe werden jüngere Freunde gehoben und unterstützt' [1]. Die Briefe sind in Wahrheit für ihn ein würdiges Denkmal, welches er der Liebe gegen seine Freunde, der lebendigsten Theilnahme an ihren Freuden und Leiden, der Belehrung und Hülfeleistung, zugleich aber auch seiner eigenen so großen Bescheidenheit und Dankbarkeit, wie sie nur groß angelegten und reinen Naturen eigen sind, gesetzt hat. Wie die Freundschaft für Böhmer das einzige Asyl seines Gemüthslebens war, so erwies er selbst treueste Freundschaft und für sein ganzes Leben galt das ehrende Zeugniß seines Lehrers Sartorius: ,Sie, lieber Böhmer, sind in Wahrheit decus amicitiae' (eine Zierde der Freundschaft). ,Auf Deinem Grabstein verdienst Du, wenn Du einst stirbst', versicherte ihm Samuel Amsler, ,die Worte: er war der eifrigste und bescheidenste Arbeiter, der treueste, aufopferndste Freund'; Peter Cornelius nannte ihn ,die ehrlichste Freundesseele, die es auf Erden gibt' und Clemens Brentano schrieb an Eduard Steinle: ,Böhmer ist von den Menschen, die ich in Frankfurt kenne, der sinnvollste, getreueste, gerechteste, edelste. Wenn man ihn kennt, wie ich, so kann man nicht an ihn denken, ohne daß Einem die Thränen in die Augen steigen. Ich bitte, lernen Sie ihn genauer kennen und lieben Sie ihn. Er verdient wohl ein edles Freundesherz' [2].

Durch die Freundschaft mit Brentano trat Böhmer ,in den ganzen Kreis jener katholischen Freunde ein, die mit Herz und Geist für die Belebung christlicher Gesinnung und die Wiedererweckung des kirchlichen Bewußtseins wirkten' und wir erwähnen unter diesen nur den ehrwürdigen Bischof Sailer, den ,frömmsten, friede- und liebevollsten, kindlichsten

[1] Bd. 1, 324. [2] Bd. 1, 111.

Priestergreis' und dessen jugendlichen Freund, Melchior von Diepenbrock, jene Feuerseele und zugleich zarte Dichternatur, die der Poesie auf den Wegen des wahrhaft Beschaulichen und Erbaulichen nachging.

Als Böhmer Diepenbrock's Bekanntschaft machte (1828), war dieser gerade mit der ersten Ausgabe seines ‚Geistlichen Blumenstraußes' beschäftigt und schlug ihm vor, einige Autos von Calderon gemeinsam mit ihm in deutscher Uebersetzung herauszugeben. Mit vollster Empfänglichkeit vertiefte sich Böhmer in diesen spanischen Dichter, über den er an Rückert schrieb: ‚er macht meiner früheren Vorneigung für Shakespeare den Rang immer streitiger, je mehr ich nach Göthe's Anweisung, um ihn recht zu verstehen, in sein Dichterland gehe'. Daneben betrieb er ‚zugleich eifrige Studien der altitalienischen Poesie'. Besonders fesselte ihn die ‚christlich-tiefe und wunderliebliche Poesie' des großen Franziskanerdichters Jacopone, und um Diepenbrock aufzumuntern, auch aus diesem die schönsten Blumen nach Deutschland zu verpflanzen, überschickte er ihm eine Uebersetzung von Jacopone's ‚Lob der Armuth', welche von dem Freunde für die zweite Auflage des ‚Geistlichen Blumenstraußes' treulich benutzt wurde. Böhmer's schöne Uebersetzung lautet:

‚Armuth geht auf sichern Wegen,
Nicht um Streit und Groll verlegen,
Fürchtet nicht der Diebe wegen,
Noch daß Sturm verdirbt ihr Kleid.

Armuth ruhig bis zum Ende,
Sorget nicht um Testamente,
Läßt die Welt, wie sie sich wende,
Thut nicht einem was zu leid.

Braucht nicht Richter, noch Notare,
Schleppt zur Hauptstadt nicht das Baare,
Lächelt bei der Geiz'gen Waare,
Die ihm so viel Sorg' bereit't.

Armuth Herrin voll Erbarmen,
Retterin du im Verarmen,
Tugend ruht in deinen Armen,
Wohnet da in Sicherheit.

Edle Armuth, hehres Wissen,
Keinem Dinge dienen müssen,
Mit Verachtung alles missen,
Was geschaffen in der Zeit.

Wer verachtet sein Besitzen,
Kann erst das Besitzthum nützen,
Fühlt sein Fuß des Dornes Spitzen,
Wandelt er nicht weiter heut[1].

Wer noch wünscht ist Knecht der Habe,
Ist verkauft um liebe Gabe;
Wer da denkt, daß er sie habe,
Der hat doch nur Eitelkeit.

Gott kömmt nicht zum Herz gegangen,
Das im Ird'schen eng befangen;
Armuth ist so groß Umfangen,
Daß sie Raum der Gottheit beut.

Armuth ist das: Nichts zu haben,
Keinem Schatz mehr nachzugraben;
Zu besitzen alle Gaben
In der Freiheit Herrlichkeit.'

Und die in den christlichen Dichtungen verherrlichten tiefsinnigen Lebensanschauungen, die ihn fesselten und die er in seinen eigenen Versen pries, sollten für ihn selbst im Leben, mitten unter den vielen Glücksgütern, die ihm zu Theil geworden, maßgebend sein. ‚Möglichste Bedürfnißlosigkeit für mich selbst', schrieb er schon im Jahre 1823, ‚sei mir Gesetz, und darin stets Fortschritte zu machen, erachte ich für Pflicht', und ‚die

[1] Oder: Wer Besitzthums kann entrathen,
Dem kann sein Besitz nicht schaden,
Sticht ein Dorn ihn auf den Pfaden,
Wandelt er nicht weiter heut.

rechte Armuth üben wir, wenn wir bei ernster Arbeit freiwillig auf Freuden verzichten, und die Leiden, so gut wie die Freuden, als eine Form des Segens betrachten, den Gott uns spenden will'. Aus dieser Gesinnung stammen seine schönen Sprüche:

,Soll der Weinstock Früchte tragen,
Muß das Messer schneiden ein,
Darfst nicht nach den Thränen fragen,
Erst das Weinen, dann der Wein.'

,Führt dich das Leben auch auf rauhem Wege,
Sei doch getrost und dulde ruhig aus.
Das Ende kommt doch einstens, wenn auch träge,
Und mit dem End' Vollendung dir in's Haus;
Den rohen Demant kann nur Rauhes schleifen,
Und so wie er sollst du zum Glanze reifen.'

,Laß, o laß es doch ergehen,
Wie ein höherer Herr es will.
Rosen in dem Garten stehen,
Stehe du am Zaune still;
Töne her von Osten schwellen,
Horche du von Ferne zu:
Fließen zu dem Meere Wellen,
Ruhst am Ende wohl auch du.'

,Jede Freude auf Erden ist nach Jean Paul's tiefem Wort nur eine Sehnsucht, und Glück und Freude wird in Wahrheit nur demjenigen zu Theil, der sie in rechten Bezug zu dem Höchsten setzt:

Dann erst blühen recht die Rosen,
Schimmern, duften sie erst ganz,
Wenn der Blumenkranz der Rosen
Wird Gebetes Rosenkranz.'

,Nur kein Trübsinn, selbst in trübster Stunde, denn über dem Nebel wandeln doch Sonne, Mond und Sterne in un-

gestörtem Frieden. Was ist unser Geist, wenn ihn Wolken ängstigen? Sei wohlgemuth:

> Senke tief die Wurzeln ein,
> Breite hoch die Zweige aus,
> Erd' und Himmel sind ja dein,
> Ei du hast ein weites Haus.'

Letztere Sprüche finden sich unter seinen Aufzeichnungen aus dem Jahr 1844, als er mit dem ‚liebenswürdigen Troubadour' Guido Görres, dem Dichter der tiefsinnigen Marienlieder, den er wegen seines reinen Wesens und seiner kindlichen Anmuth vor allen jüngern Freunden am meisten schätzte, in der Schweiz zusammentraf. Auch noch in jener Zeit, nachdem er schon lange mitten zwischen Urkunden und Handschriften seinen rastlosen Fleiß der Geschichtsforschung zugewendet hatte, ‚warf die Muse noch manchmal ihren Sonnenblick' auf sein Leben, und er bestand einmal mit Guido, wie er sich scherzend ausdrückt, ‚einen Dichterkampf, einen Wartburgskrieg und gewann ein Blatt aus seinem Lorbeerkranze'. Er hat darüber Folgendes aufgezeichnet:

‚Vor Jahren ging ich mit meinem Ränzchen eines Abends von Bacharach nach Bingen. Ungefähr in der Mitte des Weges kam ich an die damals wüste St. Clemenskirche. Sie liegt tiefer als die Straße ganz einsam am Rhein. Ich stieg hinab. Gleich am Portale waren die beiden Säulen, die einst es zierten, entwendet. Das Thor, seines Schlosses beraubt, trieb sich auf und ab im Winde. Die Platten des Fußbodens waren aufgehoben. Durch die zerbrochenen Fenster blickte ich sinnend in den Abendhimmel. Die Augen wieder niederschlagend bemerkte ich plötzlich, nach dem Hochaltare zu, dessen Mauerwerk allein noch übrig war, ein Weib, das knieend betete. Es schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog mich leise zurück, bewegt von dem Anblick und all' den Vorstellungen, als deren Symbol das, was ich gesehen hatte,

gelten konnte.' Diese Geschichte theilte er seinem poetischen Freunde als Stoff zu einem Gedichte mit, welches dieser auch wirklich ausführte. Da er jedoch mehr die äußere Erscheinung in's Auge gefaßt hatte und es dem Hörer überließ die Bedeutung selbst herauszufühlen, so dichtete Böhmer selbst nachfolgende Strophen [1], die uns zugleich ein herrliches Zeugniß für seine kirchlichen und vaterländischen Gesinnungen ablegen.

St. Clemenskirche.

Ein Kirchlein an des Rheines Strand
Verlassen in Ruinen stand,
Drin betet laut das Vaterland:

O du mein ew'ger Schirm und Hort,
Du meiner Jugend Wallfahrtort,
Du meines Alters letzter Port!

Wie herrlich war ich einst geschmückt!
Beglückend und auch selbst beglückt,
Da noch mein Stuhl stand unverrückt.

Ich trug die höchste Kron' der Welt,
Der war das schärfste Schwert gesellt,
Und milde Weisheit, die erhält.

Ich herrschte über Land und Meer,
Zog siegreich von den Alpen her,
Und stählern glänzte meine Wehr!

Am liebsten weilte ich am Rhein,
Neun Dome spiegelten sich drein,
Und tönten in dem Abendschein.

Wo seine Woge tiefer spült,
Wo Frankenerde sie durchwühlt,
Hab' ich mich recht zu Haus gefühlt.

[1] Vergl. die Gedichte von G. Görres (München 1844) S. 33: ‚Die St. Clemenskirche', worin Böhmer's Gedicht eingefügt ist, jedoch mit Auslassungen und Zusätzen.

Wie tief sein Strom, so tief mein Sinn;
Wie stät sein Gang, so zog ich hin;
Da war ich anders, als ich bin!

Gewandelt hat sich nun die Zeit,
Kein Kaiser herrscht mehr weit und breit,
Mein Herzvolk trägt ein buntes Kleid!

Den Wölfen ward es, ach, zum Raub!
Von Frost versengt wie Frühlingslaub!
Der Fremden Spott! ein Wurm im Staub!

Sie drangen bis zur Kirche ein,
Sie wühlten selbst im Heil'genschrein!
Doch du, o Herr! wirst blicken drein.

Du weckst aus meiner Asche auf,
Der einst mich rächt im Siegeslauf
Und neu mir setzt die Krone auf.

Drittes Buch: Wissenschaftliche Wirksamkeit für vaterländische Geschichte.

I. Wie er zum Studium der Geschichte gekommen.

‚Ich darf es sagen,‘ schrieb Böhmer im reiferen Mannesalter, als er auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungen einmal einen Rückblick auf seine geschichtsforschenden Bemühungen warf, ‚daß nicht Neugierde, Ehrgeiz oder bloße Liebhaberei mich bei diesen Studien antrieben. Es war die Liebe zum Vaterland, die Ueberzeugung, daß die Kenntniß der Vergangenheit belehrend für die Gegenwart sein könne, die Hoffnung, daß das Wahre zum Guten führen möge‘ [1]. Und ein andermal begründete er seine innere Stellung zu den geschichtlichen Studien des Näheren mit den Worten: ‚Ich glaubte, daß Jeder, der vor der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat, nicht dem täglichen Brod nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei, seine Zeit und Kraft den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solchen nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse, und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne. Dahin rechnete ich nun aber auch Erforschung der vaterländischen Geschichte. In der Geschichte einer Nation scheint mir auch ihr Selbstbewußtsein zu liegen, und das ‚Erkenne dich selbst‘ scheint mir nicht bloß auf die Individuen an-

[1] Bd. 2, 442.

wendbar, sondern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren äußere Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn dadurch die ursprüngliche Persönlichkeit derselben (welche doch kein willkürliches Menschenwerk ist) Verdunkelungen erlitten hat. In solchen Umständen befinden wir uns, und kein Gebildeter kann es vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen, für die er doch ebenso verantwortlich ist, wie Andere für ihr Handeln. Was soll hier nun leitend sein? Ein vollkommenes und absolut gültiges Gesetz für irdische Zustände kann weder erdacht, noch geltend gemacht werden. Das Rechtsgefühl weist uns auf die Anerkennung des unbestrittenen Besitzstandes und auf die Beachtung des thatsächlich Ueberkommenen hin, und dieses vermögen wir hinwieder in den größeren Verhältnissen nur aus der Geschichte verstehen zu lernen. Nun sind die meisten Menschen so rasch bei der Hand mit ihrem Urtheil und geben sich doch so wenig Mühe, die Thatsachen zu erforschen, auf welche es sich stützen muß. Diesem Beispiel wollte ich nicht folgen, sondern ich wollte lieber die Thatsachen recht genau kennen lernen und dann erst unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Ich habe gefunden, daß diese Methode eine Kraft besitzt, welche die Seele von Leidenschaften reinigt. Denn die rechte Kenntniß der Geschichte gibt zum Haß viel weniger Stoff, als vielmehr zum Schmerz über die Unvollkommenheit der irdischen Dinge und zu besseren Entschlüssen für die Zukunft. So habe ich denn immer geglaubt, daß die Erkenntniß des Wahren auch zur Verwirklichung des Guten führen werde‘ [1].

Wir müssen auf diese seine Gedanken und Gesinnungen des Weiteren eingehen. Die Liebe zum Vaterlande, ‚für's ganze Leben Kern und Stern‘ seines Wirkens, war ihm

[1] Bd. 1, 413.

‚gleichsam angeboren‘. In seinen Knabenjahren hatte er unter dem tiefen Eindruck, den der Untergang des alten Reichs und die Knechtung Deutschlands durch die Fremdherrschaft auf ihn ausgeübt, schmerzlich gelitten, dann aber hatte er während seiner Universitätsstudien den süßen Frühling der deutschen Auferstehung mit all' dem freudigen Schaffen und kräftigen Hoffen und mit all' den tröstenden Erinnerungen an das frühere und schönere Dasein der Nation miterlebt und Partei ergriffen für die deutsche Burschenschaft, die durch ihre Einheit das Vaterland im Allgemeinen, durch die Gleichheit der Mitglieder die politische Freiheit repräsentiren sollte. ‚In Liebe und Vertrauen‘ sah er damals der politischen Neugestaltung Deutschlands entgegen, und hielt ‚an der Hoffnung‘ fest, daß ‚wir wieder erlangen werden, was wir verloren: ein Reich und einen Kaiser; die alte Freiheit und das alte Recht d. h. die edelsten Güter unseres Volksthums‘.

Nun trat aber schon kurz nach seiner Rückkehr von der Universität in der deutschen Geschichte jener traurige Wendepunkt ein, seit welchem alle Romantik der Freiheitskriege aus der politischen Stimmung verschwand und, an Stelle der in den ersten Jahren nach Abschüttelung des fremden Joches auf Schaffen und Herstellen gerichteten Bestrebungen, ein Geist bloßer Verneinung, ein Haß gegen die auf dem Wiener Congreß geschaffene politische Gesammtordnung, gegen die einzelnen Regierungen und gegen den bloß vegetirenden Bundestag vorherrschend wurde. Dieser Haß bethätigte sich in der Presse, auf den Turnplätzen, in der Burschenschaft, in den Verhandlungen der neu eingeführten Stände, er drang sogar bis nach Rom in den Kreis der deutschen Künstler, und dort war es, wo Böhmer, wie wir hörten [1],

[1] Vergl. S. 53.

mächtig von demselben ergriffen wurde. In einem an zwei Freunde gerichteten Manifest[1] erklärte er damals, daß man auf allen Gebieten neue Bahnen einschlagen müsse: wie in der Religion und Ethik, in der Wissenschaft und Kunst, so sei es auch in der Politik mit allen bisherigen Grundsätzen vorüber; man müsse vorwärts schreiten; Jedermann sei verpflichtet, die Ideen der neuen Zeit in sich zur Klarheit zu bringen und die erste Menschenpflicht sei die That.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erschien ihm ‚die allgemeine Unzufriedenheit, die Vornirtheit und schlechte Gesinnung der Regierungen und das ganze Elend des Vaterlandes noch weit größer' als er erwartet hatte, aber er erkannte gar bald, daß er ‚mit den Wortführern der Unzufriedenheit, den neu-französischen liberalen Schreiern, diesen Pöbelbethörern und Selbstsuchtmenschen, die alles Edle und Aechtdeutsche im Volke in Zukunft noch mehr verhunzen' würden, als es die Schlechtigkeit der Minister vermöchte, ‚in keiner Weise gemeinsame Sache machen, keine Uebereinstimmung der Gesinnung haben könne.' Die sog. liberale Partei, sagte er, werde ‚um so mehr zum Unheile Deutschlands wirken, als sie dem Volke auch die religiösen Herzwurzeln abzugraben suche' und in Zukunft auf nichts Geringeres, als ‚auf den völlig religionslosen Staat' lossteuere. So erfüllte ihn ‚die ganze Gegenwart mit tiefster Wehmuth.' ‚Traurig', schrieb er im Jahre 1819 an Passavant, ‚sind unsere Aussichten rings herum, wenn wir nur etwas in die Ferne sehen. Nicht die Besten sind es, welche jetzt im Vaterlande herrschen, und welche an ihre Stelle dereinst treten könnten, werden noch schlechter sein. . . Wir dürfen ernstlich sorgen, wenn wir sehen, wie sehr der gute natür-

[1] Bd. 2, 32—37.

liche Sinn zu Grunde gegangen und dafür Verbildung jeder Art die Herrschaft gewonnen hat. . . O Italien! da sitze ich im engen nordischen Zimmer und seufze, wenn ich an deine Herrlichkeiten erinnert werde. Was ersetzt mir hier italienischen Lebensgenuß, kühlende Winde und blauen Himmel? Nur die Liebe zum Vaterlande kann es, nur der Besitz höherer Güter: aber wo ist hier ein Vaterland, wo sind hier höhere Güter, die das äußere Leben gibt? Gott besser's' [1]. ‚Aber', fügt er in seinen Aufzeichnungen hinzu, ‚wenn die Dinge sich bessern sollen, dürfen wir die Hände nicht ruhig in den Schooß legen, denn wer sich selbst und die edle Sache verläßt, wird von Gott verlassen; wer verzweifelt, ist schon gerichtet. Jeder wirke nach Kräften für Volk und Vaterland und spreche mit Uhland:

> ‚Erharret ruhig und bedenket:
> Der Freiheit Morgen steigt herauf,
> Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
> Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.'

‚Wie die Dinge gegenwärtig in Deutschland beschaffen sind, so kann man, sofern man nicht in einem praktischen Berufe steht, für's Vaterland am besten wirksam sein durch Pflege der Güter, die uns Deutschen trotz aller Zersplitterung gemeinsam geblieben sind und die uns wieder zu einer besseren Zukunft verhelfen müssen.' ‚Förderung der geistigen Einheit sei unser Ziel. Erreichen unsere Regierungen und die Herren vom Bund auch nicht was sie sollten, so müssen doch wir erreichen was wir können: Erhaltung und Pflege ächtdeutscher Gesinnung, aller Eigenschaften und Tugenden unserer Vorfahren, die uns ehedem groß machten, Pflege unserer eigenthümlichen Bildung und Sprache', und ‚was wohl am wirksamsten sein wird, weil es den vollen Ernst

[1] Bd. 2, 51, 111.

der Seele herausfordert, Aneignung und Verbreitung gründlicher Kenntnisse der Geschichte unseres Volkes. Hierfür will ich thätig sein und das Selbstgefühl unseres Volkes und der einzelnen Stämme zu heben suchen; vor allem aber soll meine Thätigkeit dem edlen rheinischen Stammvolke, dem ich angehöre, zu Gute kommen.'

Zu diesem Zwecke wollte er im Jahre 1822 ‚Briefe über Vaterland, Kunst und Wissenschaft an einen rheinischen Jüngling politischen Standes'[1] herausgeben, und ‚ich rufe', schreibt er, ‚meinem Jünglinge zu: Du rheinischer Jüngling, sei stark wie die Felsen deines Stromes, klar und lauter wie seine Wellen, freudig wie seine Rebenufer, dein Leben fließe dahin wie das seinige voll guter Werke und Nützlichkeit und wie sein Strom, mild zwischen milden Ufern, entgegenstarrende Felsen aber wild und siegreich überbrausend, unwiderstehlich zu dem großen Ocean zieht, so auch du nach dem Ziele, welches die Tugend dir unaufhörlich vor Augen stellt ... Bedenke die Herrlichkeit des Volkes, von dem du abstammst, wie es schon vor zweitausend Jahren an Sitte, Tapferkeit, Treue, Unermüdlichkeit alle andern übertraf, und wenn du diese Begriffe in dir aufgeregt, dann bedenke, daß auch du ein Deutscher, daß auch an dir, wenn du nicht mit Schmach diesen Namen tragen sollst, jene alte Herrlichkeit sich noch auf den heutigen Tag offenbaren muß.' ‚Freue dich deines schönen Vaterlandes und bedenke was es gewesen:

O schönes Rheingau, dein muß ich gedenken
Mit Sehnsucht stets, wie da der grüne Rhein
Zwischen den Ufern strömt, die ihn beschränken.
Wie oft stand ich am Strom im Abendschein,
Gespiegelt sanft von den beruh'gten Wellen
Und dachte froh: dieß Vaterland ist mein!

[1] Vergl. darüber Näheres Bd. 1, 118—119.

Wie da die Hügel auf und nieder schwellen
Und höh're Berge ragen in das Thal,
Die sich entgegen scharfem Winter stellen.
Von ält'ster Vorzeit steht da Mal an Mal;
Es sprechen laut die längst vergang'nen Zeiten,
Des Drusus Stein und Karls des Großen Saal.
Und wie die Städte an den Ufern beiden
So schön sich zieh'n und in der Abendruh'
Antwort sich gibt der Glocken frommes Läuten:
O rheinisch Land und rheinisch Herz dazu' . . .

„Ihr freien Städte, helle Edelsteine
Des Vaterlandes, ihr! wie gut zu wohnen,
Wie sicher war's im Schutz eurer Gemeine!
Bedürfniß fehlte nicht, so geht der Ruf.
Das Schöne hatte rings mit Blumenkränzen
Umzogen, was Bequemlichkeit sich schuf.
Wie stolz ihr da an euren Flüssen liegend,
Umgeben von der Mauern festem Schirm,
Von Warten überfaht das Land besiegend!
Wie wohlgereiht stand da nicht Haus an Haus,
Und sausend, rasselnd, klappernd drin sich regte
Des fleiß'gen Bürgers Arbeit mit Gebraus.
Und aus dem Mittelpunkt von dem Getümmel,
Wie hob sich da die Kirche mit dem Thurm
So hoch empor von Erden zu dem Himmel!
Wie da die Hallen, mit sinntiefer Kunst
Schön ausgeziert, am Feiertag sich füllten
Mit frommen Dankern für so hohe Gunst!
Noch nicht war worden zu der Zwietracht Raube
Das Heilige, es war Ein Gott allein
Und Eine Kirche und ein Einz'ger Glaube.
Doch mit dem Ernst war Scherz und Lust gepaart.
Ehrwürdig wohnten da erfahrne Alten
Und Jünglinge, frisch, fröhlich, fromm von Art.
Die Frauen sah man da sorgfältig walten
Des Haushalts, und es standen um sie her
Der Jungfrau'n schöne, züchtige Gestalten,

Voll Ernst und Grazie, ihre Lieb' ein Lohn
Der Tüchtigkeit — wohin, du bessre Zeit,
Bist du verlassend uns, wohin entfloh'n?
Seh'n wir dich wieder vor der Ewigkeit?'

In ‚solcher Gesinnung' schrieb er an Schulz: ‚Du gla
nicht, wie mich die alte Zeit unserer Geschichte begeistert,
noch Ein Reich und Ein Glaube, und wie sehnsüchtig
zu dem alten Leben unseres Volks und zu den alten
stalten unserer großen Männer mich flüchte, da ich in
Gegenwart so wenig Erfreuliches finde', aber er fügt hin
‚Glaube nicht, daß ich es bei Klagen und Sehnsucht
wenden lasse: Nein, die Freude an der Vergang
heit soll nur ihr Studium beleben, es gibt
edler Ziel:

— es gilt dem Edlen, Großen nachzuwandeln.

Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben und ich lege
meinem Jüngling in meinen ‚rheinischen Briefen' warm a
Herz, und strebe eifrigst darnach, sie selbst zu erfülle
Worin bestanden ihm diese Aufgaben? ‚Der erste Rat
sagt er dem Jüngling, ‚welchen ich Ihnen gebe, ist, nich
Unwürdiges zu thun, nichts Unrechtes gut zu heißen,
nichts sich gebrauchen zu lassen, was Sie nicht für nützli
halten. Sie sind ein freier Mann und nicht in der Lag
wie viele, aus Noth vom Staate leben zu müssen, un
können daher auch fester auftreten als viele Andere. De
Staat muß sich freuen, wenn Sie ihm Ihre Kräfte widmen
weil Sie es nicht müssen, werden Sie es um so tüchtige
thun, wenn Sie es für gut halten. Und ich rathe Ihne
dazu, so weit Sie dadurch nicht gegen den eben aufgestellte
Grundsatz verstoßen. Dieß sei Ihr Verhältniß zum Staat.
Was aber das Vaterland betrifft, so können Sie ihm nichts
Herrlicheres geben, als wenn Sie ihm in sich einen tüchti-
gen Bürger geben. Wir haben Mangel an Staatsmännern,

die mit äußerer Unabhängigkeit Kenntniß genug und
Redlichkeit verbinden; wir haben Mangel an Männern,
welche das Volk in der Noth seine Blicke richten und
Rettung des Vaterlandes erwarten kann. Ein solcher
ben Sie zu werden. Das ist das Höchste, was der Bü
erreichen kann. — Bleiben Sie treu dem Vaterlande!
sind ein Deutscher und unter den Deutschen ein rheini
Franke: seien Sie es stets ganz, streben Sie dahin den
typus Ihrer Nation darzustellen, auf daß Sie ein J
bald als solchen erkenne. Halten Sie daher auf hergebr
väterliche Sitte und lassen Sie sich nimmer durch die W
der Mode bewegen, mögen sie nun von der Seine oder
Newa herwehen. Wohnen Sie in Ihrem Lande, le
Sie es stets genauer kennen, die Eigenheiten seiner N
und seiner Bewohner. Schließen Sie mit den Tücht
unter denselben den Freundschaftsbund, das heilige
bündniß im Streben für das Vaterland. Halten Sie
an dem Gott Ihres Volkes und Ihrer Väter; der Gl
der diesen ein ruhiges Sterbebette bereitete, führe auch
durch's Leben und lasse Sie ein ruhiges Ende fi
Studiren Sie die Geschichte Ihres Landes, d
Sie den Geist kennen lernen, der seit den frühesten Z
es belebte. Lernen Sie Sprache und Zustand der and
Länder kennen, damit Sie von dieser Kenntniß zum W
Ihres Vaterlandes Anwendung machen können.'

‚Das Studium der Geschichte ist die würdigste Bes
tigung, theils um sich selbst zu stärken, theils Anderen
durch ein Stärkungsmittel zu bereiten, um der Gegen
den rechten Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten und
zeigen, wie das deutsche Volk von jeher ein freies Vol
wesen, welches sich auch die Formen, unter denen es l
frei und seiner würdig schuf.' Dieser Gedanke kehr
Böhmer's Briefen und Aufzeichnungen häufig wieder un

liebt es, wie zur näheren Begründung gleichlautende Aussprüche seines ‚Lieblingshistorikers' Johann von Müller zu citiren. ‚Müller sagt, daß das Aufblühen des ächten historischen Geschmackes eine seiner schönsten Hoffnungen auf die fortschreitende Entwicklung deutscher Nation begründe; nichts bringt dem Herzen praktischen Verstand und wahre vaterländische Tugend näher. Wir so wenig als die Römer haben einen Homer; uns muß die Historie zur Würdigkeit unserer Väter aufnähren. Zur rechten Erkenntniß der Geschichte aber empfiehlt Müller vorzüglich das Studium der alten Chroniken. Er beneidet keinen philosophischen Historiker unserer Zeit, wohl aber Tschudi und Königshofen und solche, deren malerische Einfalt jetzt nicht mehr zu erreichen ist, und die uns lehren, Wahrheit und Schönheit in ihrer ungeschmückten Gestalt zu fassen. Und was immer wir an historischen Kenntnissen uns aneignen, sollen wir zunächst nicht in schriftstellerischer Absicht, sondern als Männer und Bürger uns aneignen, und wenn wir schreiben, nicht im Schulton sprechen, nicht wie zu einer Academie oder einem Recensenten-Tribunal, sondern zum Zeitalter, zu unserer verwahrlosten Nation. Das sind Gedanken, des Edlen werth. Will man sie ausführen, so thut als conditio sine qua non Kenntniß, Erforschung der Quellen Noth, der besten Quellen, der unmittelbarsten Quellen: genaue Quellenkunde ist das erste Erforderniß eines Historikers.'

Wir sehen, es sind dieselben Gedanken, die ihn bei seinen Kunststudien leiteten, und gleichzeitig mit diesen hatte er schon wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien begonnen, ‚auch für die rechte Kunde der politischen Geschichte thätig zu sein.' Im December 1819 fertigte er eine noch vorliegende Uebersetzung der Germania des Aeneas Silvius an, studirte im Jahre 1820 eifrigst den Lambert von Hersfeld und überhaupt die Chroniken der salischen Periode, und

seit seiner Bekanntschaft mit Thomas und Fichard kam er ‚immer tiefer in die eigentlich historischen Studien hinein' und deren Betreibung wurde ihm durch seine Bibliothekarstelle wesentlich erleichtert. Mit Fichard besprach er eine neue Ausgabe der Limpurger Chronik, für die er alle Materialien sammelte, und ‚erhielt durch diesen Meister der Forschung die erste Einsicht in das Wesen historischer Kritik.'

Entscheidend für seinen ‚künftigen Lebensberuf' wurde dann die ihm durch Rath Schlosser und Fichard verschaffte persönliche Bekanntschaft mit dem Freiherrn vom Stein, dem er dankbar nachrühmte: „Ihm eigentlich gebührt Alles, was ich für vaterländische Geschichtsstudien gefördert habe.' ‚Mein Vater und Großvater', erzählte er, ‚pflanzten die ersten Keime meiner Liebe zur Geschichte der deutschen Vorzeit, und diese Liebe fand Nahrung und Förderung durch meinen Lehrer Sartorius in Göttingen, der mich die bessere und edlere Freiheit, wie sie im Mittelalter herrschte, kennen lehrte. Dann zogen mich Thomas und Fichard zu streng geschichtlichen Studien hin, Clemens Brentano erfüllte mich mit bewundernder Liebe für die deutschen Chroniken, aber die eigentliche Richtschnur erhielt ich durch meinen edlen Gönner Freiherrn vom Stein und sein großes Nationalunternehmen der Monumenta.'

Freiherr vom Stein hatte am Abend seines Lebens, nachdem er seine Hoffnungen für einen besseren Zustand des Vaterlandes in die Ferne gerückt sah, von der Gegenwart ab den Blick gern zu den Zeiten eines einigen, starken und mächtigen Deutschlands zurückgewandt. In Allem gründlich, schöpfte er auch hier aus den ersten Quellen, und da er bei anhaltender Beschäftigung mit denselben sich überzeugte, wie mangelhaft und unzugänglich die meisten Ausgaben der älteren deutschen Geschichtschreiber waren, so faßte er den Gedanken, sie für den allgemeinen Gebrauch in einer großen

Sammlung zu vereinigen. Zu diesem Zweck hatte er am 20. Januar 1819 in Frankfurt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in's Leben gerufen, und Böhmer erklärte sich, aufgemuntert durch Schlosser und Fichard, zur thätigen Theilnahme an dem monumentalen Unternehmen bereit.

Als ihn Fichard am 11. März 1823 bei Stein, der sich damals im Interesse der Gesellschaft in Frankfurt aufhielt, einführte, wurde er von diesem mit den Worten empfangen: ‚Ich freue mich, Herr Doctor, daß Sie zu mir kommen. Nun kenne ich drei Generationen Ihrer Familie, denn auch Ihren Vater kannte ich und stand mit Ihrem Großvater Hofmann mehrfach in Verbindung. Es waren deutsche Ehrenmänner, und schon früher hat mir Schöff Metzler gesagt, daß Sie ihnen nachschlügen.‘ Die Unterredung dauerte zwei Stunden und Stein war so befriedigt, daß er Böhmer am 15. März zum Mitglied der Gesellschaft ernannte, in die Sitzungen der Centraldirection berief und am 17. März an Freiherrn von Spiegel, den nachmaligen Erzbischof von Cöln, schrieb: ‚Ich hoffe, wir machen einen hiesigen jungen Gelehrten Dr. Böhmer dazu (zu einer Reise nach Paris und England, um mit der Bearbeitung der dortigen Handschriften fortzufahren) willig, der Liebe zur Wissenschaft mit vieler Bescheidenheit und äußerem Anstand verbindet und dem der Besitz eines eigenen bedeutenden Vermögens die nöthige Ungbhängigkeeit verschafft‘[1]. Böhmer notirte sich zum 11. März: ‚Ein glücklicher Lebenstag‘, und je öfter er später mit Stein zusammentraf, desto größer wurde seine Ehrfurcht vor dem ‚herrlichen Manne.‘ ‚Stein ist‘, schrieb er einem Freunde im März 1824, ‚beinahe siebenzig Jahre alt, aber voll Muth und Kraft wie ein Jüngling: ein

[1] Stein's Leben von Pertz 5, 806.

ächter deutscher Edelmann, seines uralten Geschlechtes letzter. Kein Sturm der physischen und moralischen Welt kann ihn erschüttern. In seinem Schlosse zu Nassau hat er sich einen hohen altdeutschen Thurm mit der Inschrift ‚Eine feste Burg ist unser Gott' erbauen lassen. Er hat die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte gestiftet, und er selbst kennt die Geschichte wie wenige Professoren. Was mir aber bei ihm am merkwürdigsten ist, das ist sein Vertrauen auf die Vorsehung, obwohl es vielleicht wenig Menschen von solcher Kraft gibt, deren Pläne und Hoffnungen so sehr vereitelt wurden. Ich darf oft stundenlang bei ihm sein und ich kann gar nicht sagen, wie ich mich durch ihn gehoben fühle, aber auch wie sehr gemahnt zur Demuth und zum Gottvertrauen im ernsten Thun. Es rührt mich, daß er gegen mich so gütig ist und mir so viele Zeit opfert.' Aber Stein sah darin kein Opfer. Während er es ‚in dem geistlosen Treiben der Bundestagsgesandten und den zeitverderblichen langweiligen gesellschaftlichen Bewegungen der Frankfurter eleganten Welt' [1] nicht aushalten konnte, widmete er gern manche Stunde dem Umgange mit jungen strebsamen Männern, auf die er seine beste Hoffnung für die Zukunft Deutschlands gründete.

Seit seiner Einführung bei Stein und seiner regen Betheiligung an den Arbeiten der historischen Gesellschaft war Böhmer's ‚Lebensberuf für die Historie des deutschen Mittelalters entschieden' und er sah von nun an seine ‚Kräfte nach einer bestimmten Richtung thätig, die reellen praktischen Nutzen für's Vaterland und Volk versprach.' Er unterstützte seinen Freund Fichard bei der Herausgabe des Archivs der Gesellschaft, und fertigte als seine erste literarische Arbeit das Register zum vierten Bande desselben an, worauf er

[1] Vergl. Stein's Leben 5, 701.

noch gegen Ende seines Lebens mit Wohlgefallen zurückblickte[1]. Nachdem Pertz die Leitung der Monumenta Germaniae historica übernommen, wurde mit Böhmer's Beihülfe die Grundlage des Werks festgestellt und Letzterer übernahm seit 1824 für eine lange Reihe von Jahren die schwere Last des Secretariats und der Kassenführung der Gesellschaft, und wurde in Frankfurt der thätige Mittelpunkt des Unternehmens, für dessen Förderung er auch viele wissenschaftliche Reisen machte[2].

Er ‚lebte seitdem förmlich neu wieder auf.' ‚Wie lange wanderte ich doch', schrieb er, ‚ruhelos umher im Suchen nach einem festen Lebensberufe, nach einer rechten Methode der Arbeit, und wie glücklich fühle ich mich nunmehr, ein würdiges Ziel gefunden zu haben. Mein Gesichtskreis wird enger werden, aber mein Blick um so fester. Ich will mich selber binden, denn Summa, wie Göthe sagt:

> ‚So ist's mit aller Bildung auch beschaffen,
> Vergebens werden ungebundne Geister
> Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
> Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.'

‚Meine volle und beste Kraft gehört der deutschen Geschichte.' ‚Je unhistorischer der Charakter unserer Zeit wird, je gleichgültiger man den alten Rechtszustand ansieht und durch Glückseligkeitssysteme der bedenklichsten Art ihn zu verdrängen sucht, je entschiedener man die Vergangenheit verachtet und je weniger man sie kennt, um so mehr habe ich mich mit meinem Sinnen und Arbeiten diesem Allem hingegeben. Ob praktisch aus der vorliegenden Desorganisation noch ein Stück von Recht, Freiheit und von deutscher

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 3, 247.
[2] Vergl. Näheres Bd. 1, 122—131.

Nationalität vor Demagogie oder Despotismus und welschem Wesen gerettet werden kann, weiß ich nicht, davon aber habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, daß das Andenken der deutschen Nation, ihrer Verfassung und ihrer Thaten fortzuleben verdient. Diesem widme ich gern mein Leben und fühle mich bei solcher Arbeit in meinem Berufe'[1]. ‚Als ächte Söhne unserer Väter sollen wir uns die Erinnerung an das bewahren, was unsere Vorfahren erlitten und erstritten, was ihnen frommte und ihnen schadete, die Erinnerung, wie Alles von den ältesten Zeiten hergekommen, und wie wir gestellt sind in der Gegenwart, mit Einem Wort: das Bewußtsein unseres Volksthums. Ist doch die Erinnerung Vielen unter uns die einzige Hoffnung und der letzte Schatz, denn die Geschichte ist, wie die kräftigste Ermunterung und die beste Lehre, so auch, wenn das Loos alles Irdischen sich erfüllte, die würdigste Grabschrift'[2].

‚Religiöse Ueberzeugungen, Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl' waren und blieben die ihn ‚bei der Arbeit treibenden Kräfte' und darum schrieb er: ‚Auch in der historischen Wissenschaft gilt: Verleugne dich selbst; nicht was uns am Liebsten, sondern was uns am Schwersten, sollen wir zu leisten suchen und gern verzichten auf augenblicklichen Erfolg, auf den Beifall der Menge, kurz auf alle die Dinge, welche jene bethören, die der Wissenschaft nicht um ihrer selbst und vor allem nicht um ihrer höheren Zwecke willen dienen, sondern aus persönlichen Rücksichten, wie sie Eigennutz, Stolz und Frevel erzeugt. Die Selbstverleugnung der Jünger der Wissenschaft ist ihr Gebet. Mabillon äußerte einmal: Die wahren Rosen der Wissenschaft blühen nur dem demüthigen Forscher.'

[1] Bd. 2, 212.
[2] Bd. 1, 348.

Mabillon und überhaupt die französischen Benediktiner sah er als seine Vorbilder an. ‚Diese frommen und gelehrten Männer haben nicht prunkende Geschichtsbücher hinterlassen, wohl aber Quellensammlungen, Lexica und dergleichen, denen wir die Kenntniß der mittleren Zeit verdanken. Wahrlich, das waren keine bloßen Mechaniker, die so viel leisteten. Sie erkannten den Geist Gottes, der durch die Geschichte weht, selbst wenn sie Wörterbücher schrieben, und was sie von dem Zusammenhange der Dinge verstanden, das konnte fruchtbringend in ihrem Bewußtsein bleiben.‘ ‚Es hat mich Weniges so gerührt und betroffen, als was ich einst in Mabillon's Lebensbeschreibung las, wie er zugleich religiös und gelehrt, ein eifriger Priester und ein eifriger Forscher war, wie er die Wahrheit liebte und wie seine ganze Gelehrsamkeit nicht auf Neugier beruhte, sondern auf jener ihn ganz und mit religiöser Gewalt beherrschenden Liebe zur Wahrheit.‘ ‚Solche, die von höherem Geiste ergriffen, ohne Weltlohn und Weltlob zu wünschen, in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben ernster Arbeit und höheren Zwecken gewidmet haben, können mich bis zu Thränen rühren und ich habe vor ihnen eine fast leidenschaftliche Verehrung, und möchte mich von dieser Leidenschaft nicht befreit sehen‘ [1].

‚Der Erforschung der historischen Wahrheit‘, wiederholt er oft, ‚wie die alten Benediktiner sich ihr widmeten, sei auch mein Leben geweiht . . . vitam impendere vero steht mir wie mit goldenen Buchstaben stets vor Augen geschrieben.‘ ‚Die Wahrheit ist erhabener als alle Dichtung, die wahre Geschichte stelle ich hoch über jeden Roman, aber wahr ist die Geschichte nur, wenn sie kein bloßes Bruchstück des Vergangenen, wenn sie kein Gespenst ist, wenn sie Fleisch und

[1] Bd. 1, 175, 156, 326 und Bd. 2, 164.

Bein hat, und damit sie solches bekomme, bedarf es zunächst einer umfassenden Sammlung, dann einer kritischen Sichtung des vorhandenen Materials über das Geschehene; es bedarf grundlegender Arbeiten, zwar mühsam für den, der sie macht, aber alle Mühen versüßend und allen Staub der Bücher und Pergamente verklärend durch den Lohn unbefangener Forschung, durch das Bewußtsein, daß man durch solche Arbeiten den Weg zur Wahrheit weise. Meine Kaiserregesten sollen einen treu gemeinten Versuch eines grundlegenden Werkes darbieten.'

Die Entstehung und die Bedeutung dieser Kaiserregesten müssen wir nun zunächst kennen lernen.

II. Grundlegende Arbeiten für deutsche Reichs- und Particulargeschichte.

Seitdem Böhmer in der Erforschung des deutschen Mittelalters seinen Lebensberuf erkannt hatte, wendete er sich von Anfang an vorzugsweise dem Studium der Urkunden zu, die er ‚als die ächtesten, wichtigsten und reichhaltigsten Quellen, als die sicherste Grundlage aller Geschichtskunde ansah'. ‚Das Studium der Urkunden', schrieb er im Jahr 1828 seinem Freunde Thomas, ‚erscheint mir mit jedem Tage wichtiger, je mehr ich mich überzeuge, wie vielseitig ihr Werth nicht bloß für den eigentlichen Historiker, sondern für Jeden ist, der sich, sei seine Aufgabe, welche sie wolle, in irgend einer Weise mit der Vorzeit beschäftigt'. ‚Fast ausschließlich nur von Solchen abgefaßt, welche die Wahrheit kannten und sie sagen wollten, meist durch obrigkeitliche Auctorität bestätigt, ist ihre Glaubwürdigkeit fast niemals einem Zweifel unterworfen. Stets gleichzeitige Nachrichten, zeigen sie die Sachen, wie man sie damals sah und kannte, nicht wie man sie später sich dachte. Auf's Sorgfältigste mit dem Ort und der Zeit der Ausstellung versehen, gewähren sie für die Auf-

einanderfolge der Thatsachen einen unfehlbaren Leitfaden. Von den Beziehungen der Staaten zu einander bis zu den Privatrechten der einzelnen Bürger ist kein Verhältniß, das sie nicht berührten, nicht in ihrem getreuen Spiegel abbildeten. Dazu sind sie uns seit 1100 Jahren in zahlloser Menge, und meist noch in den Originalien, enthalten. Aber es ist noch ein Umstand, der ihre Wichtigkeit unendlich erhöht: auch da, wo keine Geschichtschreiber geschrieben, wo keine Sage aus der Vorzeit sich erhalten hat, da pflegen dennoch Urkunden sich vorzufinden und sind sonach nicht selten die einzige Geschichtsquelle' [1].

Böhmer hatte ‚auch noch speciell vaterländische Gründe', die ihn ‚mehr zum Studium der Urkunden, als zu dem der Chronisten bewogen und ersteres als Beruf erkennen ließen'. ‚Mein Beruf', sagt er, ‚geht mehr auf Urkunden. Gründe, die mich dabei bestimmt haben, sind folgende. Die Chronisten beschäftigen sich am Ende doch mehr mit dem äußeren Leben der Völker. Das innere erkennt sich besser in Verfassung und Kunst. Insbesondere aber sind alle Beziehungen auf öffentliches und Privatrecht bei uns von höchster Wichtigkeit, weil das Kleinod des germanischen Volkes, die Freiheit, wie sie Tacitus geschildert, später in den Rechtszustand sich umbildete, so daß, was früher Freiheit war, nun Recht wird, und was jetzt Recht ist, früher Freiheit war. Dieser ursprüngliche Freiheits- und spätere Rechtssinn lebte bis zuletzt fort. Ihn erkenne ich noch in den weitläufigen Processen bei den Reichsgerichten, in den Gesuchen, womit die durchaus incompetente Bundesversammlung am Anfange ihrer Existenz überschwemmt wurde' [2]. ‚Freiheit und Recht, wie das Studium der Urkunden beide uns kennen lehrt, sei

[1] Bd. 3, 418.
[2] Bd. 2, 194.

unser Palladium, ihnen sei gewidmet, was an Kraft und Muth uns zu Gebote steht'.

Aus diesen Gründen wollte er seine ‚wissenschaftliche Thätigkeit für das Nationalunternehmen der Monumente vorzugsweise der dritten Abtheilung derselben zuwenden, der Mithülfe bei der Herausgabe ‚eines vollständigen Diplomatariums der zur allgemeinen deutschen Geschichte gehörigen Urkunden'.

Bei dieser Thätigkeit stellte sich aber bald das Bedürfniß von Regesten heraus, d. h. von genau chronologischen Verzeichnissen und kurzen Inhaltsangaben aller gedruckten und ungedruckten Urkunden. Böhmer unterzog sich dieser Arbeit und erklärte den 22. Februar 1829, an welchem Tage er dieselbe begann, für den folgenreichsten Tag seines Lebens. Von nun an, sagte er, gehe er eine grade, feste Straße durch die Jahrhunderte und genieße jetzt eine Aussicht nach rechts und nach links [1]. Die in jeder Urkunde enthaltene Thatsache stellte er durch einen kurzen Auszug fest, wies die Bücher nach, worin die einzelnen Urkunden abgedruckt, oder die Archive, worin die noch ungedruckten vorhanden, und legte somit ein festes, aus unverwüstlichem Gestein bearbeitetes Fundament für die der vaterländischen Geschichte gewidmeten Studien.

Kurz vor der Vollendung des Werkes starb ‚leider derjenige, dem unter allen Lebenden daran der meiste Antheil zukam', Freiherr vom Stein († am 29. Juni 1831), Böhmer's ‚väterlicher Freund, vielleicht der letzte große Deutsche der alten Zeit'. ‚Stein's Tod', schrieb Böhmer, ‚ist für mich der schwerste Verlust nach dem 27. November 1817, wo mir der Vater starb', und in einem Briefe an Hübsch: ‚Stein's Verlust erschütterte mich sehr. Es ist mir, als ob mir ein

[1] Bd. 1, 156.

Stern am Himmel fehle. Ich wandelte so gern unter seinen Augen. Kein anderer Beifall kann mir den Lohn gewähren, welchen ich darin fand, wenn er mit meinen Bemühungen für die Geschichte des Vaterlandes zufrieden war. Doch er ist glücklich einer Zeit entrückt, der nichts mehr heilig ist, und seinem Greisenalter ist der tägliche Kummer erspart, den am Ende sein muthiges Herz doch vielleicht nicht überwunden hätte'[1]. So dachte auch Rath Schlosser, indem er an Böhmer schrieb: ,Stein ist aus dem Jammer des immer tiefer sinkenden Deutschland's, wo Recht und Freiheit für Alle immer weniger Vertreter finden, falscher Liberalismus die Oberhand gewinnt und die noch gutgesinnte Partei sich zu keiner geschlossenen, mannhaften Thätigkeit mehr aufzuraffen scheint, wohl zu seinem Glück befreit worden, und wir haben jetzt nur noch eine, freilich ganz anders geartete, aber in ihrer Art gleichmäßig hervorragende Heldennatur aus alter Zeit: den Dichterfürsten in Weimar, dessen persönliche Bekanntschaft ich so gern Ihnen gönnte. Was der Verlust von Stein für das Vaterland, für die Unternehmungen der historischen Gesellschaft, für Sie wie für mich bedeutet, war und ist oft der Gegenstand meiner bekümmerten Gedanken. Aber seien und bleiben Sie wohlgemuth im ernsten Tagewerk, und vollenden Sie, wozu Stein Ihnen Antrieb und Leitung gab'.

Unter Stein's Augen hatte Böhmer die historische Laufbahn begonnen, Stein's Zuruf hatte ihn stets ermuntert und gestärkt und es erschien ihm nun, nach dem Tode des Mannes, sein historischer Beruf ,noch heiliger' wie früher, weil neben Pertz hauptsächlich ihm ,das zu vollenden hinterlassen war, dessen Wichtigkeit der deutsche Sinn des Verewigten zuerst erkannte'. Er war bereit, ,der Sache der

[1] Bd. 2, 206.

Monumente jedes Opfer zu bringen' und gedachte insbesondere die Herausgabe der Urkunden ,auch durch Aufwendung eigener Mittel' zu vollenden [1].

Im Juli 1831 schickte er die Kaiserregesten ,in die Welt, im Stillen sinnend:

Wie Agrippina steiget an das Ufer,
Dem Römervolk den Rest des Lieblings zeigend
Und Sehnsucht weckt und weinend Thränen erntet:

So zeig' ich euch, ihr Deutsche, edle Asche;
Ob einst ein Phönix d'raus sich neu gestalte,
Das leg' ich demuthsvoll in höhere Hände'.

Oeffentlich führte er das Werk mit einem Sonette seines Freundes Rückert ein:

,Gleichwie ein reicher Mann, der denkt zu sterben,
Zuletzt noch einmal mißt mit ruhig kalter
Besonnenheit sein Gut nach Zahl und Malter,
Daß es in Ordnung finden seine Erben:

So seh' ich dich, mein Volk, da du vom herben
Verhängniß wardst gedrängt in's Greisenalter,
Wie nun auch du durch emsige Verwalter
Einsammeln lässest deines Hausraths Scherben.

Was irgend noch von alter Geisteshabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen

Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne d'raus, wie reich du bist gewesen.'

Die Kaiserregesten fanden allgemein die beifälligste Aufnahme. ,Den Werth dieser Arbeit', schrieb Lappenberg aus Hamburg, ,werden viele, alle anerkennen; doch nur wenige werden so wie diejenigen, welche mit ähnlichen Arbeiten sich zuweilen beschäftigt haben, auch das Verdienst des Arbeiters

[1] Vergl. Bd. 2, 212, 213.

würdigen können. Bei einer Arbeit, wie die Ihrige ist, muß erkennen, wer nur Augen hat zu sehen und Unbefangenheit, um zu begreifen, daß das Verdienst des ächten Gelehrten nicht nur in großen Kenntnissen besteht: es beruht auch auf der Tiefe seines moralischen Gefühls und seines Glaubens, welche ihn zwingen, dem Prunke und dem, was schnell die Menge anzieht, zu entsagen und es von sich zu stoßen, um an wahrer und dauerhafter Begründung seiner Wissenschaft zu arbeiten'.

Von allen öffentlichen Stimmen über das Werk wurde Böhmer ,am meisten erfreut und ermuntert durch Jacob Grimm', der in den Göttinger Gelehrten Anzeigen voraussagte, daß ,die Kaiserregesten zu den folgenreichsten Erscheinungen unserer historischen Literatur' gehören würden. Der Verfasser, so rühmte Grimm, hat hier alle Urkunden der deutschen Könige und Kaiser aus den vier Jahrhunderten, in welchen sich die Kraft unseres Volkes am größten zeigte, in ein höchst lehrreiches und fortan jedem Bearbeiter deutscher Geschichte unentbehrliches Verzeichniß zusammengestellt. Die Zeit einer solchen, durch das Herz von Europa waltenden Kraftentwicklung kann keine rohe heißen, denn nur das Thatenlose ist roh und barbarisch, nicht aber Deutschland in der ersten Hälfte des Mittelalters mit einer Verfassung, welche, wie sich Böhmer treffend ausdrückt, aus der Freiheit entstanden und auf das Recht gegründet war, und unter Regenten, von denen ich nicht weiß, ob je ein anderes Volk innerhalb vierhundert Jahren eine Reihe von mannigfaltigerer Größe besessen. Wie lebensvoll ist allein das Bild der Aufenthaltsorte unserer Könige, welches uns in diesen Regesten mit einer vorher unerreichten Bestimmtheit vor Augen gestellt wird. Keine große Stadt festigte ihren Sitz, sie waren und sahen allenthalben im Reiche zu und der Hof wurde da aufgeschlagen, wo es das Bedürfniß erheischte;

nur die bedeutenden Jahresfeste pflegten an einem besonders heiligen oder geliebten Ort gefeiert zu werden, wenn nicht außerordentliche Ereignisse eine Abänderung geboten. ‚Noch niemals sind die Diplome der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Könige, die sich in einer Menge von Sammlungen, Büchern und Deductionen zerstreut finden, zum Theil auch noch ungedruckt liegen, mit einer solchen Umsicht und Genauigkeit zusammengestellt worden. Wie viel Böhmer überall leistet, kann man sehen, wenn man ihn mit neueren Schriftstellern vergleicht, deren Fleiß sich bemüht hat, die Diplome einzelner Könige zu sammeln'.

Böhmer erstrebte mit seiner mühsamen Arbeit ‚keinen andern Ruhm, als den Beifall und die Nachfolge derjenigen, welche die Geschichte aus Vaterlandsliebe treiben, denen Friede, Recht und Freiheit lieb ist'. Und Solche munterte er zu ähnlichen Arbeiten auf. Der Werth derselben, schrieb er an Chmel in Wien, ‚wird immer noch viel größer sein als die darauf verwendete Mühe, welche also nicht abschrecken darf. Das Bewußtsein, etwas Bleibendes, Grundlegendes zu leisten, muß den Muth verleihen und die Beschäftigung mit den ächten Quellen der Geschichte (gleich der reineren Luft auf Gebirgshöhen) die Kraft gewähren. . . . Ist nur einmal ein rechter Anfang gemacht, so werden vielleicht auch weitere Kräfte gewonnen, und das ist ja doch so wichtig, dahin zu trachten, daß die kleine Zahl von Männern, welche jetzt noch der Historie Ernst und Liebe widmen, sich nicht vermindere, sondern vielmehr vermehre und immer belehrender zu den Zeitgenossen und der Nachwelt rede. Wie fördernd wird hier der reichere Blick, welchen uns die größere Ausbildung der Kenntniß des deutschen Privatrechtes auf die Denkmäler der Vergangenheit zu werfen gestattet' [1].

[1] Bd. 2, 202, 204.

‚Möchten doch alle Freunde deutscher Geschichte, deutscher Alterthümer, mit einem Wort deutscher Nationalität sich recht lebhaft dem urkundlichen Studium jener Vorzeit zuwenden, wo die Eigenthümlichkeit unseres Volkes noch nicht durch fremde Einflüsse getrübt, oder gar, wie wir heutzutage bei den Deutschfranzosen nur zu häufig sehen, dergestalt aufgehoben war, daß nichts als die edle Muttersprache übrig geblieben ist, welche freilich bei der ganz fremdartigen Bildung zur unverstandenen Hieroglyphe wird. Auch das gefällt mir nicht, daß so viele Alterthumsfreunde immer nur Hacke und Grabscheit führen und die Asche in den Gräbern stören. Man sollte die Todten ruhen lassen und lieber den Denkmälern des Lebens sich zuwenden, welche in so reicher Fülle erhalten sind und woran wir unser Herkommen und Recht zu erfahren, unser eigenstes Selbst wieder zu erkennen vermögen, wenn der Sinn in uns der Wahrheit geöffnet ist'. ‚Was kann es fördern, am Gebäude der Geschichte weiter zu bauen, wenn der Boden noch nicht untermauert ist? Weg mit solchem Danaidengeschäft und lieber hin zu grundlegenden Arbeiten! Sanctus amor patriae dat animum! Die heilige Liebe zum Vaterlande gibt den Muth.' [1]

‚Ich will mich ja gern', schrieb er an Rath Schlosser, ‚mit dem Titel eines historischen Handlangers begnügen und bloß die Bausteine zurechtlegen, wenn Andere dann nur wirklich bauen; wenn Männer politischen Standes, die Herz, Geist und Muße haben, mit Ernst und Liebe sich der vaterländischen Vorzeit, die doch nicht den Lohnarbeitern gehören sollte [2], zuwenden wollten, wenn insbesondere die Schulmänner und Jugendlehrer Sinn und Liebe weckten für das, was unser eigenes Fleisch und Blut'. Darum sagte er auch

[1] Bd. 2, 212, 214 und Vorrede zu den Kaiserregesten. S. XIII.
[2] Vergl. Bd. 2, 194.

in der Vorrede der Regesten, nachdem er über deren Brauchbarkeit für die Reichs- und Partikulargeschichte und für alle historischen Hülfs- und Nebenwissenschaften gehandelt: ‚Es würde mich freuen, wenn akademische Lehrer und ihre Zuhörer beim Vortrag der Reichsgeschichte diese Blätter neben sich legten, um dieses Gerippe der Chronologie, dieses Cirkulationssystem der Geographie aus den Monumenten der Kunst und Wissenschaft und den Chronisten mit Muskeln und Fleisch und dem Gesichte jeder Zeit zu bekleiden‘.

Nach Vollendung der Kaiserregesten beschäftigte sich Böhmer mit den Regesten der Karolinger, mit einem Verzeichniß der Reichsgesetze und mit einem Urkundenbuch seiner Vaterstadt, durch welch' letzteres er, abgesehen von allgemeinen Zwecken, seinen Freunden Thomas und Fichard ‚eine Ehrenschuld, einen Zoll der Dankbarkeit für all' ihre Liebe und für ihre Förderung‘ seiner Studien entrichten wollte.

‚Es ist unglaublich‘, schrieb Senator Thomas im Mai 1832 an Jacob Grimm, ‚wie Freund Böhmer arbeitet: Regesten der Karolinger, Reichsgesetze, Frankfurter Urkundenbuch, eifrige Thätigkeit auf der Stadtbibliothek, im Städel'schen Institut, dabei Verwaltung seiner Familiengüter, Privatgeschäfte, reiche Correspondenz, und immer noch Zeit für Sallust und Cäsar und für Lieblingsdichter aus alter und neuer Zeit. Er war nie in frischerer Thätigkeit und Alles geht bei ihm aus so reinem, heiligem Sachinteresse hervor. Seine Selbstverleugnung ist rührend in unserer egoistischen Zeit. Er ist ein herrlicher Mensch. Gott erhalte ihn; ich wüßte nicht, wie ich ihn entbehren könnte. Darum Herzensdank, daß er auch Ihnen so gefallen und am Herzen liegt‘.

Aus letzteren Worten können wir schließen, wie rühmend Grimm sich über Böhmer, mit dem er im April 1832 in

Darmstadt gemeinsam gearbeitet, ausgesprochen haben muß. Die Bekanntschaft beider Männer datirte schon aus frühern Jahren, wo sie sich bei Thomas ‚gleichen Sinnes und gleicher vaterländischer Richtung zusammengefunden'. In der That hatten sie die innerste Verwandtschaft: dieselbe selbstverleugnende Hingabe an einen großen Zweck, dieselbe Einsicht, daß ‚deutsches Leben und deutsche Wissenschaft aller Fremdländerei vorzuziehen', und dasselbe Streben durch Erforschung des deutschen Alterthums der Gegenwart einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten und, nach einem Worte von Görres, gleichsam ‚rückwärtsschauende Propheten', ‚Propheten mit umgekehrtem Gesichte' zu werden. Und wenn dabei Böhmer sich durch Grimm's Treuherzigkeit und edle Einfachheit besonders angezogen fühlte, so verehrte er in seinem Freunde eben diejenigen Eigenschaften, welche ihn selbst auszeichneten. An Grimm's Studien nahm er den lebhaftesten Antheil, unterbreitete ihm einmal einen Vorschlag zur Anfertigung einer polyglotten Sprachlehre [1], und unterstützte ihn besonders in seinen Forschungen für deutsche Rechtsalterthümer, ‚in der vollsten Ueberzeugung', daß ohne deren Kenntniß die Reichsgeschichte ebensowenig gekannt oder geschrieben werden könne, als die des Mittelalters überhaupt ohne Würdigung der Kirche und die des Alterthums ohne Sinn für die Kunst [2].

Aus diesem Grunde ermahnte er so häufig jüngere Freunde, daß sie sich Kenntnisse des altdeutschen Rechts erwerben sollten, ‚nicht gerade jene conventionelle Rechtskenntniß', sagt er, ‚wie sie auf den meisten Kathedern gelehrt wird, sondern jene lebendigere, wie sie aus allen unsern Geschichtsquellen heraussspricht. Die Geschichte der äußern Grenze

---

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 168—169.

[2] Vorrede zu den Kaiserregesten. S. V.

ist nur das Aeußere der Geschichte. Die Constitution ist das Innere. Da sind noch Schätze zu heben, weil der natürliche gesunde Trieb Weiseres und Sinnreicheres gebildet hat, als die Speculation erdenken kann' [1].

‚Möchte doch Jeder', schrieb er an den Archivar Habel in Schierstein, ‚soviel er kann, dafür thun, daß Alles gesammelt und gerettet werde, was sich auf deutsche Rechtsalterthümer, auf altdeutsches Staats- und Privatrecht bezieht. Graben wir doch, wie mein Freund Jacob Grimm, nach den lebendigen Wassern, und lassen wir Andern die Cisternen. Welch' einen Gewinn zog Grimm für deutsche Rechtsalterthümer aus den Weisthümern'! Und an Rath Schlosser: ‚Zur Wiederbelebung des halb erloschenen Rechtssinnes erscheint mir nichts so geeignet, als das urkundliche Studium unseres alten Rechts nach all' seinen Verzweigungen, und die Förderung desselben ist um so mehr Sache aller Vaterlandsfreunde, weil es zugleich Sinn und Liebe für die ächte Freiheit fördert, wie sie in unsern guten und großen Zeiten bestand'.

Er selbst wollte ‚behufs dieser Förderung' unter dem Titel: ‚Geschichtliche Beleuchtungen des deutschen Staatsrechts' eine Reihe von Abhandlungen herausgeben, ‚die zugleich praktischen Nutzen für brennende Fragen der Gegenwart besitzen sollten'. Von diesen Abhandlungen erschien nur die erste im Jahre 1832 über ‚das Zollwesen in Deutschland', und die gediegene Schrift, die Böhmer als ein Zeugniß seiner ‚Ehrfurcht vor dem altgermanischen Recht und der altgermanischen Freiheit' ansah, ist für uns auch besonders deßhalb wichtig, weil sie seinen politischen Standpunkt kennzeichnet, auf den wir später zurückkommen.

Die erwähnten Regesten der Karolinger erschienen im

[1] Bd. 2, 222.

Jahre 1833 und Böhmer hatte im Vergleich mit den Kaiserregesten den Plan des Werkes schon etwas erweitert, nicht nur durch Vereinigung der Urkunden mit den bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen, welche sich an gegenseitigen Ergänzungen und näheren Bestimmungen der Thatsachen überaus fruchtbar erwies, sondern auch durch Aufnahme der eigentlich politischen Actenstücke, der Wahl- und Krönungsacten, der Friedensschlüsse, der geistlichen und weltlichen Gesetze u. s. w., auf deren Wichtigkeit für das deutsche Staatsrecht er aufmerksam machen wollte.

Im Jahre 1836 folgte dann ein grundlegendes Werk für die deutsche Partikulargeschichte, nämlich das Frankfurter Urkundenbuch, welches noch heute in keiner Weise von einer ähnlichen Arbeit übertroffen worden und seit seinem Erscheinen als Vorbild angesehen wurde, wie andere große Städte für ihren Nachruhm und das Selbstgefühl ihrer Bürger sorgen sollten.

Ist der Werth des Werks im Speciellen für die Geschichte Frankfurts um so höher anzuschlagen, weil die Stadt im Mittelalter keinen einzigen Geschichtschreiber hatte, so bietet es zugleich im Allgemeinen reiches Material für die Kenntniß des älteren deutschen Städtewesens überhaupt, sowie für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, und hat wegen seiner zahlreichen, in deutscher Sprache abgefaßten Schriftstücke auch für die Sprachforschung ein hervorragendes Interesse.

In der Vorrede des Urkundenbuchs und in seinem schon im Jahre 1829 erschienenen ‚Studienprogramm für Frankfurter Geschichte‘ [1] gab Böhmer eine so vortreffliche Anleitung für die Abfassung einer städtischen Geschichte, daß Rath Schlosser mit Recht ihm bemerken konnte: ‚Was sie als Gegenstand der Frankfurter Partikulargeschichte bezeichnen und nach sieben Rubriken sondern, scheint mir so klar durch-

[1] Bd. 3, 417—431.

dacht und so gefestigt in sich, daß eine nach Ihrem Plane angefertigte Stadtgeschichte für die Methodik solcher Arbeiten Muster werden könnte'.

‚Gegenstand der Frankfurter Partikulargeschichte', sagte Böhmer, ‚kann nur das sein, was wirklich der Stadt eigenthümlich ist und unmittelbar auf ihr Leben Einfluß hatte und aus demselben hervorging. Dahin ist zu zählen:

1) Geschichte der Entstehung der Stadt als solcher und der politischen Verfassung im Innern (politische Geschichte). 2) Geschichte des Bodens und der auf demselben vorgegangenen Veränderungen, also natürliche Lage, Kirchen, Häuser, Straßen, Plätze, Mauern u. s. w. (Topographie). 3) Geschichte der Bewohner nach den einzelnen Familien (Geschlechtergeschichte). 4) Geschichte des Partikularrechts und der Gerichtsverfassung (Rechtsgeschichte). 5) Geschichte der kirchlichen Verfassung, der milden Stiftungen, der Schulen (Kirchengeschichte). 6) Geschichte der einzelnen Ereignisse, welche die Stadt von außen betroffen, und die sich in ihr und um sie zugetragen. 7) Sitten- und Culturgeschichte überhaupt, so weit dieselbe auf Frankfurt besonderen Bezug hat, oder aus Ueberlieferungen, welche sich an Frankfurt knüpfen, erörtert werden kann'.

Auch einige allgemeine Betrachtungen heben wir aus der Vorrede des Urkundenbuchs und aus dessen Ankündigung hervor: ‚Wir haben noch kein Werk über die innere Politik der deutschen Republiken. Und doch ist hier die Fülle von politischen Formen und Eigenthümlichkeiten vorhanden, ein Schatz der mannigfaltigsten politischen Weisheit niedergelegt ... Die Geschichte kann es nicht übersehen, daß die Reichsstädte die Mittelpunkte der Bildung und des Verkehrs der Nation gewesen, und einem vaterländischen Geschichtschreiber ist es aufbehalten zu zeigen, wie die Verfassungen deutscher Republiken nicht minder kunstreiche Gebäude waren,

als ihre Dome'. Unter den Ursachen, weßhalb für deren Geschichte so wenig geschehen, führt er an: ,die herrschende, antik-philologische Richtung, welche sich zwar bei den entferntesten Völkern und Zeiten auch um das Kleinere bekümmert, aber für das Vaterland kein Herz hat, dessen Eigenthümlichkeit ungekannt zu Grunde geht, während die Gegenwart, immer weniger Männer zählend, die noch das alte heilige Reich gekannt, in allgemeinen Tendenzen und Ansichten sich immer mehr verflacht'.

,Das äußere Bild unserer Stadt hat sich verändert. Unsere Mauern und Wälle sind verschwunden, so viele Denkmäler der frühern Zeit sind dahin, selbst die Gesinnungen sind nicht mehr die alten. Um so dringender ist es nun, daß wenigstens der Geschichtschreiber das Gedächtniß der Vergangenheit erhalte und, wie solches das Amt der Historie ist, dem Gemeinwesen die Selbstkenntniß bewahre. Vor allem hat er die Grundlagen zu bezeichnen, auf welchen unser Staat gegründet wurde, auf welchen derselbe wuchs und gedieh und noch in den letzten Zeiten sich ehrenvoll erhielt, jene Grundlagen, von welchen er sich ungestraft nie wird absondern können, weil (wie Sallustius sagt) ein jedes Regiment sich am leichtesten durch dieselben Mittel erhält, durch welche es zuerst sich bildete. Möge diese praktisch wichtige Rücksicht der vaterstädtischen Geschichte unter dem heranwachsenden Geschlecht immer mehr Freunde gewinnen.'

Nachdem er über die Reichhaltigkeit des städtischen Archivs und über die größeren und kleineren Stoffe, welche daraus vorzugsweise zu veröffentlichen seien, ausführlicher gesprochen, bemerkt er: ,Ohne Zweifel wäre es eine Aufgabe für das Gemeinwesen, solche Unternehmungen zu veranlassen oder doch zu begünstigen ... wie es in Bezug auf die allgemeine deutsche Geschichte durch Unterstützung der Monumenta Germaniae historica medii aevi von den Regierungen Deutsch-

lands und insbesondere auch von Frankfurt in dankbar anzuerkennender Weise geschieht. Aber auch Privaten, welche in der Sache des Vaterlandes und seiner Geschichte ihre eigene erkennen, finden hier Gelegenheit zu verdienstlichen Opfern und würdiger Thätigkeit'.

Hierbei kommt er auch auf die Archive zu sprechen. ‚Es ist nicht zu übersehen, daß die Archive seit den letzten großen Staatsumwälzungen und insbesondere seit der Auflösung des deutschen Reichs in ein ganz anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, als in welchem sie noch kurz vorher gestanden. Mögen die Registraturen nach wie vor ausschließlich den Behörden dienen: die Archive dagegen bergen keine Geheimnisse mehr, wohl aber bewahren sie einen großen Theil der Geschichte, also der Selbstkenntniß unserer Nation, einen um so heiligeren Schatz, je mehr die Spuren der Väter im Vaterlande verschwinden. Möge er von treuen Händen gehoben und, wenn er für's Leben verloren sein sollte, doch der Wissenschaft erhalten werden'. Seitdem aber die Archive in ein anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, hat auch der Archivar neue Aufgaben bekommen. ‚Der Archivar', schrieb er einmal in späterer Zeit, ‚wenigstens der Staatsarchivar, steht nun nicht mehr bloß seiner Regierung, sondern der Wissenschaft und dem gelehrten Publikum gegenüber. In wissenschaftlicher Hinsicht sollte er auch noch (und ebenso der Bibliothekar) Träger der ehemaligen Benediktinerarbeit sein. Es gibt wissenschaftliche Aufgaben, die nur der Archivs- oder Bibliotheksbeamte lösen kann. Wie hätte ich mein Frankfurter Urkundenbuch zu Stande bringen können, wenn ich nicht einmal Frankfurter Archivar, wie die Kaiserregesten, wenn ich nicht Bibliothekar gewesen wäre? Darum sollte man nur Leute anstellen, die mit Eifer und Liebe für ihren schönen Beruf auch Productivität verbinden. Den ihre Sammlung benutzenden Gelehrten gegenüber sollen sie

sachverständige Dienstbereitwilligkeit üben, wie ich diese z. B. in Wien und Stuttgart erfahren habe. In Archiven und Bibliotheken, wo ich dergleichen nicht finden kann, mag ich gar nicht arbeiten. Es bedarf auch hier eines freudigen Gebers. Der ist ein Segen, ein Neider ist ein Fluch für solche Berufe und Stellen" [1].

In der Vorrede des Urkundenbuchs stellte Böhmer noch einen zweiten Band desselben in Aussicht und beabsichtigte außerdem noch die Herausgabe von Batton's Topographie der Stadt und von Fichard's Geschichte der Frankfurter Geschlechter, aber während seiner Vorarbeiten erfolgte im Jahre 1838 der Tod seines liebsten Freundes, des Bürgermeisters Thomas, der an seinen ‚Forschungen den persönlichsten Antheil genommen', und seitdem wendete er sich ‚lediglich der allgemeinen deutschen Geschichte zu'.

Rührend spricht sich in Böhmer's Briefen die Klage um Thomas aus. ‚Mit ihm ist mir mein Glück gestorben'. ‚Welche freundliche, durchaus wohlthuende Erscheinung! So war er mir immer, ja immer mehr. All' die gewaltigen Fragen der letzten Zeit haben wir wie mit Einem Sinn aufgefaßt. Verehrung vor dem Einen und Abneigung gegen das Andere haben wir, wie so manche Klage, so manchen Schmerz gleich getheilt. Auch so manche Freude. Er war mir gleichsam Ersatz für alles Andere, was mir unter den Menschen fehlte. Mit einer unerklärlichen, und darum, so Gott will, jenseit des Irdischen wurzelnden Neigung hing er an mir. Jedes Kleinste, was mich umgab, hatte dadurch ein Interesse für ihn, in meiner Gegenwart schien er immer befriedigt. Ich konnte das nicht ganz so erwiedern, denn in meinem Herzen hatten Welt und Leben mehr Bitterkeit

[1] Bd. 3, 307.

erzeugt'[1]. ‚Seines Gleichen', äußerte er sich gegen Maurer de Constant, ‚werde ich nie mehr finden, er ersetzte mir Alles, was mir gebrach, und ich beklagte nach seinem Tode nur Eine Sache, nämlich ihm dieß nicht so gesagt zu haben. Doch die Art, gegen einander zu sein, ist ja sprechender als Worte'. In einem schönen Necrolog[2] entwarf er ein Bild des Wesens und Wirkens seines Freundes, und am Schluß der Vorrede der Regesten Ludwigs des Bayern sagt er: ‚Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne mit Schmerz zu gedenken, daß derjenige nicht mehr lebt, der an diesen meinen Arbeiten den nächsten Antheil genommen und dem ich auch dieses Buch am liebsten überbracht hätte: ich meine unsern Bürgermeister Thomas. In Unterhaltungen mit ihm war vor zehn Jahren die Idee der Kaiserregesten reif geworden, seine Mitfreude an jedem Vorschritt war Förderung, der Gebrauch, den er von den Resultaten zu machen wußte, Lohn der Arbeit.'

Diese Regesten Ludwigs des Bayern, woran Böhmer fast fünf Jahre gesammelt hatte, erschienen im Juli 1839 und boten in der Ausführung einen weit mannigfaltigeren Anblick dar, als seine früheren Regesten. Während nämlich diese nur eine einzelne Reihe enthielten, so brachte er jetzt dem Charakter der Zeit gemäß, nach den damals in Deutschland handelnden Hauptgewalten, deren drei: die von Ludwig, Friedrich dem Schönen und Johann von Böhmen, und fügte denselben die Regesten der Päpste hinzu; die einzelnen Auszüge aus den Urkunden sind ausführlicher, und den politischen Actenstücken, welche er in den Regesten der Karolinger nur neben den von den Regenten selbst ausgestellten Urkunden einfügte, wies er jetzt besondere Abtheilungen: Wahlakten und andere Reichssachen, Landfrieden und Städtebünde u. s. w.

[1] Bd. 2, 267, 269, 283, 286, 289 u. s. w.
[2] Bd. 3, 468—477.

zu. Mit der vollen Unmittelbarkeit, wie sie den urkundlichen Ueberlieferungen eigen ist, tritt uns in diesem Werke das ganze Bild der Zeit mit all' ihren tiefgreifenden Bewegungen und Kämpfen entgegen.

Ungemein wichtig wegen ihres reichen Gehaltes ist auch die Vorrede des Werkes, aus der wir zunächst sein Urtheil über Olenschlagers ,Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts' hervorheben, weil wir daraus entnehmen können, welche wesentliche Anforderungen er an einen Historiker stellte. ,Nach genauer Zeitrechnung geordnet, mit Abschneidung unnöthiger Weitläufigkeiten auf das Wesentliche gerichtet, der Wahrheit als der vornehmsten Eigenschaft eines ächten Geschichtschreibers wissentlich nichts vergebend, doch bescheiden sie aussprechend, zumal aber mit politischem Blick die geheimen Triebfedern der Handlungen aufdeckend und darum auch an Raynaldi als vornehmsten Leiter sich haltend, erzählt er seine Geschichte, die er im Uebrigen vorzugsweise auf die zeitgenössischen Schriftsteller, vor allem Andern aber auf die Urkunden als die sichersten Denkmale der Historie gründet'.

Und was ihm bei einem Geschichtschreiber am meisten zuwider war, erkennen wir aus den Worten über die bayerische Geschichte des verdienten Buchner: ,Einige nationale Vorliebe, welche bei ihm hier und da nicht ohne Einfluß war, gibt mir bei einer im Allgemeinen wahrheitsliebenden Gesinnung weniger Anstoß, als z. B. anderwärts das Haschen nach dem Picanten, die Alles so dünn und dürftig machende Auffassung von bloß verständigem Standpunkt und das anmaßliche Beurtheilen unverstandener Vorzeit nach moderner Parteiansicht'.

In kurzer, treffender Charakteristik bietet er uns in der Vorrede ferner eine Uebersicht der bedeutendsten Schriftsteller

des Jahrhunderts und spricht dabei den Wunsch aus, daß bei der Unzulänglichkeit der meisten bisherigen Ausgaben derselben neue zweckmäßigere Abdrücke veranstaltet werden möchten. Hiermit wollte er seine ‚eigenen künftigen Handausgaben deutscher Geschichtsquellen einleiten'. Allerdings würden diese Schriftsteller, sagt er, dereinst in dem Nationalunternehmen der Monumente Aufnahme finden, ‚allein so thätig auch an diesem hochwichtigen Werke gearbeitet wird und so gediegen es fortschreitet, wird es doch immer noch eine Reihe von Jahren bedürfen, bis solches an's vierzehnte Jahrhundert gelangt, ein Verzug, der um so schmerzlicher ist, je mehr die lebendigen Erinnerungen an unser nationales Leben und dessen Grundlagen verschwinden. Außerdem ist doch gar keine Ursache vorhanden, weßhalb die Geschichtschreiber unseres Volkes nicht unzähligemal gleich den griechischen und römischen Classikern, die uns doch viel weniger angehen, sondern nur ein- oder einigemal sollten herausgegeben werden. Daher rufe ich jeden zur Herausgabe solcher Abdrücke auf, welcher etwas Besseres bieten kann, als bisher vorhanden war. Und das ist nicht schwer, weil schon die jetzigen Ausgaben durch Verbesserung der Interpunktion und durch Beifügung chronologischer Marginalien auch ohne neue Hülfsmittel wesentlich brauchbarer gemacht werden können. Außerdem wird jeder Abdruck, der eine gute Handschrift mit Treue wiedergibt, jederzeit seinen Werth behalten und auch für die künftige Bearbeitung des Textes in den Monumenten von Nutzen sein'.

III. Geschichtsquellen Deutschlands. Vaterländische Geschichtsforschung, ihre Aufgabe und Methode.

Mit der Bearbeitung der Regesten Ludwigs des Bayern war für Böhmer's geschichtswissenschaftliche Thätigkeit ein neuer Abschnitt begonnen. „Ich dehnte seitdem', schreibt er,

‚den Kreis meiner Studien, die früher fast ausschließlich den Urkunden als den wesentlichsten Grundlagen der Geschichte zugewendet waren, gleichmäßig auch auf die Geschichtschreiber aus, nachdem ich mich immer mehr überzeugt hatte, daß nur durch Verbindung der Urkunden mit den Quellenschriftstellern ein rechtes Verständniß des Mittelalters, eine zusammenhängende Erkenntniß desselben zu erreichen sei‘. ‚Arnim vergleicht in dem Epilog zu des Knaben Wunderhorn die Vorzeit unseres Volkes mit einer unter das Wasser versunkenen Stadt, deren Fundamente noch feststehen, deren alte Straßen und Plätze noch durchschimmern, aus der noch manches kostbare Gut heraufgewunden werden kann. Als solche verborgene Schätze erschienen mir unsere Quellenschriften, die ich darum für die Kaiserregesten und deren Studium fruchtbar zu machen suchte, und mit bestimmter Auswahl in einer eigenen Sammlung mit gereinigtem Text, in bequemem Format für den Privatbesitz und den Handgebrauch herausgab.‘

Diese seine Sammlung der Geschichtsquellen sollte in handlichem Octav, mit chronologischen Marginalien, geographischen und andern Erläuterungen versehen, nach natürlichen Massen vereinigt ‚dasjenige bieten, was sonst nur weit zerstreut in einigen wenigen öffentlichen Bibliotheken so unzugänglich war, daß bis vierhundert Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst der Nation die allgemeinere Kenntniß ihres Erbes an geschichtlichen Ueberlieferungen vorenthalten blieb‘.

Jeder Band sollte ein um einen Hauptschriftsteller gruppirtes und für sich selbstständiges Ganze bilden und aus der Gesammtanschauung aller mitgetheilten Quellen ein vollständiges Bild der betreffenden Zeitperiode hervortreten lassen. Zur näheren Orientirung schickt er in den Vorreden eine allgemeine Charakteristik der Periode voraus und bewährt

sich darin als Meister in der Kunst, ‚in kurzen knappgedrängten Sätzen die Physiognomie eines großen Zeitraumes getreu, lebendig, plastisch zu schildern‘, und außerdem gibt er den einzelnen Quellenschriften Einleitungen bei, über die einer der schärfsten Kritiker aus der Schule der Monumente urtheilt: ‚sie gehören stilistisch vielleicht zu dem Besten, was über mittelalterliche Geschichtsquellen deutsch geschrieben ist, und führen uns in frischer, lebendiger und energischer Darstellung in die geistige Werkstatt der Autoren ein‘ [1].

Der erste, im Jahre 1843 erschienene Band ist dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet, jener Uebergangsperiode, in der es, wie die Vorrede sagt, noch zweifelhaft war, ob der Strom deutscher Geschichte, wieder in Einheit gesammelt, nochmals mächtig durch Stufenländer dahin brausen, oder aber, schon zu seinem Delta gelangt, nun in Sand und Schlamm sich verlieren würde. Am meisten bedacht ist darin die an wechselvollem Schicksal so reiche Zeit Ludwigs des Bayern, über die — außer Albrecht von Straßburg, Peter von Zittau und Johann von Winterthur — die hauptsächlichsten Quellen vereinigt vorliegen. Das umfangreichste Stück des Bandes, von dem auch dessen besonderer Titel hergenommen, ist das ‚mit Ueberlegung und Einsicht nach dem innern Gange der Ereignisse geordnete‘ Geschichtsbuch des Johann von Victring, welches von Böhmer zum erstenmale ‚unter dem gewichtigen Namen des Verfassers, sowie dieser es bildete, aus dessen Urschrift‘ herausgegeben wurde.

[1] Vergl. Bd. 1, 236—237. ‚Ich wüßte nicht‘, sagt Friedrich v. Weech in seiner schönen Lebensskizze Böhmer's im Schweizerischen Museum (Jahrgang 1864, S. 89), ‚wie man besser, präciser und klarer die Zustände des Reichs in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schildern könnte, als Böhmer es in der Vorrede zum ersten Band der Fontes (auf wenigen Seiten) gethan hat.‘

Die Bestimmung des dem Herzog Albrecht von Oesterreich gewidmeten Werks wird in der Dedication so angegeben, daß es die Denkwürdigkeiten großer und erlauchter Männer überliefern sollte, welche ‚wie mit Aepfeln beladene Schiffe an unserm Ufer vorüberfuhren und uns den Wohlgeruch ihres Andenkens zurückließen, auf daß in ihrer Betrachtung der Seelenmuth erwarme und die Thatkraft erstarke.' ‚Diese Aufgabe', urtheilt Böhmer, ‚ist auch wirklich gelöst und der Verfasser gewinnt besonders gegen das Ende das Herz des Lesers durch seine treue Anhänglichkeit an das habsburgische Fürstenhaus, welches aber auch derselben werth war, und dem er, wie so manche mit Liebe in's Einzelne gezeichnete Bilder aus dessen Familienleben vermuthen lassen, auch persönlich nahe gestanden hat. Johann von Victring war noch Zeitgenosse des Ottocar, dessen große Reimchronik er benützt hat und gewissermaßen fortsetzt; er schließt im Jahre 1343 und ist wahrscheinlich damals, etwa siebzigjährig, gestorben. Also gerade ein halbes Jahrtausend, nachdem es vollendet wurde, erscheint sein ausgezeichnetes Werk hier endlich in reinem Glanz. Es darf gehofft werden, daß damit vorzüglich auch den Geschichtsfreunden in Oesterreich eine Freude gemacht werde, zumal denen, welche begreifen, wie wichtig es ist, daß ihr herrliches Land auch auf dem Gebiete der jetzigen Geschichtswissenschaft nach Würden vertreten sei, und welche dafür zu wirken den Beruf in sich fühlen'.

Der zweite Band erschien 1845 und gehört dem dreizehnten Jahrhundert an, jener wichtigen Zeitwende, während welcher das deutsche Reich als Einheit zerfiel und die Grundlage der spätern Zustände sich bildete. Böhmer hegte bei diesem nach Herrmann von Nieder-Altaich benannten Bande die ‚besondere Hoffnung, daß dadurch die geschichtsliebenden Freunde in Bayern zum Studium ihrer Quellen hingeführt wurden, und diese Hinführung auch für die Be-

arbeitung der Geschichte ihres Landes sich fruchtbar erweisen möge'.

,Denn ich halte', schrieb er an Chmel, ,bei meiner Sammlung nicht bloß die Nebenabsicht fest, durch sie eine ergänzende Beilage zu meinen Kaiserregesten zu liefern, sondern ich will durch dieselbe auch für die Partikulargeschichte des südlichen und westlichen Deutschlands, wo die Reichsgeschichte ihr Hauptheater hatte, festen Boden schaffen und soviel ich kann dafür thun, daß in diesen deutschen Kernländern ein gründlicheres Geschichtsstudium Freunde und Vertreter finde'. ,Ganz besonders aber', sagte er anderwärts, ,liegt mir bei meiner Quellensammlung die Geschichte meiner rheinischen Heimath am Herzen', und wenn er ,in seinen Jünglingsjahren gesungen:

O rheinisch Vaterland
Mach' du mir dich bekannt,
Daß ich in würd'gen Weisen
Dich kann in Wahrheit preisen,
Wie lockend ist mein Lohn,
Nennt man mich deinen Sohn',

so sah er nun ,in der Herausgabe der rheinischen Chroniken gleichsam die Leistung eines dem geliebten Rheinfranken versprochenen und ihm schuldigen Tributes'. ,Mir wäre es', versichert er, ,wie ein böses Zeichen erschienen, wenn ein Fremdländer zuerst unsere rheinischen Quellen gereinigter an's Licht gezogen hätte; es wäre mir gewesen, wie ein entwendetes Palladium, wie bei den Römern, als sie die Götter besiegter Völker in der Hauptstadt aufstellten. Mit dem vollen Bewußtsein hier in der Mitte unserer theuersten Landeserinnerungen zu stehen, habe ich das Meinige gethan, mögen nun auch Andere das Ihrige thun. Es bleibt übergenug übrig, denn auch diese Aufgabe ist ein ewiger Bau'.

Zu den anziehendsten Stücken des Bandes gehören un-

streitig die wiederhergestellten und hier zum erstenmal gedruckten alten Wormser Annalen, die uns in das innere Leben und Treiben einer stolzen rheinischen Republik einführen, ungemein reich an Zügen von einem wahrhaft großartigen Bürgersinn, kühnem Freiheitstrotz und kriegerischem Muthe. Man kann aus diesen Annalen, bemerkt die Vorrede, kennen lernen, wie die Bürgergemeinde, bei wechselnder Politik der Könige, besonders Friedrichs II., beim Zerwürfniß zwischen geistlicher und weltlicher Macht, in den schwierigen Verhältnissen des zerfallenden Reiches, oft im Streit mit dem Bischof und gequält von raubsüchtigen Nachbarn, sich durchwand; wie sie immer gerüstet dastand, ob auch bald dieß, bald jenes Stadtviertel aufflammte; welche Thaten sie vollbracht von Selz bis Bingen mit Flotte und Kriegsheer bis über 2000 Mann stark ausziehend, welche treue Unterstützung hier der letzte staufische König gefunden‘ u. s. w. Welch' eine gewaltige Kraft hätten sich unsere Kaiser an solchen Städten groß ziehen können, um vereinigt mit ihnen fürstlicher Sondersucht und Niedertracht entgegenzutreten und das Gebäude der deutschen Monarchie zu errichten! ‚Den Eindruck der Wormser Annalen‘, schreibt Böhmer, ‚konnte ich lange gar nicht wieder losbekommen, so tief war ich von der darin geschilderten Heldenkraft und Unternehmungslust einer deutschen Bürgergemeinde ergriffen‘, und in einem Briefe an Pertz sagt er: ‚Mit den Vätern dieser Söhne war einst der Nibelungensänger gewandelt; das merkt man wohl‘ [1].

In dem dritten im Jahre 1853 veröffentlichten und vorzugsweise dem zwölften Jahrhundert angehörigen Band ist neben der allgemeinen deutschen Reichs- und rheinischen und bayerischen Landesgeschichte ganz besonders die Klostergeschichte vertreten, deren allgemeinerer Theil allein schon aus den

[1] Bd. 2, 411.

hier mitgetheilten Denkmälern mit ziemlicher Vollständigkeit geschöpft werden kann. In diesem Bande, wie in den beiden ersten veröffentlichte Böhmer eine ansehnliche Zahl bisher ungedruckter Quellen, am bedeutendsten aber ist das von ihm aufgefundene Martyrium des Mainzer Erzbischofs Arnold von Selenhofen, wonach auch der besondere Titel des Bandes entnommen, ein Werk, welches neben dem Leben Engelbert's von Cäsarius von Heisterbach in unserer historischen Literatur des Mittelalters wohl ohne Gleichen dasteht. Nachdem der Verfasser das frühere Wirken Arnolds beschrieben, der wie ‚ein zweiter Kaiser' waltete, ‚vor dem die Fürsten in der Reichsversammlung schwiegen', vor dem der Pfalzgraf bei Rhein mit seinen Genossen im winterlichen Kothe zur Strafe Hunde tragen mußte, läßt er die furchtbare Mainzer Katastrophe vom Jahre 1160 in ihrem ganzen Detail vor unsern Augen sich abspielen, bis der Erzbischof vor der Pforte des brennenden St. Jacobsklosters, dort wo jetzt die Citadelle liegt, erschlagen wird, und nun der Gräuelthat die Anarchie in der Stadt und das Strafgericht des Kaisers folgt.

‚So suche ich', schrieb Böhmer, ‚das Meinige zu thun, um in meinen Geschichtsquellen manche bisher verborgene Schätze deutscher Vorzeit zur allgemeineren Kenntniß an's Licht zu ziehen. Wenn man sich doch nur einmal mit diesen echten Erzeugnissen deutscher Gesinnung und diesen Zeugen deutscher Größe näher bekannt machen wollte, wie würden die Vorurtheile schwinden, welche über den Werth und Charakter unserer mittelalterlichen Geschichtsschreibung noch so vielfach verbreitet sind'.

‚Freilich, wenn wir nur „dürftige Chroniken" hätten, von „unwissenden Mönchen in elendem Latein" geschrieben, Produkte aus keiner höheren Gesinnung entsprungen, von keinem geistigen Hauche belebt, von großen Vorgängen nur

ärmliche Schatten wiedergebend, wie man einst allgemein sich vorstellte und noch jetzt vielfach glaubt, dann wäre klein die Versuchung dergleichen kennen zu lernen. Dann aber müßte man auch darauf verzichten, Größe und Werth in der Vaterlandsgeschichte zu finden: denn welchen Gehalt vermöchten so elende Gefäße zu überliefern? Glücklicher Weise ist es um Vieles anders, und jener über unsere mittelalterlichen Geschichtsquellen ausgesprochene Tadel ist umzusetzen in den der Unwissenheit und Verstandeslosigkeit für seine Urheber. Nur das Eine ist wahr, aber auch ganz natürlich, daß unsere älteren Geschichtschreiber nicht unbedingt mit denen anderer Völker und Zeiten verglichen werden können, sondern zunächst von ihrem eigenen Standpunkt betrachtet und gewürdigt werden müssen, welcher allerdings in demselben Maße Gegenstand der Erlernung ist, in welchem unserer jetzigen Vorstellungsweise Altchristliches und Altvaterländisches fremd geworden' [1].

,Es würde zu weit führen, wenn ich auf die einzelnen Eigenthümlichkeiten älterer deutscher Geschichtschreibung eingehen wollte; wenn ich die einheimische Urform derselben, die annalistische, nach Ursprung, Entwicklung und Werth erörtern wollte, wie die Helden und Thaten in schlichter, aber großartiger Ordnung, gleichsam Gestalten eines halb erhaben ausgeführten Frieses, an uns vorüberschreiten; wenn ich den mannigfachen Charakter der Geschichtschreiber des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts darstellen und zeigen wollte, wie von da an der zerfallende Zustand der Nation auf die Auffassung und Ueberlieferung ihrer Geschicke rückgewirkt hat; wenn ich untersuchen wollte, wie viele von denen, welche uns das Vorgefallene erzählen, den Helden ihrer Geschichte nahe gestanden oder selbst mit gehandelt

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 233—234.

haben, oder auch wie unbefangen die Nichtbetheiligten, gleich jenem Lambert, von weithin schauender Warte das menschliche Treiben betrachtet und wohlunterrichtet, aber leidenschaftlos wiedergespiegelt haben.'

,In der That, es bewährt die Untersuchung, was zu erwarten war: die geretteten Denkmäler unserer Geschichtschreibung tragen das Gepräge der Zeiten, denen sie angehören; sie stehen mit den von ihnen geschilderten politischen Leistungen der Nation auf verwandter Stufe; sie bilden eine Reihe ernster und mannigfaltiger Gestaltungen, nicht unwürdig derjenigen, welche von unsern alten Dichtern auf uns gekommen sind. Sie werden auch erkannt werden wie diese, wenn sie in gereinigter Gestalt erst zugänglicher und bekannter geworden sind, wenn die Geschichte unserer Geschichtschreibung mit ähnlichem Erfolg bearbeitet worden ist, wie diejenige unserer Dichtung.'

,Es ist auffallend', sagt er an einer andern Stelle, ,wie sehr die allgemeinere Kenntniß unserer nationalgeschichtlichen Classiker gegen diejenige der altdeutschen Dichter, die durch Chrestomathien, Literaturgeschichten und Uebersetzungen seit zwanzig Jahren einen so breiten Boden gewonnen hat, zurückgeblieben ist. Selbst Historiker, die in neuern Zeiten den Alterthümern des von ihnen bearbeiteten Zeitraumes ganze Bände widmeten, haben es unterlassen, die Quellen, aus denen sie am unmittelbarsten schöpften, die gleichzeitigen Geschichtsbücher, als Produkte des Culturlebens ihrer Zeit in Erwägung zu ziehen. Und wie anziehend ist es doch, den betrachtenden Theil der Zeitgenossen mit dem handelnden zu vergleichen, nach den Beweggründen, die jeweilig zur Aufzeichnung des Geschehenen bewogen, zu forschen, die Befähigung der Männer, die sich diesem Geschäfte widmeten, zu prüfen und den Werth ihrer Leistungen zu bestimmen! Eine gute Geschichte unserer Geschichtschreibung würde die

beste Einleitung zum Gebrauche der Quellen sein, und wesentlich dazu beitragen, den Schatz der uns aus allen Perioden unseres Nationallebens erhaltenen geschichtlichen Ueberlieferungen ausgebreiteterer Würdigung zuzuführen‘. Und wenn sich auch bei einer solchen Arbeit zuletzt, was jetzt kaum beurtheilt werden könne, herausstellen sollte, daß in unserer Vorzeit die Geschichtschreibung nicht durchaus denselben Höhepunkt erreicht habe, wie die Dichtung, so werde für die etwa mangelnde Kunst eines entschädigen: der Gehalt, denn mehr als die Dichtung sei die Wahrheit, und näher liege uns nichts als die Heimath.

Böhmer war darum ‚im höchsten Grade erfreut‘, als später Wattenbach's treffliches Buch über die ‚Geschichtsquellen Deutschland's im Mittelalter‘ erschien und alle seine ‚bezüglich einer solchen Arbeit gehegten Wünsche über Erwarten befriedigte‘. Dieses Werk, schrieb er, ‚ist ein Schlüssel, der die Quellen eröffnet, eine Eingangspforte, die zu ihnen führt. Was wir so lange entbehrten, ist uns von Wattenbach vollständiger, zusammenhängender und auch anziehender und reichhaltiger dargereicht, als man es für den ersten Wurf hätte für möglich halten mögen.‘ Indem Wattenbach die Geschichtschreibung als einen Theil der Culturgeschichte aufgefaßt, habe er innern Zusammenhang gewonnen, zumal in jenen früheren Zeiten, in denen die unzersplitterte Geschichte Deutschlands noch mehr aus der Schule hervorging als aus der allgemeinen Bildung; gerade der Einblick in diese successive Entwicklung sei das Belehrende; man fühle bei der Lektüre des Buchs überall heraus, daß der Gegenstand nur der Ast eines Hauptstammes sei, nur Eine Seite der Gesammtbildung, die nun auch rückwärts von dieser Seite her reichliches Licht gewinne [1].

[1] Bd. 1, 382; Bd. 3, 288—289; 296.

Ein ‚besonderer Lieblingswunsch‘ Böhmer's war es, durch seine Sammlung der Geschichtsquellen Theilnahme für Vaterländisches beim deutschen Lehrerstand, der sich lange genug nur bei Griechen und Römern aufgehalten habe, zu wecken. ‚Keinem Lehrer vaterländischer Geschichte‘, verlangte er, ‚sollten unsere geschichtlichen Classiker unbekannt sein‘, und ‚ihrer verbreiteteren Kenntniß hat nichts mehr im Wege gestanden, als die Unbrauchbarkeit der bisherigen, innerlich mangelhaften, äußerlich unbequemen und obendrein noch seltenen Abdrücke. So gut ich konnte, wollte ich vor allem im Interesse der Lehrer durch meine Geschichtsquellen wenigstens für einige Zeiträume dem Mangel abhelfen.‘ ‚Eigenthümliches Geschick! Während die Zeugen der Größe unserer eigenen Nation nur ein- oder zweimal gedruckt und nur ganz wenigen bekannt sind, haben wir die Historiker der Griechen und Römer in allen Formaten unzählbar oft herausgegeben, commentirt und übersetzt‘, ‚die uns doch viel weniger angehen, von denen ich sagen möchte, was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: what's Hecuba to him or he to Hecuba? Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweitenmal schlaftrunken aufwacht, und — spät genug! — sich selbst wieder finden will, so werden auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen sein, die nur erst einmal oder ein paarmal, aber weder für den Handgebrauch, noch für den Privatbesitz, gedruckt sind, zumal wenn noch ungedruckt Gebliebenes damit verbunden wird. Denn hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra, hier sind lebendige und wahrhafte Zeugen der Geschichte unseres Vaterlandes‘. ‚Möchte es mir gelingen, durch solche Handausgaben dem Selbstbewußtsein unseres Volkes, so weit dieses auf der Kenntniß unserer Vergangenheit ruht, einigen Vorschub zu leisten. Insbesondere wünsche

ich, daß Lehrer der vaterländischen Geschichte sich hier auf eine bequeme Weise mit deren Quellen bekannt machen, und ihre Schüler zu gleicher Bekanntschaft aufmuntern möchten. Ein wieviel lebendigeres Bild läßt sich daraus schöpfen, als aus neueren Handbüchern! Sehr zweckmäßig wird es sein, selbst unerläßlich, wenn gründliche Kenntniß gewonnen werden soll, die Kaiserregesten dabei zur Seite zu haben. Nur wer selbst forscht, vermag recht zu verstehen, und das Suchen und Finden der Wahrheit gewährt hier vorzugsweise eine Freude, welche jede Mühe lohnt.' ,Sollten die Schüler auf unsern Gymnasien', fragte er, ,an ihrer Latinität wirklich so viel verlieren, wenn sie angehalten und angeleitet würden, wöchentlich in einer oder zwei Stunden sich mit unsern geschichtlichen Classikern zu beschäftigen und aus ihnen Leben aus deutschem Leben zu saugen? Wäre eine solche Beschäftigung neben der mit den alten Classikern nicht auch ein würdiges und wirksames Mittel der Bildung? Aber es wird noch lange dauern, bis unser Gymnasialunterricht eine vaterländische Grundlage erhält. Und wie wenig geschieht für die Förderung der ächten Kunde heimatlicher Geschichte, wie sie sich nur aus den Quellen schöpfen läßt, auf unsern Universitäten!'

Mit den wärmsten Worten spricht er sich sehr oft über den Werth und die Aufgaben des vaterländischen Geschichtsstudiums aus und charakterisirt an mehreren Stellen trefflich die bisherige Entwicklung unserer Geschichtschreibung, und es möge eine Anzahl seiner gewichtigsten Aeußerungen, in einen gewissen Zusammenhang gebracht, hier am Platze sein. Sie können zugleich als Proben seiner reichen Darstellungsgabe dienen.

,Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen, was einst gewesen, nun aber verschwunden, einzusehen, wie das gekommen, zu begreifen, was in der Vorzeit wurzelnd

noch aufrecht steht: das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung; doppelt wichtig einem Volke, dessen selbstständige Entwicklung gehemmt war, welches neu sich erheben will, und nun doch nicht die letzten Jahrhunderte der Versunkenheit fortsetzen, sondern anknüpfen möchte an die früheren der Kraft und Größe. So wird es denn würdige Aufgabe für vaterländische Gesinnung sein, an den ächtesten Kunden der Vorzeit sich selbst wieder finden zu lernen, sich zu stärken an dem, was die Vorderen erstrebt, sich zu belehren an dem, was ihnen förderlich oder verderblich war, und gereinigt von Leidenschaften durch den Anblick des großen Drama's zu der Aufgabe der Gegenwart mit veredelter Kraft zurückzukehren' [1].

‚Wollen wir uns', sagt er in einem schönen Aufsatz zur Ehrenrettung König Albrecht's des Ersten [2], ‚das Verhältniß deutlich machen, in welchem das Bewußtsein unserer nationalen Vergangenheit zur Gegenwart steht, so liegt die Frage nah: Was war die Vaterlandsgeschichte unsern Vorfahren? Friedrich der Rothbart hat selbst Beiträge zu seiner Lebensgeschichte geliefert, Heinrich der Löwe hat sich in seinen alten Tagen Chroniken vorlesen lassen, rheinische Ritter veranlaßten in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine deutsche Uebersetzung der kölnischen Königschronik, und Kaiser Karl der Vierte ergriff mehrere Jahrzehnte später selbst die Feder, um seinen beiden Söhnen ein historisches Vermächtniß zu hinterlassen. Man sieht schon hieraus, daß der Gegenstand nicht übersehen war. Nicht minder bedeutsame Ergebnisse dürften sich durch Rückschlüsse aus der Persönlichkeit

[1] Vergl. Bd. 1, 235.

[2] Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung, 1845, S. 365. Dem Verf. war bei seiner größeren Arbeit über Böhmer dieser Aufsatz noch nicht bekannt.

der früheren Geschichtschreiber gewinnen lassen. Geschadet hat der schriftlichen Ueberlieferung des nationalen Selbstbewußtseins, daß die Weltlichen dieß Geschäft zumeist den Geistlichen überließen, welche in nicht geheuchelter Weltentsagung aufzuzeichnen verschmähten, wie menschliche Leidenschaften im Einzelnen eingewirkt hatten, und vielmehr auf die Darlegung jenes allgemeinen Ganges sich beschränkten, in dem die Gotteshand sich zeigt. Weitverbreitet im Volk, weil vom Märtyrerthum besiegelt und von der Kirche gefeiert, blieb fortwährend bis auf späte Zeiten die Geschichte der Christianisirung des Landes. Weltlicher Richtung Trägerin war dichterische Form, nicht unpassend zu einer Zeit, welche willkürlich erfundene Poesie noch nicht kannte. Die noch ungedruckte Kaiserchronik und das Nibelungenlied sind dessen Zeugen. War auch die Fabel des letzteren keine Geschichte, so hätte es doch die Gegenwart nicht so sehr anzusprechen vermocht, nicht am Rhein und in Oesterreich so fest in den Boden gewurzelt, nicht so eng die dort gangbaren Namen sich eingeschlungen, wenn es den Zeitgenossen in der Charakteristik nicht Wahrheit geboten hätte. Diese Werke waren dem ganzen Deutschland eigen. Für Oesterreich bildeten Enenkel, Ottocar und Suchenwirt eine geschichtliche Folge, wie solche kein anderes deutsches Land hervorzubringen vermochte. Auch Sachsen hatte seine Reimchronik. Aber beurtheilende Zusammenfassung des g a n z e n Verlaufs der Nationalgeschichte fehlt auch dann noch, als in den Städten prosaische Erzählung sich ausbildete. Wo wäre auch nach dem Sinken der Staufen ein Standpunkt zur Betrachtung des Ganzen aufzufinden gewesen? Höchst willkommen war daher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Werk des Martinus Polonus, welches dasjenige von der Papst- und Kaisergeschichte in der Kürze enthielt, dessen Kenntniß Geschäftsleute und Gebildete nicht entbehren konn-

ten. Wegen dieses Lehrzweckes war aber auch das Werk, welches nun für lange Grundlage und Muster blieb, compendienhaft und gesinnungsarm. Die zunächst nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen allgemeineren Chroniken theilen diese Armuth. So blaß war das Bild der Allgemeinheit geworden, daß Trithemius seine Geschichte Deutschlands an diejenige des Klosters Hirschau, Lehmann die seinige an die der Reichsstadt Speyer knüpfte. Ein lebendig gebliebenes Atom zog das caput mortuum der Ganzheit am Schlepptau. Es ward Alles gränzenlos unbeholfen. Dasselbe Volk, welches noch wenige Menschenalter früher in der Spitze des Straßburger Münsters eine steinerne Filigranarbeit kühn zu den Wolken emporschichtend, das Aeußerste der Leichtigkeit und Eleganz erzielt hatte, war nun so plump und stumpf geworden, daß es Selbstbewußtsein und fast die Sprache verlernte'.

‚Unterdessen waren in einigen berühmten Processen wegen St. Maximin, Lindau, Magdeburg u. s. w. den Juristen historische Fragen von großer Wichtigkeit in ihre Akten gerathen. Dieß veranlaßte um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Hallischen Professor Johann Peter von Ludewig unter die Zahl seiner Vorlesungen die Reichshistorie aufzunehmen, die nun an der Hand der Juristen zur Erläuterung des Juris publici magdliche Dienste leistete. Nach dem Wiederaufleben der vaterländischen Literatur in der Lessing'schen Periode hat Michael Ignaz Schmidt zuerst mit erweitertem Blick und in gebildeter Sprache seinen Zeitgenossen die ‚Geschichte der Deutschen' erzählt. Aber sein bändereiches Werk galt nur eine gewisse Zeit lang als unübertreffbares Meisterwerk und wurde dann vergessen, weil der Geist zu schwach war, der seine Wasser bewegte. Lebendig war ein solcher fast nur da geblieben, wo eine Kraft gegenüber dem Herkommen oder der Allgemeinheit sich hatte

geltend gemacht, also namentlich in der Schweizer- und der Reformationsgeschichte. Aber der Gesammtanschauung konnte natürlich der Standpunkt der Opposition nicht frommen. Diese hatte gesiegt in der politischen und kirchlichen Zersplitterung; die früheren Jahrhunderte der Einheit und Größe waren ihr fremd, waren ihr mehr ein Gegenstand der Mißdeutung als des Verständnisses. Wie nun die gewaltigsten Erschütterungen der Neuzeit beengende Schranken vielfach niederlegten, den Blick befreiten und den Nationalgeist erneuerten und kräftigten, so haben wir zugleich einen richtigeren Standpunkt gegenüber unserer Vergangenheit und mit ihm das Bedürfniß und die Fähigkeit gewonnen, das Urtheil über dieselbe umzumodeln und auf neuer Grundlage festzustellen. So lange dieses Geschäft nur das Resultat persönlicher Sinnesänderung des Darstellenden ist, darf es Wahrheitsliebenden bedenklich scheinen. Anders ist es, wo die neugewonnene Kraft zunächst auf den Stoff sich wendet, mit Selbstverleugnung, aber auch mit erhöhtem Verständniß diesen erschöpft und prüft, und dann, nicht bloß durch Gesinnung, sondern auch durch Fleiß und Arbeit zu eigenem Urtheil berufen, neue Ergebnisse uns entgegenbringt.‘

‚Was ist uns‘, fragt er anderwärts, ‚die vaterländische Geschichte? Wie kann mehr sie uns werden? Gehen wir zurück auf jene Tage, als Deutschlands letzter Kaiser die nicht mehr geachtete Krone niederlegte, gleicherzeit aber, wo ihr Glanz erbleichte, die alten Nationalschätze wieder aufgefunden wurden, zuerst Volkslieder, Volksbücher, Volksmärchen, dann Nibelungenlied, Malerei, Baukunst u. s. w., wie sich das an die Namen Arnim, Brentano, Görres, Grimm, von der Hagen, Boisserée, Moller und andere knüpft, und fragen wir, ob die Wiederbelebung der Geschichte mit anderem gleichen Schritt gehalten habe, so dringt sich unter dem, was dem Vergleich am nächsten liegt, vor allem auf,

daß Dichtung und Sprache weiten Vorsprung gewonnen haben, sowohl in Bezug auf Ausbreitung ihrer Kenntniß, als auf Tiefe ihrer Erforschung. Soviel vermochte der Vorzug, den edle Form gewährt, und in Bezug auf die Grammatik die Kraft eines Mannes (Jacob Grimm). Es ist begreiflich, wie die bunte und duftende Kunstblüthe die Sinne rascher auf sich zieht als der Stamm, der sie trägt, aber die Kraft, welche jene hervortrieb, liegt doch in diesem. Wären einst die Knotenpunkte unseres politischen Volkslebens alle deutlich erkannt, wüßten wir mit Klarheit, um was es jedesmal sich handelte, vermöchten wir immer zu unterscheiden, wann Nothwendigkeit den Gang der Ereignisse vorschrieb, und wann Wahl die Entschlüsse bestimmte, welche unseres Volkes Schicksale wirkten, läge das ganze innere Getriebe so entwickelt vor uns, daß wir die Ursachen verstünden und die Wirkungen überblickten, wäre dabei jedes nach Sinn und Farbe der Zeit erkannt, welcher es angehört — dann würde auch die Vergangenheit der Gegenwart und umgekehrt die Gegenwart der Vergangenheit Deutung und Verständniß leihen, dann würde ein Faden sich zeigen, der von Anfang zu Ende durchläuft, der selbst in die Zukunft ahnend hinüberleitete. Das großartigste Schauspiel wäre vor uns aufgerollt, in dessen neuestem Auftritt wir selbst auf der Bühne stehen. Wir würden dann an unserer Geschichte im vollsten Sinne des Wortes besitzen, was sie uns sein soll: das Selbstbewußtsein der Nation, einen unerschöpflichen Gegenstand prüfender Erwägung auch für die ausgezeichnetsten Geister, ein erziehendes Beispiel für das jüngere Geschlecht, dem die rückwärts gewendete Betrachtung hinwieder zur Lehre und Kraft würde für zukünftiges Handeln. Hier ist noch Raum zu großen Fortschritten, welche der Gegenstand zuläßt.'

‚Man hat in den letzten Jahrhunderten die Heraldik eine adeliche Wissenschaft genannt, aber sie ist, wenn sie über

die Schranken hinausgetrieben wird, binnen welchen sie höheren Zwecken dient, nur eine Spielerei. Allerdings gibt es eine adeliche Wissenschaft im edelsten Sinne des Wortes, und das ist die Vaterlandsgeschichte. Könnte ich doch allen denen, die durch die Gunst des Schicksals von der Sorge um das tägliche Bedürfniß befreit sind, es zurufen, daß sie ihre Muße der Gesammtheit schulden, daß es unrecht und unwürdig ist, sie in Müßiggang zu verzehren, daß aber zu den würdigsten Aufgaben auch die gehört, Erforscher der Wahrheit zu sein, Erkenner der Vergangenheit, Verkünder ihrer Mahnungen an die Gegenwart' [1].

Die Förderung dieser würdigen Aufgabe müsse sich, wiederholte er, Jeder angelegen sein lassen, der nach der Regel: ‚noblesse oblige' seine Muße den allgemeinen Zwecken schuldig sei: nicht den Zunftgelehrten gehöre die Geschichte des Vaterlandes, sondern jedem Freunde deutscher Nationalität; der Adel wie der Bürgerstand, geistliche und weltliche Corporationen müßten die Geschichte als eine dem ganzen Gemeinwesen und jedem Einzelnen wichtige Angelegenheit ansehen, und vor allem müßten die Grundbesitzer ‚als die, denen der Boden gehört, auch die Förderer und Träger der Landesgeschichte sein'. Von der geschichtsfördernden Thätigkeit der Grundbesitzer und von der Mitwirkung Aller, deren Bildungsstufe ein Bedürfniß nach Geschichtskenntniß fühle, erwartete er viel mehr für die Blüte historischer Studien, als von dem offiziellen Betreiben derselben, von den Regierungen, von den Wissenschaftsakademien und Dilettantenvereinen [2]. Darum war es ein Gegenstand seines öfteren Bedauerns, daß insbesondere der Adel (außer in Mähren und bei einzelnen Gelegenheiten im Rheinlande und West-

---

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 232—233.
[2] Bd. 1, 368, 451; Bd. 2, 194, 204; Bd. 3, 195.

falen) nirgends für diesen Beruf Thätigkeit entwickele. „Hätten wir doch', schrieb er, ‚auch in Deutschland einmal einen Mann, der in uneigennütziger Förderung historischer Wissenschaft sich den edlen Herzog von Luynes zum Vorbilde nehme. Wo wäre bei uns auch nur in diesem Zweige edler Hingabe an höhere Ziele noch ein zweiter Freiherr vom Stein! Was könnte z. B. der Adel Oesterreichs leisten, und was leistet er?' [1] Ueber das Mährische Urkundenbuch sagt er: ‚Ehre dem mährischen Adel! Solche Unternehmungen haben nicht bloß eine Anregung der Geister zum Bessern zur Folge, sondern auch den Ausbau der Landesgeschichte, und, was am höchsten anzuschlagen, eine auf tieferer Einsicht beruhende Vaterlandsliebe' [2].

Aber, wie sehr auch für ihn ‚die Wahrnehmung betrübend war, daß die Wichtigkeit der Pflege vaterländischer Geschichtsforschung gerade von denjenigen, die darin einen edleren Beruf finden sollten, so wenig erkannt' werde, und daß ‚überhaupt beim großen Publikum noch so wenig Empfänglichkeit für Geschichtliches vorhanden', so dürfe ‚man doch dabei nicht vergessen, daß die Historiker und in neuerer Zeit insbesondere auch die Geschichtsvereine daran selbst einen großen Theil der Schuld trügen, indem sie nichts dafür gethan, sich ein empfängliches Publikum zu erziehen, indem sie nur gar zu oft plan- und ziellos gearbeitet und für die unbedeutendsten Dinge Interesse verlangt' hätten. Er gab dieses auch einem seiner liebsten Freunde, dem Geschichtsforscher Chmel in Wien, der sich über den besagten Mangel an Empfänglichkeit beklagt hatte, zu bedenken. ‚Gewiß ist in vieler Beziehung', schrieb er ihm, ‚eine Zeit angebrochen, die zu geschichtlicher Forschung beruft, aber das

[1] Bd. 1, 368.
[2] Bd. 1, 441.

große Publikum will erst zur Empfänglichkeit erzogen sein. Die Aufgabe wird dadurch schwieriger, aber wir können diese Schwierigkeit nicht ablehnen... Das Tüchtigere, was wir erstreben, müssen wir mit Klugheit fördern, weil es durch den guten Willen und ernstlichen Fleiß allein nicht Wurzel faßt und gedeiht' [1]. ‚Bei allen geschichtlichen Arbeiten kommt es, was besonders die historischen Vereine beachten sollten, zunächst auf die richtige Auswahl des Stoffes und die rechte Methode der Behandlung an.' ‚Groß schien mir immer der Uebelstand', entwickelte er in einem Briefe an Kopp in Luzern, ‚daß seit die Archive sich öffneten und seit die neue Geschichtsbearbeitung begann, der gute Wille thätiger war, als Einsicht und Uebersicht. Gerade da, wo die Aufgabe groß ist, und wo Viele zusammenwirken sollen, bedarf es am meisten der Methodik und der Hodegetik. Es muß unterschieden werden, was der gute Wille der Vielen vermag und was die Kraft des Einzelnen. Plan, Maß, Richtung, Ziel müssen erörtert und festgestellt, wie bei jeder großen Unternehmung muß ein Angriffsplan entworfen werden. Daß dieß so wenig geschah, hat die Folge gehabt, daß so viel gedruckt und doch im Verhältniß dazu so wenig geleistet wurde.'

‚Ich kann mir etwa dreierlei Sparten denken:

1) Die Geschichtschreibung selbst, also die Darstellung dessen, was man weiß. Hier wären die Grenzen zwischen Allgemeiner und Spezialgeschichte, zwischen Rechtsgeschichte, zwischen politischer Geschichte, zwischen historischer Topographie viel strenger zu ziehen. Doch gehört die Erkenntniß dieser Sparte mehr in den Bereich der historischen Bildung des Einzelnen, als in den Thätigkeitskreis der Vereine.

[1] Bd. 2, 266.

2) Vermittelnde Arbeiten zwischen Geschichtschreibung und der Quellenbereitlegung, also einzelne Behelfe: Serien der Bischöfe und Aebte, kritische Erörterungen einzelner Punkte ꝛc. — Dergleichen kurz gehaltene Arbeiten wären wohl eigentlich der Stoff für historische Zeitschriften, in welche man niemals Bücher abdrucken sollte.

3) Bereitlegung der Quellen, natürlich vorzugsweise der neu zugänglich gewordenen, nun erst gehörig gewürdigten und benutzten — der Urkunden. Mit Ihnen einverstanden wäre hier auf Totalität des Stoffes auszugehen, aber wegen der Größe der Aufgabe in räumliche Gruppen zu scheiden, nach Zeitperioden vorzuschreiten und mit den Regesten zu beginnen. Diese räumlichen Gruppen richten sich am natürlichsten nach den Bisthümern, weil doch die ältesten und langehin die wichtigsten Urkunden aus geistlichen Händen kommen. Dieß als Regel hindert nicht, einzelne besonders reiche Punkte herauszuheben und ihren Urkundenschatz für sich zu behandeln'.

Doch die Herausgabe größerer Urkundenwerke dürfe nicht einzelnen bloßen Liebhabern der Geschichte überlassen werden. ‚Wie Viele', fragt er, ‚finden sich, die dazu die nöthigen Kenntnisse: paläographische, sprachliche, juristische, historische; die Eifer, Fleiß, Takt und Genauigkeit im nöthigen Maße besitzen, um etwas Tüchtiges und unter sich Gleichmäßiges liefern zu können? die auch die Zeit dazu haben? Ich halte es in der That für unmöglich, daß hier etwas Befriedigendes durch die unmittelbare Arbeit einer Liebhabergesellschaft geleistet werden könne, und glaube vielmehr, daß die Gesellschaft sich darauf beschränken solle, die Fonds aufzubringen, mittelst welcher ein sachverständiger Arbeiter zu diesem Zwecke unterhalten werden könne. Was wären meine Regesten, wenn ich sie nicht selbst gemacht, sondern nur aus den Beiträgen Anderer compilirt hätte?

Ich habe nur die wenigsten der mir von Einzelnen zugekommenen Auszüge aufgenommen, und doch sind in diesen die meisten Fehler. Ich könnte Schriftsteller über das Fach nennen, aus deren Mittheilungen ich keinen einzigen Extract brauchen konnte. So lange die Gesellschaften sich nicht zu einer solchen Selbstentäußerung entschließen, werde ich Alles was sie bringen, in Ermanglung eines Bessern, mit Dank annehmen, mir aber gewiß nichts so Gediegenes von ihren Leistungen versprechen, daß es nicht sofort noch einmal und besser gemacht werden könnte.'

Bei Herausgabe von Urkundenbüchern erschien es ihm besonders nöthig, daß man ‚das urkundliche Material von der Bearbeitung streng gesondert halte'. ‚Die Bereitlegung der Quellen, dieser Urgranite, auf denen die Geschichtsforschung ruht, ist eine ganz besondere Function, zu trennen von Erörterungen, welche dem Bereich der Meinungen angehören, bei denen Irrthümer, Mängel und Fehler nicht zu vermeiden sind'[2]. Das ‚urkundliche Material ist Quelle der Erkenntniß in allen Richtungen, während sich die Bearbeitungen oft nur mit einer beschäftigen. Ich tadle es daher an vielen Historikern, daß sie hier keine gänzliche Scheidung angenommen haben und z. B. eine Urkunde ausschließlich für einen genealogischen Beweis benützen, welche doch vielleicht für die Sitten- und Culturgeschichte ebenso wichtig und noch wichtiger für die Verfassungsgeschichte ist'. So würde z. B. Muratori in seinem Werk über die Alterthümer Italiens ‚seine eigenen Untersuchungen und die Anderer viel mehr gefördert haben, wenn er sein Raisonnement von den Urkunden gesondert und diese in chronologischer Ordnung zusammengestellt hätte'[3].

---

[1] Bd. 3, 89—91. [2] Bd. 1, 454.
[3] Bd. 2, 203.

Als er zu seiner großen Freude von der Gründung eines historischen Vereins für den Niederrhein Nachricht erhielt, lag es ihm ‚besonders am Herzen, daß dort die Fehler vermieden würden, welche anderwärts so oft gemacht worden, daß dieser Verein wahrhaft Tüchtiges und Bleibendes leiste für die Geschichte eines Landes, welches für seine bedeutungsvolle Vergangenheit noch so wenige Verkünder gefunden‘ habe, welches so reich an Erinnerungen, aber so arm an Söhnen sei, ‚die mit Wissen und Herz seine historische Persönlichkeit erforschen und darlegen‘. Mehrere seiner in einem Promemoria für den dortigen Verein ausgesprochenen Wünsche sind inzwischen in Erfüllung gegangen. ‚Wohl haben,‘ schrieb er in diesem Promemoria, ‚seit dem ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts die Gebrüder Boisserée und deren Nachfolger sehr Verdienstliches für die Erkenntniß und Würdigung der alten Malerei und Architektur dieser Lande geleistet, und es hat sich daran der mit namhaften Summen unterstützte Fortbau des Cölner Domes geknüpft. Aber so löblich und erfreulich dieß auch an sich ist, so ist die Kunst doch immer nur eine einzelne Blüthe des Baumes, dessen Stamm und treibende Kraft in seiner nationalen Persönlichkeit, in seiner politischen und Culturgeschichte gesucht und erkannt werden muß. Auf diesem Gebiete ist aber die Unkenntniß so groß geworden, daß während Bayern, Schwaben, Thüringen, Westphalen und andere deutsche Stämme sich noch heute nach ihrem tausendjährigen Namen nennen, der gewiß nicht minder glorreiche Namen der rheinischen Franken in seiner Heimath verschollen ist‘.

‚Wohl besitzt das Großherzogthum Niederrhein jetzt eine Universität in seiner Mitte, aber sie ist nicht Trägerin der Heimathskunde geworden. Und doch wird Niemand läugnen mögen, wie werthvoll es für die Erhaltung der Persönlichkeit eines Volkes und für die Ehre eines Landes sei, daß

die Nationalerinnerungen Kenner und Lehrer, die Nationalleistungen, nicht bloß im Gebiete der bildenden Kunst, sondern in allen Gebieten, in denen der menschliche Geist formt und schafft, ihre Deuter finden. Wie unbedeutend sind die Mittel, welche für diesen Zweck aufgebracht werden müßten, gegen das, was für den Cölner Dom wirklich und rühmlich geleistet wird!'

‚Es ist wohl zu hoffen, daß wenn diese bisher vernachlässigte Richtung von patriotischen Händen aufgegriffen werden wollte, insbesondere auch die Grundbesitzer des Landes als dessen natürliche Vertreter geneigt sein würden, derselben Pflege und Unterstützung zu widmen; aber schwieriger ist vielleicht die Beantwortung der Frage: wie die Aufgabe mit Hoffnung auf Erfolg angegriffen werden könne'.

‚Ein für Landesgeschichte zusammentretender Verein Geldbeitragender Mitglieder wird die anderwärts gemachten Fehlgriffe am sichersten vermeiden, wenn er bei möglichst einfacher Organisation (jährliche Generalversammlung zu einer gelegenen Zeit und ein Geschäfts- und Kassenführender Ausschuß von etwa drei Personen, von denen jährlich eine austritt und ersetzt wird), das positive Ziel: der Sammlung und Bekanntmachung der Quellen der Landesgeschichte im weitesten Umfange durch dazu geeignete Gelehrte, und der Erörterung und Darstellung dieser Landesgeschichte in allen ihren Theilen und im Ganzen fest im Auge behält, und durch Honorirung gelungener Arbeiten und deren Drucklegung zu erreichen sucht. Dieses positive Ziel würde hauptsächlich in Folgendem bestehen:

1) Herausgabe einer Sammlung der alten Geschichtsschreiber des Erzstiftes Cöln, namentlich auch der noch ungedruckten lateinischen Chronik der Erzbischöfe, der noch ungedruckten deutschen Rathhauschronik, der Lebensbeschreibung einzelner Erzbischöfe u. s. w. in der Art, wie jetzt auch die Geschichts-

quellen des Bisthums Münster herauskommen. Diese wichtige Unternehmung wäre einstweilen in's Auge zu fassen, bis sich ein Gelehrter findet, welchem man deren Ausführung anvertrauen kann.

2) Herausgabe der ältesten und wichtigsten Urkunden. Hier würde vor allen Dingen das von Lacomblet rühmlich begonnene und schon weit fortgeführte Urkundenbuch des Niederrheins wo nöthig in dem Sinne zu unterstützen sein, daß es fortgesetzt, ergänzt und möglichst billig in den Buchhandel gegeben werden könne. Außerdem wäre ein selbstständiges Urkundenbuch der Stadt Cöln in's Auge zu fassen.

3) Beförderung des Studiums der Landesgeschichte und Bearbeitung derselben im Ganzen und in allen ihren Theilen. Da im Augenblick schwerlich Arbeiten vorhanden sind, denen man durch eine Unterstützung zu Hülfe kommen könnte, so wäre es wohl am besten den Weg von Preisfragen einzuschlagen, die den Vortheil haben, daß sie die Aufmerksamkeit auf wichtige Punkte hinlenken und zugleich im günstigen Falle Mehrere anfeuern sich mit deren Erörterung zu beschäftigen, wodurch dann die Kenntniß der vaterländischen Geschichte immer mehr geweckt wird. Als eine Preisfrage, mit welcher vielleicht am Ersten sofort begonnen werden, und während deren Ausschreibung die näheren Modalitäten des Niederrheinischen Geschichtsvereines weiter überlegt und geordnet werden könnten, stellt sich dar: Welches war die politische Verfassung des Erzstifts Cöln von seinen ältesten Zeiten bis zu seiner Auflösung? Es müßten bei der Bearbeitung dieser Frage nicht bloß die Quellen des öffentlichen Rechts bezeichnet, sondern auch der politische Organismus und dessen Veränderungen dargestellt, insbesondere aber auch die leitenden Grundideen aufgesucht werden'[1].

---

[1] Bd. 3, 210–212.

Wie für den Niederrhein, so erklärte er es überhaupt für jedes Land als die nächste und wichtigste Aufgabe eines historischen Vereines, die Quellen der betreffenden Landesgeschichte im weitesten Umfange durch Berufene sammeln, bereitlegen und veröffentlichen zu lassen, und zugleich die Erörterung und Darstellung dieser Landesgeschichte in allen ihren Theilen und im Ganzen fest im Auge zu behalten und diese durch Aufstellung einzelner Preisfragen und Honorirung gelungener Arbeiten und deren Drucklegung zu erreichen. Weil so viele unserer historischen Vereine sich das Ziel ihrer Thätigkeit und die dahinführenden Wege nicht deutlich genug gemacht hätten, so seien sie zur bloßen Maculaturdruckerei herabgesunken, hätten literärische und pecuniäre Mittel zersplittert, Zeit und Kraft mit gehaltlosen Formalitäten vergeudet.

Im Allgemeinen beklagte er, daß man bei Herausgabe der Materialien so selten zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen geschieden, unnützen Ballast aufgehäuft, dagegen die wichtigsten Quellenstücke außer Acht gelassen, und daß man bei darstellenden Arbeiten sich so selten um den rechten Plan und das der Würde des Gegenstandes entsprechende rechte Maß bekümmert hätte [1]. ‚Leider gibt es mehr Sammler, die mit Eifer und Fleiß, manchmal auch ohne Verstand, das Material häufen, als solche, die mit Kraft, Einsicht und Geschmack es zu neuen Gebilden zu verbinden wissen‘ [2]. ‚Es ist sonderbar, daß wir ein ganzes Literaturzeitalter hinter uns haben, in dem die Kritik und das Recensirwesen erste Rollen spielten, während es doch an einer allgemeinen Erörterung fehlt, wie man irgend einen Gegenstand behandeln kann oder soll. Mir schweben dabei zwei

[1] Vergl. Bd. 3, 33, 89, 124, 203, 208.
[2] Bd. 3, 35.

Aussprüche vor, die ich mir einst wohl gemerkt habe. Einer Pertzens, daß es vor Allem darauf ankomme, das Wesentliche der Dinge zu erkennen und es von Nebensachen abscheidend im Auge zu behalten. Ein anderer meines hochverdienten militärischen Oheims, daß man es dem Publikum schuldig sei, seine Gedanken auf den kürzesten Ausdruck zu bringen'[1].

‚Haben die germanistischen Historiker in ihren Arbeiten die Geistesschärfe der germanistischen Philologen erreicht? Haben sie mit Bewußtsein auch nur darnach gestrebt, sie zu erreichen? Wie Ungenießbares lieferten nicht auch sonst hochverdiente Männer aus Mangel an Klarheit über das, was ihre Aufgabe sein sollte, aus Mangel an Plan'[2].

‚Je größer die Aufgabe der Geschichte, desto größer auch die Pflicht, sich ein würdiges Ziel seiner Forschung zu stecken und sich darüber klar zu werden, wie man dieses Ziel erreichen kann. Bei Detailarbeiten über unbedeutende Dinge geht man nur zu leicht in einem Detail unter, welches für die allgemeine Entwicklung von gar keinem oder nur ganz geringem Werthe war. Behalte man doch auch bei Specialitäten stets die Totalität im Auge, und suche man seine Bausteine für den Ausbau des Ganzen zu verwenden'.

‚Ueberhaupt möchte für die Bewältigung der geschichtlichen Aufgabe förderlicher sein, wenn für jedes Land, statt zufälliger Einzelforschungen, bei denen noch obendrein das äußere Maß so selten der mehreren oder geringeren Dignität des Gegenstandes entspricht, zunächst die Hauptgruppen, aus welchen die Ganzheit sich aufbaut, quellenmäßig zusammengestellt würden, wie das Lang als historisches Netz für Bayerns Gaue und Grafschaften entwarf, und wie man das nirgends besser (aber wohl der Erweiterung fähig) ausgeführt findet, als in Stälins Wirtenbergischer Geschichte.

[1] Bd. 3, 376. [2] Bd. 3, 263.

Sagte doch auch schon Wedekind ... in diesem Sinne: „Es kann nicht fehlen, man wird endlich einsehen, daß die Kunde des Ländervereins die Grundlage unserer Landesgeschichte sein muß.“ Also für jedes Land: Quellenkunde, römische Periode, wo eine solche bestand, Gaugeographie, Bisthumsregesten mit der Reihe und Geschichte der Bischöfe, Klöstergeschichte nach Fundation, Vorständen, Besitzungen und Monumenten, Herrenregesten und darauf gestützte Genealogie und Folge der Herzoge, Markgrafen und Grafen, Städtegeschichte nach Entstehung und politischer Entwicklung u. s. w.' ,Möge doch allenthalben gewürdigt werden, was Boczeck, als man eine Geschichte Mährens von ihm verlangte, erwiederte: daß nämlich die Abfassung der Geschichte eines Landes ohne eine vorangehende gründliche und vom gesammten Lande geförderte Forschung (d. h. hier Aufsuchung und Bereitlegung der Quellen) ganz unmöglich sei' [1].

Wir reihen hier auch noch einen ungemein gehaltvollen Brief an Chmel ein, den er im Jahre 1855 schrieb: ,Auf meinem reichsstädtischen Standpunkt (der österreichische ist, obwohl befreundet, doch ein ganz anderer) haben mich immer die großen Jahrhunderte unserer Geschichte vorzugsweise angezogen, in denen das monarchische Princip noch festen Mittelpunkt gibt, und ich habe mich vorzugsweise bemüht, den Uebergang in den Bundesstaat, also das 13. Jahrhundert, kennen zu lernen. Wie ich demungeachtet recht gut weiß, daß jedem Jahrhundert seine Ehre gebührt, und daß namentlich die neueren Jahrhunderte jetzt weniger, oder doch weniger richtig, erkannt sind, als die früheren: so hat mir doch bei diesen immer der Compaß gefehlt, der mich durch die Masse des Details zur Auffassung dessen, was wesentlich ist, führen konnte; die klare Erkenntniß des Fadens,

[1] Vergl. Bd. 1, 355—356.

an dem sich die Ereignisse fortspinnen. Mit der Erforschung und Anschauung der Specialitäten sollte doch immer der Blick auf die Totalität und deren Fortbildung verbunden sein. Keines der beiden gibt volles Verständniß ohne das Andere. Woher aber die nöthige Uebersicht schöpfen? Die älteren Bücher über diese Geschichten, wie z. B. Heinrich, sind mir zu geistlos; den neueren, übersichtlicheren traue ich hier nicht die Kenntniß, dort nicht die Unparteilichkeit zu, deren es bedürfte.'

‚Es ist mir einmal ein hiermit in Verbindung stehender Gedanke gekommen, den ich Ihnen doch mittheilen will. Die Preisfragen Ihrer Akademie in Bezug auf Rudolph von Habsburg waren gewiß recht gut und passend gewählt. Dennoch haben sie zu keinem Resultate geführt. Man hatte weitläufige Untersuchungen und Darstellungen, man hatte Bücher verlangt. Könnte man nicht auch einen anderen Weg gehen und Charakteristiken von wenigen Bogen verlangen, die zwar die Kenntnisse, die in einem solchen Buche niedergelegt wären, voraussetzten, aber von deren schriftlicher Ausarbeitung absähen? Ich habe so beiläufig — gar sehr beiläufig — etwas der Art hier und da in meinen Regesten zu leisten versucht; könnte man dergleichen nicht, wie es dorten sehr ungenügend ist, in vollkommnerer Weise zum Gegenstand von Aufgaben machen? Ich meine das ungefähr, was Sie sagen würden, wenn Sie in einem Vortrag von einer, von zwei, von drei Stunden Friedrich III. (IV.), oder Max I., oder Karl V. charakterisiren wollten: die äußeren Umstände, unter denen die Regierung begann; die Tüchtigkeit zum persönlichen Handeln, welche der Herrscher selbst mitbrachte; wo die Wendepunkte seines Lebens liegen; wer seine Rathgeber und Werkzeuge gewesen; in wie weit Kriege und Friedensbündnisse seine Stellung entschieden u. s. w., und schließlich rückblickend, wie hoch seine Bedeutung für das

Reich anzuschlagen sei, was die von ihm gespielte Rolle werth gewesen. Ich weiß recht gut, daß eine solche Ausarbeitung auf einem oder einigen Druckbogen, wie man sich sie denken mag, dennoch nicht die vollständige Kenntniß der Zeit gewähren kann, weil dazu auch die Kenntniß des Einzelnen gehört: aber wie unschätzbar wäre es, so auch nur die Hauptthatsachen vor sich zu haben. Ohnedieß sind uns Menschen Schranken gesetzt. Empfänglichkeit und Lebensdauer reichen nicht aus, um Alles kennen zu lernen, aber von Vielem können wir richtige Vorstellungen gewinnen, wenn eine gute Anleitung besteht. Aus der ersten Seite von Tacitus' Annalen kann man die Geschichte der römischen Republik nicht kennen lernen; aber wer, der sie kennt, hat nicht diese wenigen Zeilen mit Bewunderung gelesen und im Sinn behalten?'

,Eine solche Kenntniß des Charakteristischen, wie sie der Sammler besitzt und daran den Maßstab des von ihm zu bewahrenden oder zu übergehenden Materials findet, bedarf eben so sehr derjenige, dem das letztere geboten wird, zum gehörigen Einreihen desselben. In der That ist jetzt die Richtung auf Herausgeben des Materials schon viel geübt, es ist Zeit, neben der Fortsetzung dieses Geschäftes mehr und mehr an die Bewältigung und Vernutzung des Stoffs zu denken. In dieser Beziehung könnte der Angriffsplan für das gesammte Geschichtsstudium (nicht bloß für das Herausgeben der Quellen) mehr besprochen werden. Es fehlt eine Hodegetik zur Geschichte, eine Methodik der historischen Arbeit' [1].

Auf die Frage, worin überhaupt die Functionen eines Historikers beständen, und was er als eigentliches Object der Geschichte eines Volkes betrachte, antwortete er: ,Ich habe mir die verschiedenen Functionen bei der geschichtlichen Arbeit,

[1] Bd. 3, 146—147.

die aber in einander überfließen und auch verbunden werden können, so gedacht: 1) Sammlung und Bereitlegung des Materials, 2) Discussion der zweifelhaften Punkte, der Lücken u. s. w., also Forschung, 3) Darstellung des Verlaufs, welche schon das gewonnene Verständniß voraussetzt und Gegenstand von Kunstbehandlung[1] ist, 4) Beurtheilung und Verstehen, also namentlich auch Messung nach den sogenannten Entwicklungsgesetzen. Als eigentliches Object einer Geschichte denke ich mir die Volkspersönlichkeit, ihre Urzustände, ihre innere Entwicklung, ihre äußeren Verhältnisse, ihr Absterben, also ihre Lebensalter, ihre Jahreszeiten. Nach dieser meiner Auffassung bleibt die politische Geschichte Kern, wie sie auch von jeher in den Geschichtsbüchern aller Völker Kern gewesen ist. Die andern geschichtlichen Lebensseiten möchte ich in die Haupterzählung nur in so weit aufnehmen, als sie für das politische Leben die Bedeutung eines Ereignisses gewinnen, also z. B. die französische Literatur vor der Revolution, gestatte ihrer Betrachtung aber in den historischen Nebenwissenschaften, in der Sitten- und Culturgeschichte[2] den weitesten Raum. Insbesondere verspreche ich mir auch bedeutende Resultate, und ich möchte selbst sagen Genuß, von der vergleichenden Geschichte. Wie aber könnte man die geschichtliche Entwicklung verschiedener Völker vergleichen, so lange die Thatsachen der Einzelgeschichten nicht festgestellt sind? In der Geschichte der

---

[1] ‚Auch der Historiker soll ein Dichter sein, aber nicht erlogener Geschichten wie die Poeten der späteren Perioden, sondern ein Wahrheitsdichter, wie die alten Epiker. Die Kunst liegt dann im Gruppiren, im Ausdruck.' Bd. 3, 70.

[2] ‚Ich meine, daß man die Culturgeschichte in einer gewissen Absonderung von der Geschichte im engeren Sinne d. h. der politischen, halten dürfe und müsse, und erinnere nur daran, daß auch die großen Historiker des Alterthums die Culturgeschichte bei Seite gelassen haben. Theilung der Arbeit ist auch hier das große Wort.' Bd. 3, 118.

beiden classischen Völker ist hier, wie ich meine, schon sehr viel vorgearbeitet, aber die allergrößten Mängel drängten sich mir in der vaterländischen Geschichte auf, der ich mich bei fehlender Gelegenheit zu einer praktischen Staatslaufbahn zuwendete. So habe ich mich denn der ersten Stufe, der Aufsuchung und Bereitlegung des Materials gewidmet, womit ich gleichsam ein Stein im Fundamente werden kann.'

IV. Erneuerte Kaiserregesten.

Wir wenden uns nunmehr den bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen Böhmers, nämlich den erneuerten und erweiterten Kaiserregesten zu, deren erster Band im Jahre 1844 erschien. Er umfaßt die Periode von 1246—1313, welche Böhmer sich ‚vorzugsweise deßhalb zur Bearbeitung ausgewählt hatte, weil sie in Hinsicht auf ihre Bedeutung für das Gesammtschicksal der deutschen Nation von keiner andern übertroffen wird.'

Das Werk ist nicht bloß eine verbesserte und vermehrte Auflage des betreffenden Abschnittes seiner früheren im Jahre 1831 erschienenen Regesten, sondern eine ganz neue Arbeit, in der er für einen Abschnitt von 68 Jahren deutscher Reichsgeschichte 3786 Urkunden excerpirte und nachwies. Und wie durch den äußeren Umfang, so erschien das Werk auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffes als ein durchaus neues. Setzte er in den ältern Regesten zukünftige vollständige Abdrücke der Urkunden selbst voraus, so lieferte er jetzt so erschöpfende Auszüge des Inhalts derselben, daß dem Geschichtsforscher in den allermeisten Fällen die Einsicht des vollständigen Textes erspart bleibt. ‚Dieß wird selbst', sagt er in der Vorrede, ‚für diejenigen bequem sein, welchen die angeführten Druckwerke zu Gebote stehen. Aber einen viel größern Dienst glaube ich damit denjenigen geleistet zu haben, denen diese Werke, die sich nur auf sehr wenigen öffentlichen Bibliotheken

vollständig vorfinden, nicht zugänglich sind. Solchen war es bisher unmöglich, gründliche Studien zu machen. Jetzt ersetzt ihnen mein Buch im Urkundenfach für den betreffenden Zeitabschnitt eine ganze Büchersammlung, und sie können schon auskommen, wenn sie nur noch den vierten Band der Monumenta Germaniae historica zur Hand haben. Ich habe auch jedesmal zur Zeit von Hof- und Festtagen oder bei sonst wichtigen Vorgängen die hauptsächlichsten Zeugen angegeben, wodurch nun die handelnden Personen mehr in den Vordergrund treten.'

Die vielfach mit den trefflichsten Bemerkungen ausgestatteten Urkundenauszüge ergänzte er durch die in den gleichzeitigen Geschichtschreibern vorkommenden Thatsachen, welche sich nach Zeit und Ort an die Könige knüpfen, und durch deren Verbindung mit den Urkunden ‚vermochte ich', heißt es in der Vorrede weiter, ‚gar manches zum erstenmal genau zu bestimmen. Wo die Angaben kurz waren, habe ich solche am liebsten wörtlich mitgetheilt. Sonst habe ich die Quellen fortwährend bei den Hauptvorgängen citirt, so daß dieses Buch zugleich als ein Repertorium über die einschlagenden Scriptoren gelten kann'.

Außerdem sind über wichtige Punkte, welche neuer Prüfung bedurften, manche kleine Abhandlungen eingestreut, und jedem König ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche Zeit und Ort der jedesmaligen Wahl feststellt, eine Uebersicht der Wahlverhandlungen, eine Schilderung der Persönlichkeit des Gewählten und ein Urtheil über seine Leistungen gibt, und sich des Näheren über sein Kanzleiwesen und die Quellen seiner Geschichte verbreitet. Durch Vor- und Rückblicke sind die einzelnen Thatsachen der Art in Verbindung gebracht, daß der Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs mit Deutlichkeit hervortritt.

In der Vorrede entwirft er mit Meisterhand in Lapidarstil

eine allgemeine Charakteristik der deutschen Reichsgeschichte, ihrer Perioden und Phasen bis auf die neueste Zeit, und schließt einen Epilog über die politischen Verhältnisse der Gegenwart, auf welchen wir später zurückkommen mit den Worten: ‚Böse Aussichten! Wenn das nicht wäre, daß in all' dem Ruin, durch alle diese Erschütterungen, unter allen diesen Uebertünchungen fast wunderbar auch die organische Nationalkraft sich gestärkt hätte, und aus langer Betäubung erwachend im Erkennen ihrer Lage, im Erweitern ihrer Einsicht, in der Kräftigung ihrer Entschlüsse fortschritte.' ‚In dem ältesten Eigenthum der Nation, in der Sprache, zeigte sich vor hundert Jahren zuerst die Spur dieser Erneuerung, die seitdem mehr und mehr gewachsen, nun schon weithin gebreitet, die Herzen vereint. Sie zwischen den umdrohenden Gefahren zu erziehen, sie vor Verführung zu bewahren, sie in rechter Weise fortzuleiten, ist vor allem berufen die Geschichte. Wird diese aus den ächten Quellen mit vaterländischem Sinne, treu, bescheiden und einsichtig aufgefaßt, dann kann sie auch für die Beurtheilung der Gegenwart und für das Wirken in derselben — an dem wir alle, wenn nicht handelnd, doch meinend, Theil nehmen — den rechten Standpunkt gewähren. Hierzu genügt das erhaltene Material; aber es bedarf der Bereitlegung. In den Kaiserregesten, wie ich sie nun in vollendeterer Gestalt den dermaligen Bedürfnissen der Forschung anzupassen suchte, hoffe ich für die betreffende Periode eine bleibende Grundlage beschafft zu haben.'

Wie wir über die älteren Kaiserregesten das Urtheil Jacob Grimm's angeführt, so wollen wir hier das eines andern competenten Kritikers, Wilhelm Giesebrecht's, hören, auf welches Böhmer mehrmals mit dem Bemerken, daß es ihm besondere Ermunterung gewährt habe, verwies.

‚Das an Kaiserurkunden gewonnene Material', sagt Giese-

brecht, ‚zu ordnen, zu vervollständigen, mit dem gedruckten zusammenzustellen, es zu sichten und zu ordnen, dieser Riesenaufgabe unterzog sich Böhmer mit einer Liebe und Ausdauer, die ihres Gleichen nicht hat. Durch ihn ist der Schatz unserer Kaiserurkunden erst flüssig gemacht, ihm gebührt der unvergängliche Ruhm, in ihnen das innerste Herz der Reichsgeschichte aufgeschlossen zu haben. Seine Repertorien der Kaiserurkunden sind indessen nicht nur eine unschätzbare Vorarbeit für die große Urkundensammlung der Monumenta Germaniae und müssen diese selbst vorläufig dem Forscher ersetzen, sondern werden auch dann, wenn dereinst dort der ganze Vorrath unserer Kaiserurkunden in einem großen Corpus vereinigt sein wird, von dem erheblichsten Nutzen für das Studium bleiben, indem sie immer am besten in dasselbe einzuführen und auch dem Kundigen stets noch vielfache Erleichterungen darzubieten geeignet sind. Wie sie durch den Reichthum ihres Inhalts, die Zuverlässigkeit ihrer Angaben und Uebersichtlichkeit der Anordnung bis jetzt ein unvergleichliches Hülfsmittel sind, weiß jeder, der sich mit der Geschichte des Mittelalters gründlich beschäftigt hat. — Diese Arbeiten Böhmers sind für das Studium des deutschen Mittelalters, man kann wohl sagen in gleicher Weise epochemachend gewesen, wie die Herausgabe der Monumenta Germaniae selbst.‘

‚Doch wozu diese Ausführungen‘, fährt Giesebrecht fort, ‚die längst dem Kundigen den Reiz der Neuheit verloren haben? Deßhalb zunächst erscheinen sie nicht überflüssig, weil die allgemeine Wichtigkeit dieser Arbeiten immer noch nicht in weiten Kreisen die ihnen gebührende Anerkennung findet (wäre dies der Fall, wissenschaftliche Leistungen würden auf diesem Gebiete nicht mit einer Ungunst der Verhältnisse zu ringen haben, wie kaum auf irgend einem andern Felde); dann aber auch, weil Männern, die trotz dieser Ungunst ihr ganzes Leben daran setzen, den Urkundenschatz unserer Ge-

schichte, den versunkenen Hort des deutschen Volks an den Tag zu fördern, der Dank derer, die den vollen Werth ihrer Arbeiten kennen, nicht oft und warm genug ausgedrückt werden kann'[1].

Böhmer selbst konnte nach Abschluß seiner Regesten mit gerechtem Selbstvertrauen sich sagen: ‚Die Furche, die ich gezogen, und den Samen, den ich ausgestreut, wird so leicht kein Wind verwehen', aber, fügt er hinzu, ‚nur der, welcher dazu mir Leben und Alles und auch in trüber Stunde Muth gegeben, kann lebendige Frucht erzeugen. Nur was in Demuth ausgesäet, wird Früchte tragen. Möge nie ein anderes Gefühl mich beschleichen! Das erhebendste Gefühl liegt in dem Bewußtsein: gearbeitet zu haben, so gut man konnte.'

Je mehr er in den Kaiserregesten seinen ‚eigentlichen Beruf' erkannte, desto größer erschien ihm die Pflicht, sich von andern Arbeiten frei zu machen, und darum gab er die früher für die Monumente übernommene Mitredaction der Kaiserurkunden auf. ‚Die Regesten', schrieb er an Pertz, ‚halte ich wirklich im Augenblick für das Wichtigere, für das in die lebendige Wissenschaft Eingreifendere, für dasjenige, worin ich am wenigsten leicht zu ersetzen wäre. Es ist also meine Pflicht, auf diesem Posten zu bleiben, zumal da er mir Gelegenheit gibt, mich dann und wann für die katholische Ansicht der Dinge auszusprechen, zu welcher ich mich bekenne, welche aber gerade auf diesem Feld urkundlicher Quellenforschung nicht genügend vertreten ist'[2].

---

[1] Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Jahrgang 1852, S. 106—107.

[2] Böhmer's Leben und Briefe, Bd. 2, 410. In einem Briefe aus dem Jahr 1856 (Bd. 3, 197) sagt er, daß er auf seinem nicht gelehrten, sondern nur patriotischen Standpunkt von der Besorgung der Kaiserurkunden durch das Folioformat der Monumente und die lateinische Sprache des Herausgebers derselben abgeschreckt worden sei.

‚Wenn sich doch nur Andere meinen Bemühungen anschließen wollten! Persönliche Anerkennung suche ich nicht, aber Nachfolge, die allein das rechte Lob ist‘. ‚Nun habe ich eine Mehrzahl von Antworten auf geschenkte Regestenexemplare erhalten. Schöne, höfliche Worte, aber gar nichts Einläßliches ... Ach, und ein bischen Nachfolge wäre mir doch lieber, als alles Lob.‘ ‚Diese (neuen) Regesten sind, weil sie mehr Raisonnement enthalten, vielleicht geeigneter, Andere zur Nachfolge anzuregen, wie solche für alle Bisthümer und die wichtigeren weltlichen Herrschaften zu wünschen ist. Möchte doch gerade in Süddeutschland diese philologisch-kritische Seite mehr Würdigung finden, die nun doch einmal Anfang und Grundlage des Studiums ist und deren größere Ausbildung denen im Nordosten ein äußerliches (mir widriges) Uebergewicht gibt. Was ich erwünsche, ist eigentlich dasselbe, was die Schulmänner immer als ihre Aufgabe sich stellen und aus den antiken Schriftstellern ihren Schülern einzutrichtern sich rühmen. Der Erfolg davon müßte sich in den Zeitschriften der historischen Vereine vorfinden, wo Jeder, den ein Geist treibt, so leicht zum Wort gelangt. Aber da ist entweder nur Nichtiges oder Kleinliches. Der Gymnasialunterricht scheint also wenig Frucht zu bringen. Er steht auf keiner vaterländischen Grundlage. Das thut mir so leid, daß man auch keine Keime sieht, welche man ausbilden und fördern könnte, worüber ich mich jetzt mit mancherlei Plänen trage‘ [1].

Auch der Mangel an persönlicher Theilnahme war ihm wegen seines damals kränklichen Zustandes doppelt drückend. ‚Die thätige Theilnahme an Arbeiten, wie ich sie treibe und für verdienstlich erachte‘, schrieb er im October 1844 an Rath Schlosser, ‚ist vorläufig noch sehr gering, aber ich habe

[1] Bd. 2, 394, 395, 396.

nicht einmal das Glück persönlicher Theilnahme bei Solchen, bei denen ich sie durch Waffenbrüderschaft verdient zu haben glaubte. So etwas schmerzt doppelt, wenn man sich durch die Last des Körpers gedrückt fühlt, und wenn man selbst das Wesen der Freundschaft vor allem auch in der innern Betheiligung an dem gesucht hat, was das Leben des Freundes ausmacht, d. h. ihn in seinen besten Stunden beschäftigt. Da sind mir trübe Erfahrungen nicht erspart worden'[1]. ‚Ihre Theilnahme an meiner langen Arbeit', sagt er in einem Briefe an Kopp, ‚ist mir nicht bloß die gewichtigste in jeder Hinsicht, sondern in der That (meinen Freund Hennes in Mainz abgerechnet) auch die einzige, die mir bisher geworden. Und Theilnahme glaubte ich gerade durch meine Behandlungsweise der Sache zu erregen. Aber doch schlägt wohl noch ein Herz, wenn auch mir unbekannt, dem meine Arbeit einst fester Haltpunkt wird zum Weiterbauen. Also voran'[2].

Als Böhmer diese Worte schrieb, war ihm ein Brief Jacob Grimm's noch nicht zugekommen, worin dieser ein Urtheil über die Regesten abgab, welches dem Freunde zeigte, daß er das Werk ‚nicht bloß durchgeblättert, sondern ganz oder fast ganz durchgelesen' hatte. ‚Ihr Buch', hieß es da unter Anderm, ‚arbeitet sich zu einer fortan unentbehrlichen Grundlage für unsere deutsche Geschichte heraus und ist voll Belehrungen. Sie haben durch Uebernahme eines solchen Werkes glücklich ein schönes Ziel Ihres Lebens gefunden. Daß ich in einzelnen Ansichten anders gestimmt oder gesinnt bin, verschlägt mir nichts und wird Ihnen auch nichts verschlagen, z. B. über die Hussiten, Moritz von Sachsen und Anderes. Dergleichen, weil es ehrliche Meinung ist, verleiht

[1] Bd. 1, 259.
[2] Bd. 2, 382.

Ihrem Buche Leben und Charakter; es ist mir kaum etwas davon entgangen: über Reformation, hessische Geschichte, die Gräber zu Speier, Frankfurt, Friedrichshafen, den Cölner Dom, das nun schon gedruckte alte Kochbuch [1], das Vaticinium Lehninense, Tell' u. s. w.

Grimm wußte aus eigener Erfahrung, was ein solcher Beweis von Theilnahme bedeute, denn er selbst fühlte sich in seinen Arbeiten ebenso vereinsamt, wie Böhmer. ‚Ich arbeite zwar', bemerkt er am Schluß der Vorrede zu seiner Geschichte der deutschen Sprache, ‚mit ungeschwächter innerer Lust, aber ganz einsam, und vernehme weder Beifall noch Tadel sogar von denen, die mir am nächsten stehend mich am sichersten beurtheilen können. Ist das nicht ein drohendes Zeichen des Stillstandes oder gar der Abnahme gemeinsam sonst froh gepflogener Forschungen, für die fast kein Ende abzusehen schien?' Als Ursache dieses Stillstandes gab er Böhmer brieflich an: ‚Die Zeit will nur politisches lautes Gerede lesen und hören, und hat kein Ohr für die langsame stille Politik, die in vaterländischer Geschichte und Sprache steckt.'

‚Aber je kleiner das Häuflein der Getreuen wird, um so fester müssen die Wenigen zusammenrücken', und ‚darum hielt ich mit Jakob Grimm', äußerte Böhmer, ‚treue Gemeinschaft und wir munterten uns gegenseitig dadurch auf, daß der Eine sich mit der Thätigkeit des Andern innerlich beschäftigte und dafür Proben ablegte. Wie mir nach dem Tode von Thomas Grimm's Theilnahme neben der von Kopp und Stälin die liebste war, so vergesse ich nicht, daß Grimm mir einmal versicherte, er habe sich durch meine Theilnahme an seinen Arbeiten oft gehoben gefühlt, und jedes dankende

[1] Das durch Böhmer's Anregung herausgegebene ‚Buch von guter Speise', vergl. Bd. 2, 358, 368.

Wort des Freundes war mir wohlthuend.' Und Grimm bekam öftere Gelegenheit zu solchem Dank [1].

Zu dem Häuflein ‚der Getreuen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlten, von denen zu sagen: nicht der Kopf, sondern das warme Herz macht eigentlich den Historiker', gehörten auch Stälin und Lappenberg, welch' letzterer, obgleich er, so gut wie Jacob Grimm, auf einem andern religiös-politischen Standpunkt als Böhmer stand, doch dem ‚herrlichen' Verfasser der Kaiserregesten seine volle Verehrung zollte und ihm schrieb: ‚Mögen Sie Ihr großes Tagewerk noch recht weit fördern und möge Ihnen häufiger Anlaß werden, Ihre Ansichten in der Ihnen eigenthümlichen männlichen Rede darzulegen'. ‚Seien Sie überzeugt', versicherte ihm ein anderer norddeutscher Historiker, ‚daß ich auch den nächsten Tag, wo mir mein Buchhändler wieder etwas Neues von Ihnen in's Haus schickt, als einen Festtag roth im Kalender anstreiche. Lappenberg schrieb mir neulich: ‚Unserm Böhmer kommt an Thätigkeit und Tüchtigkeit doch Niemand gleich', und hiezu sage ich auch für die Zukunft Amen, und wünsche Ihnen nichts Weiteres, als frischen Muth und gute Gesundheit, das Einzige, wessen Sie bedürfen' [2].

Wenige Monate nach Vollendung der besprochenen Kaiserregesten stand Böhmer (November 1844) am Sterbebett seiner Mutter, deren Andenken um so inniger und lebendiger in ihm fortlebte, je weniger er über sie sprach. Keine Erinnerung im Leben war ihm theuerer, als daß seine Mutter vor ihrem Scheiden ihm ihre Zufriedenheit aussprach [3] und ungemein wohlthuend blieben ihm stets ‚die Eindrücke der letzten Augenblicke der gottergebenen Frau'. ‚Eine Aeußerung, ob

[1] Vergl. Bd. 1, 260.

[2] Bd. 1, 261, 290.

[3] Vergl. Bd. 3, 320.

ihre Eltern mit ihr zufrieden wären, veranlaßte mich zu sagen: Mutter, deine Eltern haben dich ja immer so gern gehabt, worauf sie wiederholte: Ach ja, meine Eltern haben mich immer so gern gehabt. Mütterchen, Mütterchen, rief sie dann mehrmals mit ungemein kindlicher Accentuirung. Da sie die Augen viel geschlossen hielt, sagte ich ihr öfters, wenn irgend ein Wort ihrerseits oder eine Bewegung dazu Veranlassung gab: Fritz ist bei dir, was sie jedesmal mit Befriedigung wiederholte. Gott ist gnädig. Gott ist uns Allen gnädig, wurde von ihr mehrmals wiederholt. Ich bin ja zu Allem bereit.'

Als ihm später eine Freundin einmal zu seinem Namenstage ihren Glückwunsch schickte, schrieb er ihr: ,Ich finde es freilich überflüssig und doch gar sehr freundlich, daß Sie meiner an einem Namenstag gedacht haben, an den ich selbst und kein Mensch nicht denkt. Aber doch habe ich dießmal daran gedacht, als ich das Datum schrieb, jedoch dachte ich nur an meine arme gute Mutter, die sich's nicht nehmen ließ, mir an diesem Tage Morgens beim Kaffee ein halb Dutzend Strümpfe, die sie, so lange sie's konnte, selbst gestrickt hatte, zuzuschieben, oder so etwas'[1]. ,Sie war nur eine einfache Hausfrau', sagte er ein andermal, ,und konnte in meine geistigen Interessen nicht eingehen, aber sie wirkte Liebe und Frieden und vergalt so, ohne je darüber sich auszusprechen, das Opfer, welches ich ihr aus Kindespflicht gebracht hatte.' Dieses Opfer bestand darin, daß er in ,einem entscheidenden Augenblicke' auf den Wunsch der Mutter sich entschloß, ledig zu bleiben[2]. ,Bei meiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1819 hatte ich ihr versprochen: Mutter, ich will deinen Segen verdienen, und öfters wiederholte sie mir

[1] Bd. 3, 236.
[2] Vergl. Bd. 1, 73.

diese Worte und fügte hinzu: ‚Fritz, du hast meinen Segen.'

Seit dem Tode der Mutter war seinem Leben in Frankfurt ‚Kern und Grundlage entzogen'. ‚Die gar zu große Ungleichheit im Alter der Eheleute', schrieb er im Februar 1845, ‚ist doch nicht immer gut. So bin ich vaterlos bis in mein 50. Jahr Haussohn geblieben und würde nun sehr schwierige Entschlüsse zu fassen haben, wenn mein erneutes Unwohlsein nicht vor Allem Ruhe geböte. Was kann ich machen! Das ist nur traurig, von so wenigem Mitleben umgeben zu sein. Aber auch krank und hülfsbedürftig würde ich doch die Einsamkeit der Nichtigkeit vorziehen, in welcher sich Andere herumtreiben. Glücklich, daß ich arbeiten kann' [1].

War sein zurückgezogenes Leben überhaupt bei ihm ein Ergebniß von Erziehung, Beruf und Lebensstellung, so hatte er ‚vollends nach dem Tode von Thomas alle gesellschaftlichen Berührungen aufgegeben', und ‚ich mußte es thun, konnte gar nicht anders', betheuerte er der Frau des Verstorbenen, die sich über seine Zurückgezogenheit beklagt hatte, ‚denn der Schmerz über den Verlust meines Freundes wühlte immer von Neuem in mir, so oft ich im Kreise von Bekannten war, mit denen früher Thomas, und ich eigentlich nur durch ihn verkehrte'. ‚Was mir nach dem Tode von Thomas an Freunden in Frankfurt noch übrig blieb, ging in den nächsten Jahren fast Alles verloren. Es ist mir allerdings noch vergönnt im Hause meines edlen Gönners und Freundes, des Rathes Schlosser, während der Wintermonate, wo er in Frankfurt ist, in treuer Gesinnungsgemeinschaft hin und wieder eine gehaltvolle Stunde zu genießen, aber man trifft ihn nur so selten mit seiner Gattin allein, und zu den Interessen der Herren Diplomaten, die

[1] Bd. 2, 401.

dort verkehren, habe ich keine Beziehungen, und habe bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt unter ihnen als **rari nantes in gurgite vasto** solche aufzufinden, die für meine wissenschaftlich-vaterländischen Studien Interesse besäßen. Doppelt peinlich für mich, weil ich geistiges Uebergewicht und ernstere Richtungen nur bei solchen antreffe, die aus dem Sand der Mark kommen, von deren Ansichten ich mich aber als alter Reichsbürger und als Sohn eines kaiserlich gesinnten Vaters nicht verführen lassen will. Aus dem ehemaligen so reichen Thomas'schen Kreise ist für mich nur noch mein kunsthistorischer Freund Passavant da, und bei ihm ist Alles, auch der Ruhm, den er sich erworben, rühmenswerth, nur nicht, daß er immer mehr das Schweigen für Gold hält.' ‚Du weißt', schrieb er an Amsler, ‚wie hoch ich Passavant schätze und daß ich ihn verstehe, auch wenn er schweigt, sehe ich doch, wie viel er leistet; aber man sollte im Leben doch auch die Gabe der Mittheilung cultiviren.' ‚Der Einzige', schreibt er im März 1845, ‚mit dem ich im vergangenen Winter zu meiner wirklichen Erfrischung von Zeit zu Zeit zusammenkam, ist der Maler Steinle', und von diesem Freunde rühmte er: ‚Er besitzt eine Gediegenheit der Gesinnung und des Charakters, die seinem Talent und seiner Werkthätigkeit gleichsteht. Ja ich wüßte Niemanden zu nennen, bei welchem ich diese Eigenschaften so vereinigt gefunden hätte' [1].

‚Doch was sind einzelne Stunden auch des trautesten Verkehres mit Freunden für den Menschen, wenn keiner derselben in sein zusammenhängendes Leben mehr eingreift? Und einen solchen habe ich hier nicht. Wenn ich aber früher bei reichen persönlichen Beziehungen und tief bewegender Anregung, allzu enthusiastisch, nicht immer **tristis in hilaritate**

[1] Bd. 2, 414.

gewesen (und in rechtem Sinne verstanden erfordert dieß der aequus animus, den wir uns erwerben müssen), so suche ich jetzt in meiner Vereinsamung wenigstens hilaris in tristitia zu sein und denke oft an die Mahnung meines Meisters Fichard: Man muß die Einsamkeit zur eigenen Erbauung verwenden und zum Aufbau für Andere durch Arbeit.'

Im Juni 1845, wo Böhmer obige Worte niederschrieb, war er bereits wieder mit einer neuen Arbeit, nämlich mit dem früher besprochenen zweiten Band der Geschichtsquellen fertig geworden, dann folgte 1846 ein neues Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern, 1847 die erste Hälfte der erneuten staufischen Kaiserregesten von 1198—1254, worüber wir sogleich sprechen werden, und 1848 das erste Ergänzungsheft zu den Regesten von 1246—1313, wodurch er die Zahl der Urkundenauszüge für den betreffenden Zeitraum der Reichsgeschichte auf 4293 vervollständigte. In der Vorrede, datirt von demselben Tage, an welchem in Berlin die Revolution auf den Straßen tobte, sagt er am Schluß: ‚Durch die zweite Bearbeitung dieser Kaiserregesten war der Stoff so reichhaltig vereinigt, daß es leicht gewesen wäre, denselben vollständig zu machen. Zu diesem Zwecke hätten die Verwahrer von Kaiserurkunden sich die verhältnißmäßig kleine Mühe geben müssen, ihre Vorräthe zu vergleichen und das bei mir Mangelnde in erschöpfenden Auszügen oder vollständigen Abschriften mir mitzutheilen, oder sonst wie zu veröffentlichen. Wenn dieses nur im kleinsten Maße geschehen ist, so beruhige ich mich meinerseits damit, daß wenigstens ich die begünstigenden Friedenszeiten eifrigst benutzt habe, um der vaterländischen Geschichte diese Unterlage, so gut ich es vermochte, zu erbauen. Auch scheint mir diese Regestenarbeit noch heute ebenso nöthig als an dem Tage, an dem ich sie zuerst begann (am 22. Februar 1829),

obgleich ich nur Theilnahme dafür, bis jetzt aber keine Nachfolge gefunden habe. Denn alle sonst erschienenen Regesten sind nur topographisch-chronologische Conglomerate, ohne die mir wesentlich scheinende Ausscheidung dessen, was den einzelnen Canzleien angehört. Vielleicht erstehen doch noch andere Geschichtsfreunde, die das, was ich für Päpste und Kaiser begonnen habe, auch auf die Bischöfe und die weltlichen Fürsten erstrecken. Hier selbst im beschränkteren Kreise (etwa durch Regesten eines einzelnen Bisthums) etwas Bleibendes zu leisten, wäre so leicht! Die Schwierigkeit ist nur, sich für einmal zur Arbeit zu ermannen. Was dann schon ein Einzelner vermag, hat noch kürzlich Stälin gezeigt. Dem, der mir nachfolgt, sei's auch auf engerem Gebiet, wenn nur mit Ernst und Liebe, meinen Gruß.'

Für das viele Jahre später erschienene zweite Ergänzungsheft wählte er vorzugsweise österreichische Sachen aus und indem er bei dieser neuen Arbeit über den Rahmen der ersten Anlage des Hauptwerkes weit hinausging, beabsichtigte er durch Zusammenstellung der habsburgischen Grafenregesten vorzüglich eine vollständigere Würdigung des großen Gründers des Kaiserhauses, und bei Aufnahme der herzoglichen Regesten der Habsburger war es ihm vor allem darum zu thun, seinen Liebling Albrecht I. in ein neues helles Licht zu setzen. ‚Albrechts Gestalt', schreibt er, ‚war verdunkelt, seit die sagenhafte Entstehung der Eidgenossenschaft eines Tyrannen als Hintergrund bedurfte, seit es Publicisten gab, welche die Auflösung des Reichs als germanische Freiheit priesen. Nun aber ein Forscher (Kopp), dessen Wiege am Fuße der alten Habsburg gestanden hat, mit festem Blick und kräftiger Hand den zwar nicht von Trug, aber von der Unwissenheit gewobenen Schleier zerriß, und die wahre Entstehung der Eidgenossenschaft in dem Zerfall der deutschen Centralgewalt nachwies; seit zugleich in der deutschen Nation selbst die

Sehnsucht nach engerem Verbande erwachte: ist der Tag der Wiedererstattung für Albrecht gekommen, und darf der Namen dessen, der, als die Wiederherstellung der Centralgewalt in Deutschland noch einmal versucht wurde, als Märtyrer der Einheit des Vaterlandes fiel, auf Zukunft rechnen im Herzen seines Volkes. Ich habe bereits im Vorwort zu Albrechts königlichen Regesten hierüber mich ausgesprochen. Wohlthuender aber als des Königs, ist das durch die hier vorliegenden Regesten gestützte Bild des Herzogs. Dort in den allgemeinen Reichsangelegenheiten war in der That das Ziel so zu sagen schon unerreichbar geworden und die Mühe vergebens; hier aber in dem verwilderten Oesterreich hat Pflege und Schutz der Ordnung Früchte getragen bis auf den heutigen Tag.'

Dem Kaiserstaate in seinen vereinten Völkern, vom Standpunkt deutscher Bildung aus, zu historisch-politischem Betrachten und Erzählen Sinn und Mund öffnen zu helfen, erklärte er für einen bedeutenden und erhebenden Beruf[1] und darum wollte er selbst nach Kräften dafür thätig sein und der dortigen historischen Forschung die rechten Wege weisen. Die Vorrede zu dem zweiten Ergänzungsfest enthält in dieser Beziehung wahrhaft goldene Worte. Zum Beweise, wie ‚innig Oesterreich zu uns gehört und wir zu ihm', wies er darauf hin, daß die Kraft der deutschen Literatur und Sprache im 13. und 14. Jahrhundert in Oesterreich zu suchen sei. ‚Alle deutschen Länder zusammengenommen haben vor 1400 keinen solchen Reichthum an deutsch geschriebenen Geschichts-Quellen wie Oesterreich, als Blüthe und Zeugniß seines eminent deutschen Charakters, aufzuweisen. Was könnte, abgesehen von kleineren Stücken, neben die Reihe: Enenkel, Otto von Lichtenstein, Otakar, Suchenwirt, Uebertreffendes

[1] Vergl. Bd. 3, 179.

gestellt werden? Meinem Gefühl nach überwiegt der einzige Otakar schon alle andern. Dieser aber ist wesentlich der Geschichtschreiber der Etablirung des Hauses Habsburg in Oesterreich-Steiermark und insbesondere der Regierung Albrechts... Gerade was wir an unsern Quellen am häufigsten vermissen: Zeichnung der Personen, Schilderung des Details, Farbe der Begebenheit, ist hier in Fülle vorhanden bis zum dramatisch vorgeführten Bild der Wirklichkeit.' ‚Als der Oesterreicher Hieronymus Pez (mit seinem Bruder Bernhard nicht mit Unrecht Mellicensium decus genannt) noch vor dem Hervortreten Bodmer's, Breitinger's und Müller's schon im Jahre 1745 diese deutsche Fundgrube deutschen Wesens zuerst eröffnete, war er allerdings seiner Zeit vorangeeilt und durfte er nicht auf volle Würdigung zählen. Aber es ist auffallend, daß auch heute noch die hier überlieferten Schätze, fähig in mancherlei Gestalt das edelste Gemeingut Oesterreichs und Deutschlands zu werden, kaum noch angebrochen sind.' ‚Wird nicht endlich', fragte er später bezüglich einer neuen Ausgabe Otakar's seinen Freund Karajan in Wien, ‚der Gedanke im Schatten des St. Stephan sich entzünden, welch' ungehobenen Schatz hier noch Oesterreich besitzt? Auf! die Ihr ein Herz habt für Euer Land, für seine Erinnerungen, für seine Noth, für seine Glorie, für die Gestalten, die durch das Dunkel der Vergangenheit schreiten und auf die dann hier und da der edeltreue Dichter sein Streiflicht fallen läßt und ihre Schemen auch für uns noch belebt, — Ihr, denen Mellicensium decus ein Vorbild ist, erwärmt in dem Gemüth und schreitet zur That! Wollt was Ihr könnt, putzt den Rost von diesem Werk, streut seine Blätter als eine Zier und Stärkung in den verwilderten Garten der Gegenwart, daß man an den Ahnenbildern erkenne, was man war, und messe daran, was man wieder sein sollte! Es ist nicht bloß Euer Kleinod, es ist ein

Kleinod der ganzen deutschen Literatur; laßt uns diese wenigstens haben, während so viel anderes fehlt, laßt's nicht liegen im Staube!'[1]

Auch während der Revolutionsjahre 1848/1849 war Böhmer, obgleich ihn, wie wir später hören werden, ‚die deutschen Wirren tiefinnerlich ergriffen und allen Ausblick in die Zukunft verfinsterten, keineswegs müßig', sondern vollendete während derselben das vorzüglichste aller seiner Werke, nämlich die staufischen Regesten (1198—1254), über deren erste, bereits 1847 erschienene Abtheilung die Göttinger Gelehrten Anzeigen sich dahin ausgesprochen hatten: ‚Nur durch einen angestrengten Fleiß, durch einen seltenen Eifer bei vollkommener Kenntniß des Materials kann in verhältmäßig so kurzer Zeit Ein Mann ein solches Werk liefern, zu dessen Herstellung man die vereinigten Kräfte einer Gesellschaft von Gelehrten hätte für nöthig halten mögen.'

Als Ergebniß des Werkes konnte er ausführen: 1) Das Itinerar unserer Kaiser, vorzugsweise bedeutungsvoll in jenen Zeiten, in welchen das Hoflager an keine Hauptstadt geknüpft war, sondern nach Maßgabe der Geschäfte bald hier, bald dort aufgeschlagen wurde. 2) Die Auszüge der kaiserlichen Urkunden, Briefe, Rechtssprüche und Gesetze nebst den darin vorkommenden Personen bis herab auf Aebte und Grafen in so erschöpfender Mittheilung, daß dadurch in den meisten Fällen die Einsicht der vollständigen Abdrücke, und hiemit die Benutzung einer großen Büchersammlung entbehrlich wird. 3) Die Auszüge der wichtigsten Stücke, die sich auf deutsche Reichsangelegenheiten beziehen, aber nicht von den Kaisern selbst ausgestellt sind, nämlich Briefe und Bullen der Päpste mit 687, Urkunden der späteren Staufer mit 117 und vermischte Reichssachen mit 185 Nummern,

[1] Bd. 3, 333.

welche in der ersten Ausgabe der Regesten sämmtlich fehlten. 4) Die nach Zeit und Ort an die Kaiser sich knüpfenden Thatsachen, die in den gleichzeitigen Geschichtsbüchern erzählt werden, so daß die deßfallsigen Bezugnahmen zugleich, wie bei den erneuerten Kaiserregesten von 1246—1313, ein chronologisch geordnetes Repertorium über den wesentlichen Inhalt dieser Geschichtsbücher bilden. Durch ein der Vorrede angehängtes alphabetisches Verzeichniß derselben wollte er deren Studium erleichtern.

Wenn er selbst in der Vorrede es bescheiden ausspricht, daß sich mit Zuziehung der Hauptquellen jetzt aus den Kaiserregesten der thatsächliche Verlauf des Geschehenen ebenso gut erkennen lasse, wie aus irgend einem der neueren darstellenden Geschichtswerke, so hat sich die wissenschaftliche Kritik einstimmig dahin ausgesprochen, daß erst jetzt nach Erscheinen des Werkes dieser Verlauf überhaupt erkannt werden könne, daß noch Niemand, wie einer der berufensten Kritiker, nämlich Jacob Grimm, sich äußerte: ‚auf dem Gebiete deutscher Geschichte für einen so kurzen Zeitraum von 56 Jahren so festen Grund gelegt, so Treffliches mit Meisterhand aufgebaut, so viel Frucht geboten und so viel neuen Samen zu neuer Frucht ausgestreut‘ habe. „Ich weiß nicht‘, sagte Lappenberg, ‚was mir an dem Werke lieber ist: das was es gibt, oder das, wozu es die Kraft der Anregung für alle Zukunft in sich trägt und Männer von vaterländischer Gesinnung zu ernster Thätigkeit anspornt. Je mehr Thätigkeit wach gerufen wird, desto mehr Leben wird erzeugt.‘

‚Thätigkeit‘, schrieb Böhmer einem jüngern Freund, ‚wird allerdings beim Studium der Regesten in Anspruch genommen, aber sie trägt ihren Lohn hundertfältig in sich‘, denn die dabei sich ergebende Auffassung des Geschehenen, ‚wie sie aus den gleichzeitigen Ueberlieferungen geschöpft wird‘, fährt er in der Vorrede fort, ‚ist um so ächter und um so frischer;

sie ist aber auch eine der beurtheilenden Fortbildung fähigere Auffassung, weil sie überall den Umfang und die Beschränkung der auf uns gekommenen Nachrichten im Auge behält. Denn das ist doch wohl einer der größten Mängel neuerer Geschichtschreibung der Vergangenheit, daß solche so oft von der stillschweigenden Unterstellung ausgeht, als sei Alles vollständig überliefert und als komme es nur darauf an, die verschiedenen Nachrichten in eine Gesammtdarstellung zu verweben. Hierdurch wird die Auffassung des Verlaufs von dem Zufall abhängig gemacht, der in der Ueberlieferung waltete; Unbedeutenderes, von dem wir umständliche Kunde haben, tritt nun in den Vordergrund, während Wichtigeres, das sich etwa nur aus den Wirkungen erkennen läßt, übersehen wird; das Parteigepräge einseitiger Berichte wird Farbe der Zeit, und es erfolgt eine allgemeine Verschiebung der Wahrheit, welche gefährlicher ist als ein im Einzelnen begangener Irrthum. Gesteigert noch werden diese Mängel, wenn aus Unkunde oder Bequemlichkeit nicht einmal alle Ueberlieferungen, welche uns erhalten sind, zu Rathe gezogen wurden.'

In der umfassenden Einleitung, die eine gedrängte Geschichte der Zeit und eine Charakteristik der Kaiser enthält, ging er überall darauf aus, die Knotenpunkte festzustellen, um dadurch sowohl das Auffassen des Verlaufs zu erleichtern, als auch den in der betreffenden Periode der Reichsgeschichte unvermeidlichen Meinungsstreit auf feste Punkte hinzuleiten und mit den Quellen in möglichst nahe Berührung zu bringen [1].

Ganz besonders hat er dabei die Geschichte Kaiser Friedrichs II. berücksichtigt, weil er in ihr ‚cardo rerum für die mittleren Zeiten' erkannte, ‚etwa wie bei Gustav Adolph

[1] Vergl. Bd. 3, 14.

für die neueren; wer diese beiden Persönlichkeiten falsch auffaßt, muß folgerichtig in allem Uebrigen irren.'

,Ueber keinen unserer Kaiser', sagt er, ,sind bis auf die neuesten Zeiten die Urtheile so getheilt gewesen. Friedrich hatte ja die Kirche verfolgt und bekriegt, grimmiger als irgend sonst einer, darum schien eine Solidarität zwischen ihm und Andern, die gegen sie protestirten, begründet, wobei man die Grausamkeit leichthin übersah, mit der er die Ketzer verfolgt hat. Gegenwärtig kommt es darauf an, im Angesicht der Quellen die Wahrheit aus den Thatsachen zu erkennen. Das beste Mittel, zu einer den Stoff beherrschenden Uebersicht zu gelangen, wird darin bestehen, Lebensperioden zu unterscheiden. Sie seien zunächst wesentlich nach äußeren Merkmalen, nach den Landen, in welchen, und nach den Zwecken, für welche Friedrich jedesmal wirkte, gebildet. Diese Weise wird, den bisherigen verworrenen und falschen Darstellungen gegenüber, deßhalb die zweckmäßigste sein, weil sie für die Auffindung der Resultate die unbefangenste, und dann auch für deren Prüfung und Vertheidigung die bequemste ist.' Demnach behandelt er mit stetem Bezug auf die Quellen in neun besondern Abschnitten: Friedrichs Jugendleben in Sicilien; Königthum in Deutschland u. s. w., und findet den ,durchlaufenden Eintheilungsgrund für Friedrichs Regierung' in seinem Verhältniß zur Kirche, die ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleitete, erst activ, indem sie ihn schützte und erhob, dann passiv, da sie bei seinem Hauptstreben nach unumschränkter Herrschaft in Italien von ihm erst getäuscht, und dann heimlich und offen, mittelbar und unmittelbar bekämpft wurde.

Zur Begründung einer Charakteristik des Kaisers und seiner Regierung ordnete er unter gewisse Rubriken die Quellennachrichten über Friedrichs Erziehung und Bildung, häusliches Leben, Unglauben und Aberglauben und Ketzerverfolgungen, Undankbarkeit und Untreue in persönlichen Ver-

hältnissen, Trug, Tücke und Grausamkeit, und überall fällt sein Urtheil, seitdem vielfach angefochten, ungünstig aus [1].

---

[1] Die Schlußbemerkungen, worin er die Resultate der Untersuchungen zusammenfaßt, lauten: ‚Alle Urtheile der Zeitgenossen, wie verschieden sie auch sonst sind, stimmen darin überein, daß es dem Kaiser ebenso wenig an persönlichen Anlagen zur Größe fehlte, als an äußeren Mitteln. Was er also nicht erreicht, oder was er gefehlt hat, kommt ganz auf die Rechnung seines verderbten Wollens. Als nächstes Beispiel dessen, was von ihm zu meiden war, stand Derjenige vor ihm, den er gestürzt hatte: Otto. Doch, wunderbar! keinem einzigen unserer Kaiser hat Friedrichs Wirken und auch Friedrichs Ende mehr geglichen als dem seinigen. Verschieden waren beide freilich in wichtigen Beziehungen . . . aber beide waren Geschöpfe der Kirche, beide hatten den Päbsten ihre Erhebung zu verdanken, beide waren gleich undankbar gegen ihre Wohlthäter; beide brachten ihr Leben in Mühen und Kämpfen hin, und beide waren zuletzt entfernter von ihrem Ziele als Anfangs. Beide endeten müde und verlassen. — Die Politik Friedrichs (und er war mehr Politiker als Krieger) war, wie diejenige seiner Landsleute Macchiavelli und Bonaparte, orientalisch-gewaltsam und nur auf persönliche Zwecke gerichtet. Er erstrebte Vorzug und Würde nur als Mittel für anderweite Plane, erfüllte aber nicht die daran geknüpfte Pflicht. Darum wurde jeder Beruf, jede Gabe des Schicksals, auch die herrlichste, welk in seiner selbstsüchtigen Hand; so die Krone von Jerusalem, wie einst die deutsche, wie einst das Kreuz. Jeder arme Graf hätte mehr für das heilige Land geleistet, wenn ihm dessen Erbin die Hand gereicht hätte, als Friedrich that. So auch nahm er einst die Oberherrlichkeit über Ungarn ohne das Geringste von der Bedingung zu erfüllen, unter der sie ihm geboten war. Das mächtigste Reich wollte er bauen; gleichgültig gegen die Mittel, gewährte er das widrige Schauspiel als Starker den Heuchler zu spielen, mied er weder Trug noch Gewalt. Aber am Ende war doch alles vergeblich; nichts war von dem erreicht was er erstrebte, aber was er besessen hatte war verspielt. Das heilige Land war verloren, kümmerlich behauptete sich sein Sohn in dem zerrütteten Deutschland, während er selbst gegen den Schluß seines Lebens sich genöthigt sah sein Gebiet in Italien unter seine natürlichen Söhne . . und unter seine Anhänger . . zu zertrümmern. . . — Er, an dessen Jugend die Völker so große Hoffnungen geknüpft hatten, war

Er schreibt es vorzugsweise auf Rechnung Friedrichs, daß ‚das Meiste, was sonst die Deutschen verband, losgelockert, das Reichsgut verschleudert, die hoheitlichen Rechte unter die Stände zerstreut, diese selbst einer einheitlichen Regierung entwöhnt' worden und daß ‚die Krone fortan keinen wirksamen Mittelpunkt mehr bildete'. Und was dann in späteren Jahrhunderten dem Reiche die Todeswunde gab, nämlich die Kirchentrennung, führt nach Böhmers Ueberzeugung in ihren Wurzeln ebenfalls auf Friedrich zurück [1], auf den von ihm heraufbeschworenen Kampf auf Leben und Tod, den die Kirche gegen seine cäsaropapistischen Bestrebungen und seinen orientalischen Despotismus führen mußte.

Auf Grund der Quellen wird nachgewiesen, ‚wie roh und unwissend die gemeine Auffassung' des Verhältnisses Friedrichs zur Kirche sei, und wie sehr eine Einwirkung der geistlichen Gewalt auch auf weltliche Dinge damals in den Vorstellungen aller Christen begründet war.

‚Man spricht gewöhnlich', schreibt er, ‚von dem Streite Friedrichs mit dem Pabst, gleich als wäre dieser Pabst immer dieselbe Person und auch nur eine einzelne Person, ein in der St. Peterskirche lagerndes und wie die Sphinx alles

zuletzt nur noch der Schrecken und die Geißel derer, die er erreichen konnte, der Schwachen nämlich, über die er nun Raub und Brand und Elend aller Art häufte. . . . Er selbst, hingegeben jenem hartnäckigen Eigensinn . . war erbitterten Gemüthes . . zerfallen mit den Freunden und Getreuen seiner früheren Jahre, verlassen vom Glück. Ob er im Sterben gegen sich selbst gewüthet, wie ein Gleichzeitiger erzählt, mag dahin gestellt sein: an der Veranlassung zur Reue und zur Verzweiflung fehlte es ihm nicht, wenn er rückwärts auf sein Leben schaute. Das Urtheil der Völker Italiens sprach sich aus in ihrem Jubel bei der Rückkehr des Pabstes, dessen Reise von Mailand bis Neapel ein Triumphzug war; denn der Tyrann, der Alle unglücklich gemacht hatte, war nun todt, und es war wieder Hoffnung auf bessere Zeiten.'

[1] Vergl. Bd. 2, 364.

nahende Leben, wenn es nicht Knechtesdienst leistete, in den Abgrund stürzendes Ungethüm gewesen. Hiergegen ist vorerst zu bemerken, daß Friedrich nicht bloß einem, sondern vier verschiedenen Päbsten gegenüber gestanden hat; deren erster, einer der geistesklarsten, charakterfestesten, mithin wirksamsten und allgemein verehrtesten Männer, welche je gelebt, ihm von der Mutterliebe zum Pfleger seiner Verwaistheit gegeben war, der alles daran gesetzt hatte, diesen Pflegling zu schützen und zu erheben, der ihm mit Wohlwollen und Weisheit die politische Bahn vorgezeichnet hatte, auf der er wandeln konnte und sollte. Allerdings hat auch die Größe dieses Mannes (Innocenz III.) der Jugend Friedrichs in solchem Maße Achtung geboten, daß er offener Weise niemals Etwas gegen denselben unternahm, und erst nach dessen Tod, aber auch sogleich nach dessen Tod, mit seinen treulosen und verderblichen Absichten hervorrückte. Der zweite Pabst (Honorius III.) war ein kränklicher Greis, voll sanfter Ermahnung und nachgiebiger Milde, geängstigt durch das Gefühl, daß der Mangel an Kraft ihm vor der Welt zur Schmach, und vor dem jenseitigen Richter zum Vorwurf gereichen möge. Diesen hat Friedrich hingehalten mit jenen heuchelnden Reden einer oft über das Maß gehenden Unterwürfigkeit, die aber eben darum unaufrichtig war, und nicht selten eine Hinterthür sich offen ließ, aus der die Tücke lauerte. Der dritte Pabst (Gregor IX.) freilich glich wieder mehr dem ersten an Festigkeit und Kraft, aber gerade seines Charakters Größe hatte Friedrich, als jener noch Cardinal war, im persönlichen Verkehre kennen gelernt und laut gepriesen‘ u. s. w.

Aber nicht bloß die Persönlichkeiten der Päpste kommen bei der Beurtheilung der Streitigkeiten Friedrichs mit der Kirche in Betracht. ‚Es ist noch weiter zu beachten, daß diese Päbste dem Kaiser nicht bloß als Individuen mit ihrem persönlichen Willen gegenüberstanden, sondern vielmehr auch

als die Träger eines Ansehens, welches rückwärts die breitesten Wurzeln hatte, von daher aber auch die bestimmteste Richtung empfing. Gerade hierin war das Verhältniß der beiden Parteien ganz verschieden. Friedrich hatte autokratisch in seinem Erbkönigreich jede Freiheit und jeden Selbstwillen gewaltsam getödtet, und schaltete nunmehr beliebig über dessen zu seinem Willkürgebrauche organisirte Kraft. Nicht so die Päbste, deren materieller Stuhl (besonders unter Gregor IX., und Innocenz IV.) wankte und zersplitterte, während ihre Gewalt freilich wohl wesentlich auf ihrer Sendung, bei dem Mangel materieller Zwangsmittel aber doch auch guten Theils auf ihrem moralischen Ansehen ruhte. Denn sie standen Unabhängigen gegenüber; wie einerseits nach Außen den christlichen Königen und Völkern, so andererseits nach Innen der Geistlichkeit, namentlich den neuentstandenen Bettelorden, die sich auf dem Wege der Entsagung und Armuth eine Unabhängigkeit geschaffen hatten, so groß wie je eine auf Erden gefunden ward.' Wenn die Päpste ‚nun dieses moralische Ansehen und den daran geknüpften Einfluß mit so großem Erfolge behaupteten, als dies irgend einem weltlichen Monarchen auf seinem Standpunkt gelang, so war dieß eben nur das Resultat der Gerechtigkeit und des Maßes, des Ernstes und der Würde, womit sie ihr Amt bekleideten.'

Er setzt dann, zur richtigen Beurtheilung der Streitigkeiten zwischen dem Papst- und dem Kaiserthum, seine Anschauungen über das Verhältniß der geistlichen zur weltlichen Gewalt, wie dasselbe im Mittelalter allgemein anerkannt war, näher auseinander und bespricht dabei die innere Größe, die sittigende Kraft und die segensreiche Wirksamkeit der Kirche, worauf wir noch zurückkommen.

Weit über Deutschland hinaus ‚zog man den reichsten Nutzen aus dem unvergleichlichen Gehalte‘ des Regestenwerks, ‚neben dem gar nichts Aehnliches vorhanden‘, wie der neapolitanische Historiker Nicola Buccino schrieb, der mit seinem Freunde Nicola Corcia die Bearbeitung der Regesten Friedrichs II. für Italien in Angriff nahm. In Frankreich begann auf Grund dieser Regesten der gelehrte Forscher Huillard Bréholles, der Böhmer persönlich aufsuchte und mit ihm eine eifrige Correspondenz unterhielt, seine umfassende Publication der Historia diplomatica Friderici II., und er rühmt in deren Vorrede und in seinen Briefen, daß er den Kaiserregesten die wesentlichste Förderung verdanke, ja ohne dieselben sein Unternehmen gar nicht habe durchführen können![1]

Alle neueren deutschen Bearbeiter der Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, insbesondere Friedrichs II., sind durch die ‚unschätzbaren Regesten‘ in ihren Forschungen geleitet worden, und am wärmsten unter allen hat dafür Heinrich Leo gedankt: ‚Ich habe selten Böhmers Fundamentalwerk, nämlich die Regesten für diese Zeit, eigentlich citirt. Daß sie hauptsächlich meiner Arbeit zu Grunde liegen, wird jeder Kundige erkennen. Ich habe es in Beziehung auf diese Arbeit gerade umgekehrt gemacht, als es in neuerer Zeit Sitte geworden ist, in der man ja an den von Andern versehenen Tafeln sich zu Tische zu setzen, sich's trefflich schmecken zu lassen, aber im Allgemeinen, allen Genuß und alle gewonnene Stärkung ignorirend, vornehm die Nase zu rümpfen und nur da speciell, aber immer zu citiren pflegt, wo man bei irgend einem geringfügigen Theile der Speise an der Zubereitung glaubt mäkeln zu dürfen. Ich will auch weiter dieser Sitte entgegengesetzt verfahren und für meine Person den innigen tief gefühlten Dank, den die ganze Na-

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 320—321.

tion Böhmer schuldig ist, laut und fröhlich abtragen; keineswegs stumm nur durch Benutzung, als verstünde sich Alles von selbst wie das liebe tägliche Brod'[1].

Das letzte größere Werk, welches Böhmer vollendete, sind die im Jahre 1854 erschienenen Regesten der Wittelsbacher, durch die er ‚die Methode der Kaiserregesten auch an einem weltlichen Fürstenthum zu erproben suchte.' ‚Ich möchte', sagt er, ‚mit dieser Arbeit bei andern Freunden der deutschen Territorialgeschichte Nachfolge erwecken, und werde jede Berichtigung und Ergänzung meiner rasch gefertigten und darum unvollkommenen Leistung mit Freude begrüßen.'

In der Vorrede erklärt er, daß er sich bei seiner Arbeit vorerst an die gedruckten, wenn gleich unvollständigen und manchmal unzuverlässigen Materialien gehalten habe, denn er sei auch hier, wie früher bei den Kaiserregesten von dem Gedanken ausgegangen, ‚daß es zunächst mehr darauf ankomme, nur erst einmal und baldigst eine Grundlage zu erlangen, die dann leicht berichtigt und ergänzt' werden könne. ‚Der größere Theil des Nutzens, den ein solches Werk in seiner Vollendung gewährt, wird auch jetzt schon geleistet: man kann in dieser organischen Aneinanderreihung den überlieferten Stoff der Hauptsache nach übersehen und beherrschen, wodurch nun der Forschung und Darstellung größere Vollständigkeit und Genauigkeit möglich gemacht, und — was ein Wesentliches — auch auferlegt wird.' ‚Mein persönlicher Beruf', heißt es am Schluß, ‚mich mit baierischer Geschichte zu beschäftigen, so weit er nicht in wissenschaftlicher Weise durch meine Arbeit selbst begründet ist, lag auch darin, daß ich der Rheinpfalz entstammend und dorten angesessen dem Königreich Baiern näher angehöre, und daß bei öfter wieder-

[1] Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. 3. S. IV—V.

holtem Besuche der Hauptstadt Land und Leute mir werth geworden sind. Mögen nun auch Andere, die ein Herz für Baiern und dessen Geschichte haben, meine Leistungen und meine Vorschläge freundlich aufnehmen, jene benutzen, diese unterstützen. Hoffentlich tritt mein nur der Sache selbst geltender guter Wille überall deutlich genug hervor, um mich vor Mißdeutungen zu schützen, die mir eine einläßlichere, aber nicht fruchtbarere Besprechung hier berührter Dinge auferlegen könnten.'

Mit Freimuth hatte er nämlich sich darüber ausgesprochen, was für bayerische Geschichte, zumal in den letzten Zeiten, geleistet worden und was dafür ferner zu wünschen sei, und hatte insbesondere auch das schlecht bestellte bayerische Archivwesen u. s. w. scharf gerügt, ,schonend zwar', sagt er, ,gegen die Personen', aber ohne ,gerade durch Anbetung der Mandarinenknöpfe' seine Aussprüche wohlgefälliger machen zu wollen [1].

,Leider war in Baiern', schrieb er an Friedrich von Weech, ,in den neueren Zeiten, in denen sich Methode und Form umgestaltet haben, trotz aller gelehrten Stoffanhäufungen in München, die Susceptibilität größer als die eigene Thatkraft. Dabei blieb man hängen bald an Garibald, bald an den Herkunftsgeschichten, bald an der Ruprechtsfrage u. s. w., wo man willigen Stoff fand für Phantasiebildungen, für literarische Kämpfe [2], für aufgeklärte Triumphe über die

[1] Vergl. Bd. 3, 285.

[2] Diese vor allem waren ihm ,in der Seele zuwider'. In einem Briefe an Hennes vom 4. September 1851 sagt er: ,Es ist eine überaus widrige Wahrnehmung zu sehen, wie bei manchen Menschen polemische Klopffechtereien weit größeren Eifer erregen, als die allgemeine Liebe zur Wahrheit. Diese aber möge auch ferner das Motiv unserer Bemühungen sein, nicht das selbstsüchtige der Polemik.' Und an einer andern Stelle: ,Nicht durch Polemik, sondern durch Lehre und Beispiel

Finsterniß der Anderen. Ich habe gewünscht an die ächten Quellen zu führen und war bestrebt sie zu mehren, zu reinigen und zu sammeln. Bei diesem Bemühen habe ich Zeit-, Arbeits- und Geldopfer nicht gescheut, war dabei auch durch Auffindungen begünstigt vom Glück. Hiermit glaubte ich zuletzt eine Unterlage gewonnen zu haben, die mich berechtigte, solchen gegenüber, die weniger geleistet hatten, als ich, oder auch gar nichts, mich über meine Beobachtungen auszusprechen und Rathschläge oder Wünsche damit zu verbinden'[1]. ‚Ich war doch auch', betont er in einem Briefe an den Beneficiaten Geiß in München[2], ‚nicht ohne einheimischen Beruf ein Wort mitzusprechen. Merkwürdig ist der Vergleich zwischen Wien und München. Während dort von dem Hauptarchiv unter Einwirkung meines alten Freundes Chmel, selbst noch ehe von Oben dazu ermuntert wurde, eine Erneuerung des vaterländischen Geschichtsstudiums ausging, ist in München die von Lang gekommene Anregung nicht fortgesetzt worden, sondern gleichsam erloschen. Es ist endlich die höchste Zeit, planmäßig und gründlich voranzugehen. Ich rechne darauf, daß die Tüchtigen mein Auftreten, welches keineswegs ein bloß negatives ist, mir nicht verübeln, sondern danken werden. Gewiß habe ich in Vielem das nur ausgesprochen, was sie längst schon dachten. Sie werden mit einem Genossen gern sich vereinigen, der den lebhaften Wunsch hat, daß die baierische Geschichtsforschung neubelebt mit Besonnenheit und Kraft vorschreite. Sollte es dennoch Leute geben, die meine guten Absichten verkennen

---

erzieht man die Menschen, und die wahre Superiorität wendet sich mit Nachsicht und Liebe an die besseren Elemente, und weiß, daß nicht Alles mit einem Male und zu jeder Zeit sich erzwingen läßt u. s. w.' Bd. 3, 209. Vergl. auch Bd. 3, 203.

[1] Bd. 3, 312–313.

[2] Bd. 1, 360.

wollen, und denen eine frischere Bewegung unbequem wäre, so kann ich nur wünschen, daß sie öffentlich gegen mich und die von mir vertheidigte Richtung auftreten: ich werde ihnen, wenn's nöthig sein sollte, zu antworten wissen.'

Solches Auftreten erfolgte wirklich in mehreren Blättern, und wir theilen hier einige sachliche Bemerkungen Böhmers gegen die Angriffe mit. ‚Der früher oftmals von mir', schreibt er, ‚privatim und nun in meiner Einleitung zu den Wittelsbachischen Regesten auch öffentlich ausgesprochene Wunsch nach einem gedruckten Handschriftenkatalog der Hof- und Staatsbibliothek in München hat eine heftige Polemik gegen mich hervorgerufen', aber die ‚Uebelstände, die ich gerügt habe, sind von Andern noch viel schärfer gerügt worden, und was ich Neues gesagt, beruht auf Kenntniß und Ueberlegung.' ‚Es würde meiner Ansicht nach für die Fortbildung der betreffenden Anstalt, wie für die Förderung der Wissenschaft und insbesondere des baierischen Geschichtsstudiums fruchtbarer sein mein gutgemeintes Votum nach dem Gewicht, das es anzusprechen haben könnte, zur Grundlage geeigneter Entschlüsse und Anträge zu machen, als es gleich einem Attentat zu befeinden, und somit die Schwierigkeiten, die den berechtigten Wünschen der activen Wissenschaft entgegenstehen, zu vermehren, statt sie, was rühmlicher wäre, zu überwinden.' — ‚Schon lange wird in München von der Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Geschichtsschule gesprochen. Man hat dazu sogar Lehrmeister aus der Fremde zu verschreiben versucht, von denen es zweifelhaft ist, ob ihr Wesen der Persönlichkeit des Volkes homogen ist, ob sie ein Herz haben für die Stellung, die es seit einem Jahrtausend eingenommen, und für seinen Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Ich bin der Meinung, daß Baiern die Kraft zur Erneuerung seiner geschichtlichen Selbstkenntniß in sich selbst finden sollte, und habe darum, nachdem ich

seit zwanzig Jahren Arbeiten für baierische Geschichte geliefert habe, in der Vorrede einer neuesten, die durch ihre Eigenthümlichkeit meinen Worten einiges Gehör verschaffen konnte, einen Blick auf das geworfen, was in dem engeren Kreise, in dem ich mich selbst bewege, bisher geschehen ist und was noch fehlt. Ich habe die harten Ausdrücke von seltsamem Schlummer, von Schlendrian, die ich bei baierischen Autoritäten vor mir fand, nicht überboten, aber ich habe mich auch nicht gescheut in meiner Weise das zu sagen, was ich nach bester Ueberzeugung für nöthig hielt. Ich habe dabei jede Kränkung von Personen zu vermeiden gesucht und an die Sache selbst mich gehalten. Ein durch mehr als 33 Jahre geübter bibliothekarischer Beruf, ein über eben so viele Urkunden, als München Handschriften besitzt, herausgegebener Katalog, und das was ich bisher insbesondere für baierische Geschichte zu leisten suchte, konnte mich zur Aussprechung meines Urtheils legitimiren, meine gute Absicht mich wenigstens vor Mißdeutung schützen. Dennoch muß ich persönlichen Unglimpf erfahren.' . . . ‚Ich werde des Undanks bezichtigt und doch auch wieder ‚achtbar' genannt. Wie kann man achtbar und undankbar zugleich sein? Im Verlauf von etwa zwanzig Jahren habe ich nach beiläufigem Anschlag etwa drei Dutzend Bände dort auf der Hofbibliothek benutzt, die ich gesetzmäßig verlangt, gesetzmäßig gebraucht und gesetzmäßig zurückgegeben habe, und den Dank dafür habe ich, wie ich meine, durch wissenschaftliche Arbeiten, wozu ich die mir gebotenen Hülfsmittel benutzte, geleistet. Bei den Beamten selbst habe ich nur Freundlichkeit gefunden und nie bemerken können, daß sie irgend einen besondern Dank verlangt oder nach einem Körnchen Weihrauch geschnobert hätten. Kann man denn, um des Himmels willen, wissenschaftliche Sachinteressen nicht von Persönlichkeiten, von persönlichen Interessen trennen?'

‚Aber es geht leider in Bajuwarien, dessen Kernvolk ich so besonders liebe, in manchen Regionen noch gerade so, wie im Jahre 1810 [1], und das kann kein gutes Ende nehmen.‘ ‚Ich habe es eben treu und gut gemeint und muß mich nun über meine Verunglimpfung mit dem alten Spruche trösten:

‚Wer will bauen an die Straßen,
Der muß die Leute reden lassen,
Es gibt deren Widersprecher gar viel,
Es geht doch wie's Gott haben will.‘

‚Sehen wir doch nicht‘, ermahnte er einen ebenfalls wegen einer wissenschaftlichen Arbeit verunglimpften Freund, ‚auf Anerkennung und Weltlohn, denn das Beste, was wir besitzen, ist doch das Bewußtsein das Gute gewollt und nach Kräften gefördert zu haben. Mir blieb aus meiner Jugend die Inschrift im Gedächtniß:

‚O Menschen, traut der Welt doch nicht,
Sie ist wie eine Wiege,
Wer heute Hosianna spricht,
Spricht morgen: Crucifige.‘

Böhmer nahm den ihm gewordenen Undank für das, was er für bayerische Geschichte geleistet, ‚als Ausgleichung des allzugroßen Lobes‘, sagt er, welches er für andere Arbeiten eingeerntet, aber er klagte doch darüber in einem Briefe an Oberst von Krieg, der ihm erwiederte: ‚Was Sie mir von Undank geschrieben, den Sie erfahren, ist mir nichts Neues; ich habe ihn in allen Formen und Dimensionen genossen und halte dafür, daß er die letzte und oberste Classe in dem Erziehungscursus bildet, den man das Leben nennt. An den Historiker reicht so Etwas nicht hinan; er kennt ihn längst aus der Geschichte. Dafür haben wir

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 362.

Beide, Sie und ich, Etwas was die Menge nicht kennt, ich meine die Freude an der Natur und den Studien, und an allem, was damit zusammenhängt; dieses gibt reiche Entschädigung. Sie haben noch überdieß die Freundschaft und Anerkennung der Edelsten und Besten in der Nation.'

Von einer solchen Anerkennung erhielt Böhmer einen neuen sprechenden Beweis, als am 14. März 1856 in öffentlicher Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen seine Kaiserregesten für eine der bedeutendsten Leistungen neuerer deutscher Geschichtsforschung erklärt und mit einem der Wedekind'schen Geschichtspreise beehrt wurden.

Diese Auszeichnung überraschte ihn höchlich, aber er war über sie auch höchlich erfreut, zunächst wegen des Ortes, aus dem sie ihm geworden, ferner in Erinnerung an den verstorbenen Preisstifter, und endlich wegen der Preisrichter, in deren Votum er einen ‚edlen Rechtssinn' erkennen und preisen mußte. Wegen des Ortes, da er der Georgia Augusta besonders durch seinen geliebtesten Lehrer Georg Sartorius einen vorzüglichen Theil seiner Bildung verdankte und in den Göttinger Gelehrten Anzeigen aus der Feder von Jacob Grimm das früheste ermunternde Wort für seine ersten Regesten erhalten hatte[1]; in Erinnerung an Wedekind, der seine Vorliebe für die vaterländische Geschichte, die er lebend so hochverdient bewährte, auch noch nach seinem Tode fruchtbar fortsetzen wollte, und der, was keinem der Preisrichter bekannt war, gerade einundzwanzig Jahre vorher, nämlich am 14. März 1835, ihm in ehrendster Weise über seine ersten Regesten geschrieben hatte; endlich wegen der Preisrichter, denen ich, sagt er, ‚fast sämmtlich persönlich unbekannt bin, die aber wohl Alle manche der von mir ausge-

[1] Vergl. S. 148.

sprochenen Ansichten nicht theilen, vielleicht sogar einigen Anstoß daran nehmen, aber dennoch so edelgesinnt waren, die übrige Arbeit dieß nicht entgelten zu lassen. Eine solche Erfahrung, wie ich sie hier mache, ist wahrhaft wohlthuend und erhebend, und erfüllt mit Verehrung vor Denen, die sie uns machen ließen' [1].

Die Zuerkennung des Preises begründete Georg Waitz in seinem als Director der Preisstiftung abgestatteten Bericht mit folgenden Worten: ‚Wenn von den Monumenta Germaniae historica, als dem Producte gemeinsamer Bestrebungen der Mitglieder und Mitarbeiter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, namentlich in den späteren während der letzten neun Jahre erschienenen Bänden, von Jaffé's Regesta Pontificum Romanorum, als einer Arbeit, die bei aller Wichtigkeit für die deutsche Geschichte doch nicht unmittelbar ihr angehört, abgesehen werden muß, so gibt es keine wissenschaftliche Leistung, welche Böhmers Kaiserregesten den ersten Platz irgend streitig machen könnte: auch Jaffé hatte in ihnen ein Vorbild, ohne das er schwerlich seine Arbeit so ausgeführt hätte. Es ist zu bekannt, welche Bedeutung jenes Werk für die deutsche Geschichtsforschung hat, als daß es nöthig wäre, sich hier ausführlich darüber auszulassen. Namentlich die zuletzt zum Theil in zweiter Bearbeitung publicirten Bände, in denen der Verfasser seinen Plan erweitert, einmal auch die Zeugnisse der Geschichtschreiber in die chronologische Reihe der Urkunden und Briefe aufgenommen, sodann auch diejenigen Actenstücke, welche nicht von den Kaisern selbst ausgegangen sind, aber zur Erläuterung ihrer oder der Reichsgeschichte

[1] Bd. 3, 174. Vergl. seine dankbare Erinnerung an Wedekind in dem zweiten Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313, S. XXVI.

beitragen, berücksichtigt und in besonderen Abtheilungen aufgeführt, auch viele bis dahin ungedruckte, durch seine eigenen Untersuchungen aufgefundene, oder von andern Forschern mitgetheilte Stücke zur Kenntniß gebracht hat, sind von dem allergrößten Werth: wie sie gewissermaßen das feste Gerippe geben für den Bau der Reichsgeschichte im Ganzen, so enthalten sie zugleich eine Reihe feiner und sorgfältiger Ausführungen im Einzelnen. Mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt ist aber der zuletzt erschienene Band bearbeitet, der eben den Jahren angehört, deren Leistungen dießmal dem Preisgericht vorlagen. Mit manchen Urtheilen, die der Verfasser nebenher oder in der Vorrede ausspricht, werden Viele nicht einverstanden sein, werden meinen, daß dieselben am wenigsten in dieß Werk gehören; aber sowohl der Reichthum des hier zuerst aufgeschlossenen Materials, wie die Fülle einzelner trefflicher Bemerkungen und Untersuchungen, machen dasselbe zu einer der bedeutendsten Leistungen, deren sich die deutsche Geschichtsforschung seit lange zu erfreuen gehabt hat' [1].

‚Wenn ich nun', sagt Böhmer in seinem Dankschreiben an Waitz, ‚der günstigen Beurtheilung mich erfreue, die mir aus der Stiftung eines so verehrten Verstorbenen an so hochgeachteter Stelle geworden ist, darf ich nicht vergessen, wie viel mein Werk, besonders an bisher ungedruckten Stücken, der Mittheilung anderer hochverehrter Geschichtsfreunde verdankt, und daß, indem die Belohnung jetzt nur an meinen Namen sich knüpft, ich gleichsam zum Schuldner werde für das fremde Verdienst, das darin mitgeehrt wird.' Er selbst wollte nur die Ehre des Preises, nicht den Preis

[1] Göttinger Gel. Anzeigen, Jahrgang 1856, Nachrichten von der Universität und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. 4, S. 92—94.

an sich, nämlich 500 Rthl. in Gold, behalten. Hinlänglich begütert, glaubte er sich ‚im Gewissen verpflichtet‘, diesem ansehnlichen Geldbeitrag eine dem Geiste der Wedekind'schen Stiftung entsprechende Bestimmung zu geben, und gleichsam im Namen des Stifters zum nochmaligen Vertheiler des Preises zu werden [1]. Sein erster Gedanke fiel dabei auf Kopp in Luzern, der, rühmt er, wie Wenige den Gebrauch der Urkunden für geschichtliche Forschung gezeigt, der die Urgeschichte der Habsburger, die Incunabeln des Kaiserhauses von Verleumdung befreit, gereinigt und in jenes Licht der Wahrheit und des Verdienstes gestellt habe, die ihnen eigen seien, der aber dort, wo es am nächsten läge, solche Leistungen zu stützen und zu ehren, keine Mittel finde, seine Sachen drucken zu lassen, geschweige denn eine Entschädigung für seine Mühen [2]. Anfangs dachte er daran den Preis zu theilen und die eine Hälfte dem hochverdienten Herausgeber der Papstregesten zur Unterstützung der Druckkosten bei der erwünschten Weiterführung des Werkes anzubieten, schickte aber schließlich die ganze Summe in ihrer Originalverpackung und Versiegelung an Kopp, dem er schrieb: ‚Ich erlaube mir, Ihnen den Preis anzubieten mit dem Wunsche, daß dadurch Ihre Reichsgeschichte gefördert werde, übrigens aber, ebenso wie ich ihn selbst erhalten habe, ohne alle Bedingung ... mit der Bitte, des hochherzigen Stifters dabei zu gedenken, mir aber durch etwaige Einwendungen die Freude nicht zu verderben‘ [3]. So war denn Kopp in der Lage, in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Geschichtsblätter aus der Schweiz ‚einer edlen, im Stillen geübten Freundeshand-

---

[1] Vergl. Bd. 3, 175.

[1] Vergl. Bd. 3, 182, 184.

[3] Bd. 3, 185. Vergl. Joseph Eutych Kopp von A. Lütolf, S. 327—328.

lung lautes Zeugniß' zu geben, und er fand darin einen ‚mächtigen Sporn auf dem betretenen und gebilligten Pfade alle noch vorhandene Kraft für die Reichsgeschichte zu verwenden und jegliche Mußestunde gewissenhaft zu Rathe zu halten.' Und mit aller Treue und Bescheidenheit und mit wirksamstem Erfolg hat Kopp nach diesem Vorsatz gehandelt. Wie Böhmer ausbedungen, wurde bei dieser ‚Freundeshandlung' sein Name verschwiegen, und er bekam zudem die Genugthuung, daß ihm Kopp versprach, in Zukunft überhaupt seiner nur ‚mit gezügelterer Zunge' zu gedenken: das Einzige nämlich, was Böhmer je dem Freunde übel genommen, war ein ‚ungezügeltes' Beiwort, mit welchem ihn dieser früher in einem Vorwort geschmückt hatte[1]. ‚Obwohl mir, dem Einsamen', schrieb er einmal, ‚freundliche Theilnahme an meinen Arbeiten gut thut, so habe ich doch eine Art Apprehension vor meinem Namen (wie vor Spiegeln, deren ich auch nur einen zum Rasiren dulde) und kann Bücher, worin er unnöthig vorkommt, nicht lesen'[2]. Darum gestattete er auch nicht, daß in irgend einem der Werke, deren Drucklegung er großmüthig unterstützte, z. B. in dem Speierischen Urkundenbuch von Remling, in den Regesten der Trierer Erzbischöfe von Görz u. s. w. sein Name erwähnt werde; da war immer nur von einem Zweibrückischen oder von einem rheinischen Gutsbesitzer die Rede, der ‚aus Liebe zum Land und zur Wissenschaft' das Werk mit Pathenschaft bedacht habe. Auch war er gegen jede ihm angebotene ‚Zueignung' einer solchen Arbeit, denn ‚dergleichen', bemerkte er, ‚ist für mich ganz unnöthig, indem ich der Sache schon an und für sich angehöre, da ich die Förderung der vaterländischen Geschichte und in ihr der Selbstkenntniß und des Selbstgefühles unseres Volkes und

[1] Vergl. Bd. 3, 97. [2] Bd. 2, 279—280.

seiner einzelnen Stämme und älteren politischen Abtheilungen mir zur Lebensaufgabe gemacht habe und es meine größte Freude ist, auf diesem Gebiet durch irgend eine kleine Beihülfe, wie ich sie vermag, etwas voranbringen zu helfen'[1].

Nachdem wir nun die einzelnen größeren Werke, welche Böhmer zum Abschluß brachte, besprochen haben, erwähnen wir unter seinen unvollendet gebliebenen Arbeiten, deren Ordnung und Herausgabe von sachkundigen Händen nach seinem Tode entweder bereits besorgt wurde oder noch besorgt wird, vorzugsweise: den vierten Band der Geschichtsquellen; eine Sammlung von Kaiserurkunden, von denen er selbst noch im Jahre 1859 ein Probeheft, die Urkunden König Conrad's I. enthaltend, den ,Freunden und Kennern des Gegenstandes' zur Beurtheilung und Würdigung vorlegte; die Regesten Kaiser Carl's IV. und die Regesten der Erzbischöfe von Mainz, durch welch' letztere er ,zu ähnlichen Arbeiten für die übrigen Bisthümer Deutschlands aufmuntern wollte, deren Geschichte der eigentliche Kern der deutschen Specialgeschichte, und darum auch so wichtig für den rechten Ausbau der Gesammtgeschichte' sei. ,Die deutsche Specialgeschichte', schrieb er an Remling, ,beruht fast überall auf den Geschichten der Bisthümer; hier sind die Uranfänge der Cultur und des Selbstbewußtseins; hier die früheste Selbstständigkeit und innere Consequenz; hier können sich die Forschungen auf die reichsten Quellen und die bedeutendsten Denkmäler stützen'[2]. Bei Bearbeitung der Mainzer Regesten hatte er noch die besondere Absicht, seiner ,Verehrung vor der Kirche und vor dem alten rheinfränkischen Volke einen Ausdruck zu geben'[3], und noch wenige Monate vor seinem Ableben be-

[1] Bd. 3, 288. [2] Bd. 2, 502.
[3] Bd. 2, 533.

schäftigte er sich mit diesem Werk, weil es ihm ‚unter allen noch projectirten weitaus am liebsten' war.

Wir könnten nunmehr zu dem Abschnitte übergehen, in welchem wir Böhmer's religiöse und kirchliche Anschauungen kennen lernen wollen, aber bevor wir den Bericht über seine geschichtswissenschaftliche Wirksamkeit abschließen, müssen wir noch in Kürze darauf hinweisen, wie sehr er auf seinen gelehrten Reisen, die er fast jährlich zur Erforschung der Bibliotheken und Archive bald durch Deutschland und die Schweiz, bald nach Belgien, Holland und Frankreich, dreimal (1837, 1840, 1849) auch nach Italien unternahm, zur Förderung der historischen Studien thätig gewesen. Nachdem er z. B. im Jahre 1832 längere Zeit in Berlin verweilt, schrieb ihm G. W. von Raumer: ‚Mein Freund Ledebur und ich erinnern uns noch mit großem Vergnügen oft der mit Ihnen zugebrachten Stunden und es wird Ihnen angenehm sein zu erfahren, daß Ihre Anwesenheit auch in dieser Hinsicht nicht fruchtlos gewesen ist, da wir Alle den von Ihnen angeregten wissenschaftlichen Zweck seither eifrigst verfolgt haben', worüber dann in diesem und in späteren Briefen die näheren Ausweise folgen. Für Oesterreich begründete er, wie Ottokar Lorenz in einem Nachruf am Chmel hervorgehoben, durch seine persönlichen Anregungen und Belehrungen die erste dauernde Annäherung zwischen den dortigen Historikern und denen des übrigen Deutschlands; die bedeutendsten Geschichtsforscher der Schweiz, wie Kopp, Wurstemberger, Georg von Wyß, Meyer von Knonau u. s. w. äußern in vielen ihrer Briefe den wärmsten Dank dafür, daß er ihnen zu jeder Zeit mit Rath und That bei ihren Forschungen behülflich gewesen sei, und ein Gleiches rühmten auch Männer wie Nicola Buccino und Carlo Troya in Neapel, Lanfranchi in Pavia, Bertani in Parma, Cibrario in Turin u. s. w., denen er allen im

persönlichen Umgang lieb geworden; öffentlich rühmte es unter Andern der treffliche Bonaini in Florenz, der auch in einem eigenen Schriftchen des Weiteren auseinandersetzte, daß die neue Organisation der Archive Toscana's der Aufmunterung und den Rathschlägen Böhmer's ihre Entstehung verdanke [1].

So läßt sich denn, nehmen wir Alles in Allem, in Wahrheit mit Wattenbach [2] sagen, daß Böhmer allein mehr als die meisten historischen Vereine gewirkt und daß von ihm der anregendste und lebendigste Einfluß nach allen Seiten sich verbreitet habe. Er ‚strebte nicht nach den kalten Höhen egoistischer Großwissenschaft, die das Herz verödet und mit Vornehmheit auf solche herabblickt, die noch keinen berühmten Namen erlangt haben'; er wollte, weil bei ihm die Wissenschaftsliebe aus dem Herzen kam, ‚immer am liebsten dem lernenden Kreis angehören und mit jedem Redlichen, der wirklich Etwas leistet, sei es nun wenig oder viel, Waffenbrüderschaft halten' [3]. Darum brachte der Samen, den er ausstreute, so reiche Früchte, und wenn er selbst es bereute [4], keine Lehrthätigkeit an einer Universität, zu der er so oft Lust gehegt und innerlich gemahnt worden sei, ergriffen zu haben, so ‚muß diese Reue,' schrieb im Jahre 1863 einer unserer ersten Geschichtschreiber, ‚jeder, der ihm nahe gestanden, mit ihm theilen, denn Böhmer besaß alle geistigen und sittlichen Eigenschaften eines tüchtigen Lehrers, der Ernst der Arbeit, Freude am Beruf, richtige Methode der Forschung u. s. w., und vor allem Wahrheitserkenntniß aus innerstem Pflichtgefühl durch das lebendige Wort unter der

---

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 336, 422—438.
[2] Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (Berlin 1858) S. 21.
[3] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 3, 228.
[4] Vergl. z. B. Bd. 3, 21.

studierenden Jugend verbreitet haben würde'. ‚Wenige Gelehrte', sagte Döllinger in seiner in der bayerischen Akademie auf Böhmer gehaltenen Rede, ‚haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Ich glaube, daß Jeder, der in nähere Berührung mit ihm gekommen, dieß bezeugen wird.' ‚Nur einmal kam mir in meinem Leben zu gut', heißt es in dem Briefe eines norddeutschen Historikers, ‚mit Böhmer, den ich auf einer Reise traf, einen Mittag und Abend zusammen zu sein und ich zehre noch heute, nach vielen Jahren, an diesem Zusammensein; dem Manne, wenn Einem, war Wissenschaft und Leben Eins und Dasselbe, und was man den sittlichen Ernst der Wissenschaft nennt, sprach aus jedem seiner Worte; sein reicher Geist wußte das geistige Interesse, das er erregte, gleich auch zu belohnen'.

‚Ich weiß nicht', bemerkte Böhmer einmal in seinem Tagebuche ‚ob ich auf meinen Reisen Früchte bei Andern hervorrufe, wiewohl ich mir bewußt bin, mit gutem ernsten Willen das zu thun was ich kann und, nach dem Satze von Johann von Müller, nie müßiger zu sein, als auf Reisen. Aber so viel weiß ich, daß ich meinerseits aus jedem geistigen Verkehr mit Gleichstrebenden, besonders mit Jüngeren, auf denen doch die Hoffnung für die Zukunft ruht, immer neuen reichen Gewinn für fernere Thätigkeit ziehe.' Lebhaft äußerte er seine Freude, so oft er auf seinen Reisen ‚das Glück hatte, Männer, von edlerem Geiste getrieben, kennen zu lernen'. ‚Wie manche treffliche Männer', sagt er in einem Briefe an Rath Schlosser, ‚sind mir in der Schweiz und Italien wieder persönlich näher getreten, die mich gestärkt und erfrischt und meinen Glauben, daß trotz aller Verkommenheit der Zeit, wissenschaftlicher Ernst und Streben nach Wahrheit, Recht und Freiheit doch nicht untergehen werde, von

Neuem gehoben haben'. ‚Weit über alle Funde in Archiven', betheuerte er seinem Freunde Schulz, ‚stelle ich den Fund eines tüchtigen Menschen, der ein festes Ziel im Auge hat, nach bester Ueberzeugung handelt und seine Ueberzeugungen unbekümmert um Tagesinteressen und das Geschrei der Menge frei und muthig herausspricht. Ich danke dem Himmel, daß es mir im Leben in so reichlichem Maße vergönnt wird, solche Funde zu machen'.

Am liebsten weilte er, wie seine Briefe uns zeigen, bei seinen wissenschaftlichen Freunden in Oesterreich, Bayern und der Schweiz, und unter allen zog ihn am meisten der alte Görres in München an, dem er für seine ‚Anschauungen im reiferen Mannesalter die tiefgreifendste Einwirkung verdankte'. ‚Wegen Görres allein', schrieb er im Jahre 1845, ‚sollte man seinen Aufenthalt in München nehmen, da wohl kein Lebender mehr ist, der das bieten kann, was dieser Mann aus feurigem Geiste und reichstem Herzen spendet. In seinem Wesen ist Alles Lauterkeit und ungeschminkte Wahrheit, wie er sie auch von dem Historiker[1] verlangt'. ‚Er ist kräftig wie ein Löwe, sanft und heiter wie ein Kind'. ‚Ich weiß Niemand, der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältiglich im edelsten Sinne des Wortes wäre, als er. Und dieß ist der Mann, der, wie kein Anderer, in zwei verschiedenen Perioden Deutschland durch sein mächtiges Wort erregte.' ‚Wahrlich, er ist von allen Lebenden derjenige, den ich am meisten ehre.' ‚Jeder Verkehr mit ihm war mir wohlthuend wie Gnadengabe.' ‚In seinen

[1] ‚Die Wahrheit bemäntelt wissen wollen', schrieb Görres mit Bezug auf seine Vorrede zu Heinrich Suso an seine Tochter, ‚das ist jederzeit die allerschlechteste Politik und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit, und ganz unhaltbar überdem. Ich stimme überall für die frische grüne Wahrheit ohne alle Furcht.' J. von Görres Gesammelte Briefe 1, 314.

Anschauungen ist eine Großartigkeit und ein Tiefblick, wovor ich erstaune. Wer von den Lebenden könnte sich einer solchen Divinationsgabe rühmen, wie er sie besitzt?' ‚Es gibt auch in unserer Zeit hochbegnadigte, gleichsam mit einer Prophetengabe ausgerüstete Seelen, wie Görres, in denen die scientia infusa die scientia acquisita nicht bloß durchleuchtet und erwärmt, sondern überstrahlt und durch ihr unverwesliches Feuer noch späte Geschlechter entzündet.' ‚Nachdem ich Jahre lang mich mit der Geschichte Ludwigs des Baiern beschäftigt und alle Quellen für dieselbe wohl genauer durchforscht hatte, wie damals irgend Jemand in Deutschland, fand ich in der Vorrede von Görres zu Diepenbrocks Ausgabe des Heinrich Suso genau dasselbe Urtheil über die Regierung dieses Kaisers ausgesprochen, wie es sich in mir nach so langen Forschungen gebildet hatte. Als ich darüber mit Görres sprach, bekannte er mir, wie wenig Material er für seine Vorrede durchstudiert, wie rasch er sie geschrieben, aber er entwickelte zugleich, mit welcher Nothwendigkeit sich ihm aus dem Verlauf der vorausgegangenen und der der Regierung Ludwigs folgenden Ereignisse auch nur bei allgemeinerer Kenntniß der betreffenden Zeitgeschichte das Urtheil ergeben habe, welches er über den Kaiser geäußert.' Als Böhmer im Januar 1848 am Sterbebett des großen Mannes stand, war er ‚so tief erschüttert als beim Tod des Vaters und bei der Trauerkunde von dem Hinscheiden des hochedlen Freiherrn vom Stein'; ‚er weinte wie ein Kind', meldete ein Münchener Freund, ‚er sprach vom Erlöschen des letzten Sterns am Himmel des Vaterlands; er war wie gebrochen.' In seinen Gesprächen kam er oft darauf zurück, daß Görres ihm bereits im Jahre 1824 die Ueberzeugung geäußert habe, daß in Deutschland das bloß politische Spiel verloren und Gewinn für die Nation lediglich noch von einer ‚innern Einkehr', von

einer religiösen Vertiefung und Einigung des Volks, von einer Wiederherstellung der Einen ungetheilten Kirche, ohne die eine politische Einigung unmöglich, zu erhoffen sei. Und bei dieser Ueberzeugung blieb der ‚große rheinische Seher‘, und sprach gegen Böhmer ‚mit rheinischer Offenheit immer auch das letzte Wort‘ aus, z. B. im Jahre 1845: ‚Glauben Sie denn, Gott mache die politischen Ereignisse in Deutschland? Ach, nein, die Menschen machen sie und Gott läßt sie nur zu, damit sie sich, wenn's immer krauser wird, zu ihm und seiner Kirche bekehren. Ohne die Kirche kann unser Volksthum nicht gesunden, und ohne das Leben in ihr werden alle diejenigen stets unbefriedigt bleiben, welche erkennen und fühlen was fehlt, aber nicht den Muth haben zu ergreifen, was allein ihnen nothwendig ist‘ [1].

[1] Bd. 1, 127, 282—284, 294; Bd. 2, 401, 425, 511, 512.

Viertes Buch: Anschauungen über Kirche und Staat.

I. Christenthum und Kirche.

Als ein vertrauter Freund im Jahre 1851 gegen Böhmer sich äußerte: ‚In Ihren religiösen und kirchlichen Anschauungen lag für mich so viel Großes und Reines, daß ich mich stets daran erbaute und doch auch so viel Räthselhaftes, daß ich mich nie recht darin auskannte‘, antwortete dieser: ‚Ich kenne mich oft selbst nicht darin aus, und werde wohl Zeitlebens daran zu tragen haben, daß man mir in der Jugend keinen festen Halt gegeben, daß man statt Wahrheiten mir Räthsel geboten hat.‘

Wie er dieß verstanden, läßt sich aus seinen vorliegenden Selbstbekenntnissen über den Religionsunterricht, den er in der Jugend empfing, genugsam ersehen, und in diesem Unterricht und in seiner häuslichen Erziehung liegt die nächste psychologische Erklärung seiner Stellung auf religiösem und kirchlichem Gebiet.

‚Die christliche Religion‘, heißt es in den besagten Selbstbekenntnissen aus dem Jahre 1820, ‚wurde mir als etwas Aeußerliches gelehrt und es entsprach der Unterricht keinem besondern innern Bedürfniß. Ich wurde dazu genöthigt, also hatte ich denn auch keine besondere Freude daran. Den tiefen innern Sinn der göttlichen Geschichten des neuen Testamentes verstand ich wohl eben so wenig, als mein Lehrer etwas davon wußte. Die Geschichten waren zum Theil

langweilig, die angehängte Seiler'sche Moral war es immer. Dabei betrachteten meine Eltern diese Angelegenheit mit einer Art von finsterem Ernste, der mir höchst fürchterlich war, da ich im Innern wohl fühlte, daß ich zu dem Unternehmen gar keine Lust hatte und daß also die Vernachlässigung der angeblichen Pflicht Strafe verdiene. Zu dem Schrecklichsten gehörten die Nutzanwendungen auf das Kindesleben: die Häuser, welche des Vaters Segen baue und der Mutter Fluch niederreiße. Der junge Nordländer fand hier um so mehr Schwierigkeiten, da seine kältere Phantasie das südliche Bild nicht verstand, sondern es hier und in unzähligen andern Fällen, mochte der Lehrer auch ein Anderes erklären, wörtlich nahm. Dazu kam noch ein lästiges Auswendiglernen von Sprüchen, welche zum Theil für das Kind durchaus sinnlos waren. Sollte manchmal Abends aus der Bibel vorgelesen werden, so waren das höchst schreckliche Stunden, dergleichen auch die, in welchen etwas aus Tiedge's Abend- oder Morgenandachten gelesen wurde. Die Langeweile und der Verdruß dabei war grenzenlos. Wenn ich mich nicht selbst über jene dunkele Zeit täusche, so war auch wohl einmal eine Zeit, wo, nachdem ich einiges aus der christlichen Lehre aufgefaßt hatte, mir es auffiel, wie so ganz und gar das Thun und Treiben der Menschen von dieser Lehre entfernt war, ohne daß sie darüber beunruhigt, oder von denen, welche mir diese Lehre einprägten, getadelt zu sein schienen. Diese Betrachtung wurde aber bald verdrängt, indem bei etwas mehrerem Heranwachsen der Samen des Unglaubens und der Aufklärung in mein Herz gelegt wurde.'

,Die Ursachen des Unglaubens müssen hauptsächlich in den verschiedenen Lehrern gesucht werden, welche ich hatte, die in ihren Ansichten unter einander abwichen und mir Gelegenheit gaben, zu glauben, daß ich von dem Standpunkt

des Einen den Andern übersehen könne. Ich führe diesen Umstand hier nicht bloß tadelnd an, sondern weiß auch recht gut, was ich ihm verdanke. Es war es, was mich rettete, die Ansichten eines einzelnen dieser Lehrer anzunehmen und so mein eigenes Urtheil aufzugeben. Je mehr mir aber damals die Sache zuwider wurde, je unangenehmer wirkte auf mich die Verordnung meines Vaters, die Kirchen zu besuchen. Ich konnte nicht anders und mußte wenigstens alle 14 Tage in die Kirche gehen. Dieses Kirchengehen und die Tanzstunden waren mir damals gleich verhaßt. Ich hatte zwar immer eine rechte Freude, wenn das letzte Orgelspiel mit musikalischer Kraft in meine Seele drang und ich dann aus der kalten oder doch kühligen Kirche auf die sonnige Straße trat, aber das ist auch das einzige, was ich von meinem Kirchengehen gehabt habe. Auf die Predigt gab ich entweder nicht Achtung, oder was wohl noch öfter der Fall war, sie war so unpraktisch und unverständlich, daß sie weder gefaßt werden konnte, noch heilsam zu wirken vermochte. Diese Nöthigung zum Kirchenbesuch hat hernach die Folge gehabt, daß ich, als ich meiner selbst Herr war, mir vornahm, sobald nicht wieder in eine Kirche zu gehen, und das habe ich auch viele Jahre lang als Gesetz und dann aus Gewohnheit, endlich aus dunklem Gefühl triftiger Gründe seitdem gehalten.'

‚So war die Zeit der Confirmation herangekommen. Ich hatte vielfachen Unterricht damals, denn mein Vater gedachte es damit zu zwingen, ohne zu bedenken, daß er gerade das Gegentheil damit bewirkte. Ich verbarg mir nicht, daß ich eine Unwahrheit beginge, indem ich diese Ceremonie mit mir vornehmen ließe, doch glaubte ich das, um kein Aergerniß zu geben, schon thun zu dürfen, und weniger beunruhigt war ich darüber, als über das Knieen vor dem Pfarrer, indem er mir den Segen gab. Sehr ungern be-

quemte ich mich dazu, nachdem ich vergeblich lange nachgedacht, wie ich es vermeiden wollte. Man hat mir hernach vorgeworfen, ich habe bei der Céremonie gelacht. Ich weiß selbst nicht recht, doch war es auf keinen Fall ein freches Lachen, sondern eher wohl ein Nothbehelf gegen die auch mich ergreifende, ziemlich allgemeine Rührung und die Thränen der beiwohnenden Frau Baasen.'

Alle diese Aeußerungen zeigen uns, daß durch seinen Religionsunterricht weder erzielt, noch erreicht wurde, was dessen eigentliche Aufgabe sein soll: nämlich das religiöse Bedürfniß des Menschen gleichzeitig zu wecken und zu befriedigen und nicht bloß die positiven Wahrheiten des Christenthums dem Gedächtniß einzuprägen, sondern das Christenthum, wie die Liebe und den Gehorsam gegen die Eltern und die Obrigkeit als etwas sich von selbst Verstehendes, dem Gemüth und sittlichen Gefühl einzuverleiben.

Auch in der häuslichen Erziehung fehlte die religiöse Wärme, und die etwas peinliche Pedanterie, welche bei den Eltern unter sich und gegenüber den Kindern vorherrschte, ließ einen wirklich herzlichen Verkehr, der auf die Entfaltung des innern religiösen Lebens Einfluß geübt hätte, nicht aufkommen. Nur zwei Rechtsgrundsätze des Vaters machten auf den jungen Böhmer den tiefsten und in seinem ganzen Leben wirksamsten Eindruck, der eine: daß der Staat in Sachen des Gewissens nichts zu gebieten habe, und der andere: daß in allen Fragen des Rechts kein Unterschied der Confessionen vorhanden sei, daß ‚der rechtliche Mann stets die Sache des rechtlos Geschmälerten vertreten müsse, gleichviel ob dieser Christ oder Jude, Katholik oder Protestant sei'. Der Vater war eigentlich ein frommer bibelgläubiger Lutheraner, aber er sprach, soweit der Sohn sich erinnerte, ‚niemals über den Inhalt des Glaubens, über Christenthum und Kirche.' Seiner Frau, die ihn einmal an einem Fest-

tage zum Besuch des Gottesdienstes aufforderte, gab er in Gegenwart des Sohnes zur Antwort: ‚Ich würde Kirchen besuchen, wenn wir eine Kirche hätten' — ein merkwürdiges Wort, dessen Sinn, wie wir gleich hören werden, Böhmer erst während seines Aufenthalts in Rom, wo ihm zum erstenmal der Begriff „Kirche" definirt wurde, erfuhr.

Böhmer beklagte oft, daß man ihm in seiner Jugend von den positiv-christlichen Lehren so gut wie gar nichts beigebracht, daß er ‚das apostolische Glaubensbekenntniß als ein Ganzes erst auf der Universität kennen gelernt habe'. ‚Was mir', sagte er, ‚im Unterricht als Christenthum geboten wurde, war reinster Eudaimonismus'; die erste Frage des Katechismus lautete: ‚Was ist der Zweck des Menschen?' und die Antwort war: ‚die Glückseligkeit'. Auf dem Gymnasium bestand sein Unterricht meist in allgemeiner Religionsgeschichte und allgemeiner Sittenlehre, aber die Moral des Lehrers, so schrieb Böhmer am 21. Juli 1823, ‚war eigentlich ohne christliche Grundlage, die ebenso ein frommer Jude oder Heide hätte vortragen können und die mich besonders auch durch ihre gelegentlichen Ausfälle auf christliche Dogmen in meinem Unglauben nur bestärken konnte.'

‚Gleichwie aber', fährt er in seinen Selbstbekenntnissen fort, ‚mein ganzer Sinn weit mehr mild als rauh war, so mäßigte ich mich doch so weit in meiner Heterodoxie, daß ich einst eine Gesundheit auf die freien Geister trank und nicht, wie ein sehr Geistvoller der Gesellschaft es wollte, auf die der Freigeister anklingte. Damals nahm mein Unglaube sogar eine patriotische Wendung. Ich bedachte, wie Karl der Große mit Feuer und Schwert die Sachsen zu Christen bekehrt habe, und unaussprechlich empörend schien mir dieser Mord der Individualität, unaussprechlich schmerzlich aber, daß nun die deutsche nationale Religionsbildung nicht zur Entfaltung gekommen. Unterdessen nahmen andere Sor-

gen meine Kraft und mein Wollen in Anspruch und waren der Punkt, um welchen sich meine ganze Sehnsucht anschloß. Es kamen hierauf Zeiten, wo ich mich allein und unglücklich fühlte, aber meine religiösen Ansichten gingen nicht vor und nicht hinter sich.'

‚Da geschah es, daß mir selbst in meinem Leben einige auffallende und wunderbare Dinge widerfuhren, die mich wieder an das Reich erinnerten, welches nicht von dieser Welt ist. Ich fühlte mich damals recht häufig von innerer Erhebung und himmlischen Geistesschauern durchdrungen, aber alles das ging in einer höhern Region in mir vor, als mein irdisches Bewußtsein war. Daß aber nur eine fromme Weisheit uns beseligen könnte, das fühlte ich damals recht deutlich.'

So dachte und fühlte er in seinem neunzehnten Jahr kurz vor seinem Abgang auf die Universität, und er war vor allem durch die Lektüre des frommen Claudius in ‚diese sanfte christliche Strömung gekommen'. Sich an diese Zeit und seine damaligen innern Stimmungen zurückerinnernd, schrieb er später einmal an einen Freund: ‚Ich fühlte kurz vor dem Beginn meiner Universitätsstudien sehr deutlich, daß Alles, was uns wahrhaft befriedigen soll, von Oben kommen müsse. Aber mein mich oft durchschauerndes frommes Gefühl konnte keinen sichern Boden finden, aus dem es Consistenz gewinnen sollte. Ich war gläubig und ungläubig zugleich, aber daß ich am liebsten immer gläubig gewesen sein möchte, empfand ich am deutlichsten, als ich einmal am Rande des Waldes stand und die Abendglocken zu mir herübertönten, wie mit Klängen aus einer andern Welt. Eine für mich unvergeßliche Stunde. Beim Nachtessen sagte der Vater zufällig: wer nur immer recht glauben und beten könne, sei schon auf Erden selig — ja, dachte ich, wer es nur könnte.'

Während seiner Studien in Heidelberg suchte er ‚religiöse Nahrung‘ in den Vorlesungen des Theologen Daub, ‚aber‘, klagte er, ‚ich fand dort für mich nicht Brod, sondern Steine, Steine des Anstoßes übergenug. Mehrere meiner Studiengenossen waren davon ganz begeistert, aber mich verstimmten sie förmlich. Entweder müsse man, meinte ich, die Lehren des Christenthums alle als göttlich geoffenbarte annehmen, oder alle verwerfen, aber ich konnte mir nicht einreden, daß man sie durch philosophische Spekulationen verflüchtigen und einige davon wie zum Hausgebrauch sich zustutzen dürfe. Daub's Schlagworte von dem neuen Licht und der alten Finsterniß verfehlten vollends bei mir alle Wirkung, und ich sagte einmal meinen Freunden Schulz und Lichtenberger: es ist doch Schade, daß Christus nicht erst jetzt auf die Welt gekommen, denn von diesem Professor könnte er so Vieles lernen.‘

Durch den Umgang mit Schulz, der als Candidat der protestantischen Theologie sich in das Studium der früheren Pietisten versenkte und überall, auch in den altkatholischen Kirchenliedern ‚Blüten vom christlichen Lebensbaume‘ sammelte, wurde in Böhmer's Seele ‚noch ein frommer christlicher Ton und eine sanfte Melodie unterhalten, aber weil es an aller wesenhaften Unterlage fehlte‘, so erfolgte bei ihm schon in Göttingen im Verkehr mit einem rationalistisch gesinnten Freund, ‚der — sagt er — leicht erklärliche Umschlag oder Rückumschlag‘, daß er ‚allen Glauben an eine geoffenbarte Wahrheit über Bord warf‘. ‚Die Religionsbücher aller Völker‘, meinte er, ‚hätten gleiche Berechtigung und der höhere Werth der einen vor den andern bestehe bloß in der tieferen Auffassung des sittlichen Princips.‘ Den Protestantismus ließ er bloß als ‚ein Princip geistiger Freiheit‘, wie er sich dieselbe in der Losgebundenheit von allen Dogmen vorstellte, gelten und ‚wurde zuletzt, ohne es selbst zu wissen, Spinozist‘.

Aber ein inneres Genügen fand er auf seinem Standpunkte nicht, am wenigsten in der ersten Zeit nach Vollendung seiner Universitätsstudien, wo er (1817—1818) in Frankfurt ‚ohne Beruf, ohne Geistesgenossen, ohne Waffenbrüderschaft ein zersplittertes, trauriges Leben führte, dessen größtes Uebel in der innern Haltlosigkeit in Bezug auf die höchsten Lebensfragen bestand'. Es machte sich ihm damals ‚mehr, wie seit lange, eine drückende Leere im Innern' bemerklich, und sein über egoistisch-sinnliche Gesinnungen erhabener Geist und sein unverdorbenes Gemüth fühlte von Neuem ‚ein Bedürfniß nach religiöser Wahrheit, nach Veredlung der religiösen Grundsätze'. Er ‚dürstete nach Wahrheit', aber unbekannt mit der ‚rechten Quelle der Wahrheit', griff er nun wiederum unruhig und ohne Leitung hin und her, las ‚in der Bibel, aber nur wie im Tauler oder einem andern frommen Buch', vertiefte sich in speculative Forschungen, in die Fragen über Geist und Materie, das Natürliche und Uebernatürliche, und nach ‚harmonischer Klarheit und Ruhe, diesem herrlichen Erbtheil der Alten ringend', stand ihm, wie schon während der Universitätszeit, Göthe's ‚religiöse Universalität' immer noch als höchstes Ideal vor Augen. In dem Cultus dieses Dichters wurde er noch bestärkt durch seinen ehemaligen Heidelberger Universitätsfreund Pfeiffer, der im April 1818 nach Frankfurt übersiedelte und in Göthe ‚einen neuen Propheten' verehrte, dem man auch seine religiöse Bildung anvertrauen müsse. Im Geiste Göthe'scher Universalität wollte Böhmer damals einen Aufsatz schreiben, ‚der in nuce Vieles enthalten soll. Er betrifft Moral, Religion, Kunst. Es soll darin gezeigt werden, daß die erste etwas bloß Negatives ist, die zweite will ich von der fast immer statt ihr gegebenen Mythologie trennen und die Weisen aller Nationen zu Einer Brüderschaft, alle Völker aber zu Einer religiösen Tendenz vereinigen'.

Doch je mehr er ‚in Philosophie und Poesie, in Spinoza, Göthe, Herder, Pestalozzi und was nur in die Hände kam‘, innere Befriedigung suchte, desto unbefriedigter wurde ihm Geist und Gemüth, und erst das Studium der christlichen Kunst des Mittelalters brachte ihn ‚wieder in eine friedliche christliche Strömung‘ und er wollte von nun an, wie wir früher [1] hörten,‘ in den christlichen Schönheitsidealen das beste innerste Wesen des Christenthums erkennen und das edelste Beförderungsmittel der in unserer Zeit so tief gesunkenen religiösen Gesinnung‘. Die Auffassung des Erlösers, wie sie ihm aus den protestantisch-theologischen Schulen entgegentrat, stieß ihn zurück und er stand nicht an mit dem Bekenntniß, daß ein einziges altdeutsches Bild ihm einen bessern Begriff von der Größe des Heilandes gäbe.

Die mächtigste religiöse Anregung empfing Böhmer (1818—1819) während seines ersten Aufenthalts in Rom im Kreise der deutschen Künstler, ‚die das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen wollten‘, deren neue Richtung von christlichen, katholischen Ideen ausgegangen war und von welchen selbst mehrere der ausgezeichnetsten vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückgetreten waren. Religiöse Erörterungen waren bei den geselligen Zusammenkünften keine Seltenheit, man besprach eifrig das Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus, betonte die Nothwendigkeit eines neuen allgemeinen Concils zur Ausgleichung der Gegensätze und discutirte die Frage, ob nicht eine Menge von Protestanten sich zum Uebertritt vereinigen, vorher aber Bedingungen stellen sollte, ‚die dann die katholische Kirche nicht abschlagen könne.‘ So oft dabei das Wort ‚Kirche‘ vorkam, dachte Böhmer (schon seit Jahresfrist Doctor auch des Kirchen-

[1] Vergl. S. 43, 78—81.

rechts) anfangs unwillkürlich [1] an irgend ein Gotteshaus, etwa an die Peterskirche in Rom, und er wurde, ,wie in einen neuen Ideenkreis versetzt', als ihm einmal auf seine Nachfrage einer der Künstler den ,Begriff und das Wesen der Kirche' nach katholischer Lehre erklärte und aus der Geschichte die Wirkungen des festen und wohlgegliederten Baues ihrer Hierarchie nachzuweisen begann. Das gab ihm ,Anstoß zu Nachforschungen', die ihn in seinen spätern Werken zu großen Resultaten auf dem Gebiete der Geschichte führten; aber persönlich sich in Gehorsam einem bestimmten Glaubenssystem unterwerfen, war in seinen Augen eine Verletzung seiner ,menschlichen Freiheit', und er hatte zudem damals noch so wunderliche Vorstellungen vom Katholicismus, daß er nach dem Berichte seines Tagebuchs in einer aufgeregten Stunde einmal das Katholischwerden seiner Glaubensgenossen förmlich ,verfluchte'. Er fand allerdings, daß der Katholicismus ,keineswegs so dumpf und dumm' sei, wie er wohl geschildert werde, daß er ,im Gegentheil weit heiterer und lebensfroher als der Protestantismus' sei, aber in letzterem, behauptete er, herrsche eine größere Moralität. ,Der Protestantismus', meinte er, ,sieht auf das Praktische, das Sittliche; der Katholicismus auf den strengen Glauben, in dem er Vergebung findet auch der größten Laster'; er imputirte also durch eine merkwürdige Verkennung dem katholischen Lehrsystem die Lehre von der sola fides, und darum erschien es ihm verwerflich!

Nach und nach milderte er sein Urtheil über die damals zahlreichen Uebertritte zur Kirche. ,Die Thatsache', schreibt er, ,ist mehr mit Leidenschaft beurtheilt, als ruhig in ihrer ganzen Bedeutung erwogen, sie ist mehr verdammt, als erkannt worden. . . Es sind so ausgezeichnete Männer über-

[1] Vergl. Cornill: Joh. David Passavant (Frankfurt 1864) S. 1, 67.

getreten, daß kein näher Unterrichteter es bezweifeln wird, daß nach Wegrechnung der von falschen Rücksichten bewegten noch verhältnißmäßig genug übrig bleiben, um diese Erscheinung höchst auffallend zu machen. Sehen wir zuerst das Zeitalter im Allgemeinen an, so war der besonders noch vor einigen Jahren (zur Zeit als schon solche Uebergänge geschahen) allgemein herrschende Indifferentismus denselben durchaus nicht günstig. Bei allen den nicht von ihm Beherrschten ist gewiß mit Wahrheit anzunehmen, daß ihnen die Religion, welche ihnen in ihrer Kindheit gelehrt worden, welche sie bisher befolgt hatten, am theuersten war; es ist gewiß mit Wahrheit vorauszusetzen, daß nur nach Kämpfen im Innern der Uebertritt erfolgt ist, der äußerlich noch durch so viele Bande der Freundschaft und Verwandtschaft erschwert wurde. Ja, wenn wir diese an und für sich entgegenstehende Hindernisse bedenken und richtig erwägen, so wird es uns nicht unverborgen bleiben, daß selbst bei den geistig Beschränkteren große Gegengründe waren, welche eigentlich von diesem Schritte hätten abhalten müssen, und daß es selbst schwer gewesen sein mag, den Eigennützigen etwas zu bieten, welches die Nachtheile wieder aufhob, welchen dieser Schritt sie aussetzte.'

Seit seinem Aufenthalte in Rom war für ihn das ‚All-gemein-Christliche im Denken und Fühlen und in der Bethätigung durch gute Werke Ideal und Ziel' und was er ‚Religiöses aus Rom mitbrachte, war vor allem die lebendige Erkenntniß, daß alle Wissenschaften und alle Künste, wie zur Wiedergeburt des deutschen Volkes, so auch zur Weckung des religiösen Sinnes im Volke beizutragen hätten'. Zu diesen Wissenschaften rechnete er ‚natürlich auch die Philosophie', und fühlte darum ‚innersten Ingrimm' z. B. gegen den ‚Philosophen' Schopenhauer, der sich im Kreise der deutschen Künstler einmal zu der Behauptung verstieg, daß die

deutsche Nation die dümmste von allen sei und nur deßhalb über alle anderen Nationen ein Uebergewicht erlangt habe, weil sie gar keine Religion besitze. Böhmer äußerte damals die Ansicht, daß man ‚zum Wohle des Volkes die gesammte Sippe der undeutschen und religionslosen Philosophen einsperren müsse'. Die ‚moderne ungläubige Philosophie', sagte er, ‚begeht einen Gottesraub und schneidet dem Volke die Herzwurzeln ab'. ‚Je bestimmtere Ansichten ich mir erworben', schrieb er im Jahre 1821, ‚desto mehr erstaune ich über die Krankheit, welche all' dem philosophischen Treiben in Deutschland zu Grunde liegt. Dieses Systemwesen u. s. w. ist ein Symptom, welches auf einen höchst zerrütteten Zustand der Geistesgesundheit hindeutet. An den natürlichsten Begriffen: Vaterland, Lebensfreude, Kunst u. s. w. sind sie irre, aber dafür sind sie Männer von Wort geworden, d. h. Männer, die Worte haben statt der Thaten.' ‚Der philosophische Hochmuth, der sich selbst Gott dünkt und den wahren Gott meistern will, reißt das innere Leben auseinander'; man ahnt erst ‚göttliche Weltordnung, wenn man bedenkt, wie nichts erhaben ist und macht, als gerade die wahre Demuth. . . Möchte doch der Spruch: Pax vobiscum in uns zur Wahrheit werden. Dann würden allmälig alle bösen Geister von uns weichen und das sanft schimmernde Licht innerer Seligkeit all' unser Thun auch für Andere befruchten'.

Wolle die Philosophie, sagte er, zu wahrem Gedeihen fortschreiten, so müsse sie ‚demüthig den historischen Weg wandeln, ihre Entwicklung, ihre Geschichte studiren, und es sei ein Wahnwitz, ‚zu glauben, daß die deutsche Philosophie erst mit Kant wahrhaft begonnen habe, daß die großen Jahrhunderte des Mittelalters, die auf dem Gebiete der Kunst und Literatur das Herrlichste geleistet, nicht auch Großes auf dem Gebiete der speculativen Wissenschaften hervorgebracht haben sollten'. Wie man aber noch vor einigen Jahrzehnten

die frühere deutsche Literatur, Malerei, Baukunst und Skulptur mißkannt und verachtet habe, so verachte man fortwährend noch die mittelalterliche scholastische Philosophie, die man wenigstens doch erst genau studiren sollte, bevor man über sie abspreche. ‚Erst Prüfung', forderte er, ‚dann Urtheil, und mir wenigstens, soviel ich davon verstehe, gefällt der alte Weg des Philosophirens besser als der Hochmuth der Neueren.' Und in gleichem Sinne schrieb er im Jahre 1825 an Schulz: ‚Das philosophische Treiben ist mir aus der innersten Seele zuwider. Es ist auf der einen Seite die größte Unwissenheit, denn diese Herren kennen nicht einmal ihre eigene Geschichte. Würden sie diese kennen, so wüßten sie, was Anderes und Höheres jene scholastische Philosophie gewesen ist, und würden sich schämen. Von der anderen Seite ist es die größte Anmaßung, denn statt daß sonst die Philosophen sich damit beschäftigten, die Denkformen zu untersuchen und zum richtigen Denken anzuleiten (die alte Logik u. s. w.), so construiren sie jetzt alle das Weltall, und das ist doch schon längst vor ihnen construirt; sie aber hören nicht auf die Stimme, die vom Sinai kommt, sondern bauen Babel's Thurm' [1].

‚Zwar sollen wir mit Ernst nach Weisheit suchen,
Doch nur nach einer gottergebnen, frommen,
Die kann dann auch von Oben her nur kommen,
Und Glaube muß zum Dasein sie befugen.

Ihr Philosophen seid die Ueberklugen,
Den Himmel leugnend, meint ihr ihn erklommen,
In blinder Schnödheit habt ihr unternommen
Zu construiren Gott, statt ihn zu suchen.

Ihr wollt auf Erden einen Thurm euch bauen,
Darunter alle Menschen zu versammeln,
In eigner Leitung sollen sie sich finden:

---

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 87—89, Bd. 2, 156—157.

Doch kann ich schon der Straf' Erfüllung schauen,
Ich höre euch auf babylonisch stammeln,
Seh' euch zerstreut, Unsel'ge, nach den Winden.'

Ein tief christlicher Zug ging in jenen Jahren durch Böhmer's ganzes Denken und Thun, wie wir ihn früher schon aus manchen seiner Gedichte und Sprüche kennen lernten und z. B. auch in einem Brief an einen Freund finden, dem er nach einem eingetretenen Zerwürfniß im Oktober 1824 schrieb: ‚Sollte denn unser Verhältniß — scheinbar einst so innig — wirklich nur Täuschung und Trug gewesen sein, daß es vergeht, wie die erste, verurtheilt wird, wie der andere? Sollte auch nicht wenigstens ein Gran von dem, was ewig bleibt, ihm beigemischt gewesen sein, der es durch das Reich der Vergänglichkeit hindurchführen und erhalten könnte? Nur der ist ganz unwürdig, der, nachdem er seine Sündhaftigkeit einsah, nicht wieder vertrauend sich erheben kann, weil er zu verstockt oder zu kleinmüthig ist, um Buße thun zu können, und daher auch nicht wieder in den Stand der Gnade kommen kann. Mit solch' einem wahrhaft Elenden ist auch keine Aussöhnung möglich, zu ihm ist kein Zurückkehren. — Es ist wahr, wer uns zu sehr liebte, lobte, verehrte und erhob, dem sind wir keinen Dank schuldig, weil all' seine Gunst nur Lüge ist, und es wird auch nicht fehlen, daß er den Gegenstand dieser Gunst wie ein Spielwerk wieder wegwirft, wenn er ihn müde ist. Man soll keine Creatur zu sehr lieben, denn, welche Ehre bleibt für den Schöpfer übrig, wenn man dem Geschöpf die höchste gibt? Die Alten sagten: lieber Bruder in Jesu Christo. Das ist das Wahre. Und da ist das Uebel, daß wir uns nicht allesammt vor Gott demüthigen, daß die Kirche verfallen ist. Den Freund, neben dem ich vor dem Altar mit wahrer Reue meine Sünden bekannt hätte, den Freund, der dieß neben mir gethan hätte: den

könnte ich nur mit der wahren Liebe in Christo lieben und keine Abgötterei mit ihm treiben. Solches Ziel zu erreichen, soll man sich unter einander ermahnen und um so treuer sich dann die Hand reichen, je strenger die Ermahnung war, je mehr sie zu Herzen ging. Das ist die wahrste Liebe, die ohne Groll ermahnen kann. Es ist dieselbe, welche auch für die Feinde betet. — Ein Tod harret ja Unserer all'. Ich will nicht einmal sagen, daß auch ein Gericht Unserer harrt. Aber welcher Schmerz, wenn der Freund unversöhnt von uns dahin ging! — Wer weiß, wie nah mir heute der Tod war? um ein Haar hätte er mich vielleicht ergriffen. So könnte es täglich auch Dir ergehen. — Ich will die Sonne nicht untergehen lassen, ohne mit Dir versöhnt zu sein. In der Gesinnung, wie ich hier geschrieben habe, reiche ich Dir meine Hand zur Erneuerung unseres Bündnisses'[1].

Hören wir noch andere Aeußerungen.

,Die christliche Religion, die unser Alles ist, verklärt uns Leben und Tod und wie wir in ihrem Geiste für die Lebenden wirken sollen, so müssen wir in demselben Geiste auch der Todten gedenken und sie ehren.' ,Nichtachtung der Todten ist der offenbarste Beweis der Auflösung aller religiösen, bürgerlichen und Familienbande, wie sie nicht die Barbaren, sondern nur die übercivilisirten Nationen kennen lernen. Keiner Religion aber ist der Tod und alles, was sich daran knüpft, heiliger als der christlichen. Sie ist's, die dem Tod den Stachel nahm und der Hölle den Sieg, sie ist's, die den Tod zur Triumphpforte machte, wodurch der Gerechte eingeht in das himmlische Vaterland. Darum auch lasset uns ein würdiges Grab in den Stein hauen, lasset uns mit den Marien zu den Gräbern unserer Lieben wallen, und möge dereinst ein Engel im weißen Kleide es sein, welcher

[1] Bd. 2, 151—152.

den Stein hinwegwälzt! So wie an einem Grabe gleichsam der erste christliche Gottesdienst nach Besiegelung des neuen Bundes gehalten wurde, so auch baute christliche Gesinnung die Gräber zuerst in der Nähe des Gottesdienstes. Die Heiligen waren in den Kirchen begraben, um die Erinnerung ihres siegreichen Vorbildes näher zu haben, und da auch erlasen sich die Gläubigen ihre Ruhestätte. Waren sie doch während ihres Lebens an diesen Orten von der Welt am abgesondertsten und dem Himmel am nächsten gewesen, deutete hier doch das Zusammensein der irdischen Reste auf die erflehte Gemeinschaft der Heiligen im Himmel, erschallten hier doch über ihren Gräbern Jahr aus Jahr ein die frömmsten Psalmen, auch Psalmen für die Ruhe ihrer armen Seelen' [1].

Als ein Freund ihm bemerkte, daß er mit solchen Anschauungen durchaus auf katholischem Boden stehe, wurde er ‚ganz überrascht'; ‚ich habe davon', sagte er, ‚gar nichts gewußt und gar nicht gedacht, daß der Protestantismus, soweit er noch gläubig, das Gebet für die Todten, wie schon das natürliche Gefühl es uns eingibt, und die Annahme eines Reinigungsortes im Jenseits verwirft'. Auch die Heiligenverehrung, meinte er, sei eine Lehre des gläubigen Protestantismus und es fiel ihm ‚darum gar nicht ein, mit einer Sammlung von Legenden deutscher Heiligen', die er herauszugeben beabsichtigte [2], ‚irgend etwas specifisch Katholisches bezwecken oder fördern zu wollen'. ‚Bei dem herrschenden Unglauben stehe ich freilich mit meinen kirchlichen Ueberzeugungen fast wie ein Verlorener aus früheren Jahrhunderten da; man ist damit wie ein Rufer in der Wüste, denn der Protestantismus hat überall auflösend, verneinend oder ver-

[1] Bd. 1, 136.

[2] Vergl. Näheres Bd. 1, 97—98. Trefflich spricht er sich dort über den vielseitigen Werth der Heiligenlegenden aus.

nüchternd gewirkt, jeder Glaubenslose sieht sich für einen Starkgeist an' und ,die Erbärmlichkeit ist der Zeit adäquat, an der heiligen Kirche will sie zum Ritter sich kämpfen, gleichwie jene Henkersknechte dem gebundenen Christus in's Gesicht schlugen, aber kein Gefäß ist sie, die göttliche Botschaft zu fassen'[1].

,Ach, daß die Früchte des christlichen Glaubens', schrieb er am Neujahrsmorgen 1826, ,so wenig mehr im Leben hervortreten, daß der Glaube nur so selten das Leben der Neueren bedingt. Sind wir wirklich in einem vorgeschrittenen Zeitalter?' Und schon viel früher, kurz nach seiner italienischen Reise äußerte er sich: ,Wem könnte es einfallen, zu läugnen, daß seit einem oder anderthalb Jahrhunderten sich das Leben freundlicher, milder, schöner beim ersten Ansehen gestaltet habe, daß Völlerei und Rohheit aus der guten Gesellschaft ganz verschwunden sei, daß die Bemühungen der Gelehrten, die, wie von außen angeregt, so nach außen gerichtet waren, in allem glücklichen Erfolg hatten, wo von todter oder eleganter Gelehrsamkeit, zierlicher Flachheit, gefälligem Kitzel des Gefühls und der Phantasie durch Dichtkunst, von allen mathematischen und physikalischen Wissenschaften die Rede ist? Wie aber, wenn von Demuth, von tiefem Ernst, von reiner Liebe zur Wissenschaft, von Religion, strenger Moral, höherem Leben, göttlicher Ruhe der Seele die Rede wäre, wo wäre im Leben der Neueren und in der Bewegung, die durch alle Verhältnisse desselben durchgeht, so leicht eine Stelle?'[2]

,Und dabei ist das Schlimme noch vornehmlich dieß', klagte er ein andermal, ,daß, wo in unserer Zeit das Religiöse heraustritt, es einen vielfach so kranken Charakter trägt, wie wir einen solchen bei dem modernen ungesunden

[1] Bd. 2, 181. [2] Bd. 2, 51.

Pietismus und Mysticismus finden'; ,der Pietismus, dieser auf der Losgebundenheit des Protestantismus ruhende Fluch, ist mir stets sehr zuwider gewesen' [1]. Dem ächten christlichen Mystiker, schrieb er, der das Dasein als etwas Unbegriffenes darstelle und die Welt als ein großes Geheimniß auffasse, sei es keineswegs um das Nichtverstehen der Existenz, sondern vielmehr um die Bekräftigung der Ahnung ihrer hohen Würde zu thun; sein einziger rechter Weg sei der, ,den Dante eingeschlagen: erhabene Rechtfertigung Gottes, Nachweisung der ewigen Gerechtigkeit und Liebe in den Rathschlüssen der Vorsehung. Es treten aber Epochen in der Geschichte der Völker ein, wo innere Geistesermattung zu einem Pseudo-Mysticismus führt, vermöge welchem man statt aus dem Unbegriffenen zum Begreiflichen emporzustreben, vielmehr in Nacht und Dunkel der Begriffe hinabtaucht, wie ein Ermüdeter, der rüstigen Thätigkeit des Lebens sich entziehend, den Schlummer und dessen Träume aufsucht. Und solche matte Empfindelei und ohnmächtige Geisteswollust ist es, welche den neueren Mysticismus brandmarken' [2].

Je mehr Böhmer im Verlauf der Jahre von der Ueberzeugung durchdrungen wurde, daß die ,Religionslosigkeit das größte Uebel der Zeit' und daß unsere ganze Gesittung und Bildung, weil sie im Christenthum wurzele, auf die christlichen Grundlagen zurückzuführen sei, desto abgeneigter wurde er dem modernen Protestantismus, der in seiner Zersplitterung und innern Selbstauflösung nicht befähigt sei, diese Zurückführung zu bewirken, und desto stärker fühlte er sich zur alten Mutterkirche hingezogen. Seine innere Zuneigung zu letzterer culminirte in dem Wunsch, ,an einem Sakrament der Kirche so ohne Conversionsgebrätsch im Stillen und ohne Aergerniß Antheil zu bekommen', und

[1] Bd. 2, 139. [2] Bd. 2, 79.

bereis im Jahre 1820 schrieb er an Carl Mosler: ‚Der Gang in die Klosterkirche erweckte ganz eigene Gefühle. Wie gern hätte ich mich zum Schluß der Messe neben Dich hingekniet, wenn ich solchem nicht durch die Erziehung fremd wäre, fremder als durch die Gesinnung‘[1]. ‚Ich will künftig beten‘, heißt es in einem späteren Briefe, ‚gebe Gott, daß ich selbst vor der Reformation stehen bleibe‘[2]. Am tiefsten drückte er seine seelischen Stimmungen in den Worten aus: ‚Wir stehen nicht vor dem Beginn eines Gottesreiches, sondern in einem Teufelsalter, wenigstens in einem Alter, worin die Menschen eben so lau sind gegen Gott, wie gegen den Teufel, in einem getheilten Zeitalter mit einem getheilten Reiche, und da kommen nun, während der Unglaube seinen Hexensabbath feiert, Gutgesinnte, die da predigen, es würde alles schon recht gehen, wenn man nur an eine unsichtbare Kirche glaube und als ihr lebendiges Glied sich fühle. Also Lebendigkeit in der Unsichtbarkeit! curios, wahrhaftig sehr curios! Andere kommen und wollen das Urchristenthum wiederherstellen, indem sie den Christenheiland ohne Cultus in nackten Wänden anbeten. Ach! wer wird meiner Sehnsucht nach Einheit und Sichtbarkeit Genüge thun‘! Als sein Freund, der Maler J. D. Passavant, in den Vorstand der reformirten Kirche in Frankfurt eingetreten war, schrieb er ihm im Jahre 1828: ‚Das ist mir immer ganz unbegreiflich gewesen, wie jetzt der Dienst desselben Gottes so schlicht reformirt sein kann und soll, bei dessen Menschwerdung so große Wunder geschahen. Ich meine hier nicht die Wunder Christi selbst; diese kann man etwa nur als Sendungsbelege ansehen, oder noch consequenter wegräsonniren: sondern die Sagen und Sehnsuchten der Altväter, die Geschichte

[1] Bd. 2, 175, 66.
[2] Bd. 2, 182.

und wunderbaren Bilder der Propheten, die Vorbestimmung des Ortes und Stammes. Ich meine die Wunder, daß die Jungfrau gebiert, daß die Sterne und Engel verkünden, daß der Vorhang reißt, daß die Todten auferstehen u. s. w. Wie? damals war die ganze Natur und Welt, Todtes und Lebendiges in Mitleidenschaft, und das consequente und rechte Resultat jener Stiftung sollte nur die Gottesverehrung auf dem großen Kornmarkte (wo die reformirte Kirche in Frankfurt) sein mit ihren weißgetünchten Wänden? — Wo alles so sichtbar war, da soll nun nur eine unsichtbare Kirche die Folge sein? Geht mir weg! das ist, als wenn ich ein unsichtbarer Maler sein wollte. Es ist doch nur die Empörung einer schwachsinnigen Seelenkraft gegen den Leib, während bei dem Heiligen Geist Seele und Leib Eins ist und, wie es im Psalm heißt: Alles lobet den Herrn. Denn es ist auch ausdrücklich gegen die Auferstehung des Fleisches, wenn man den Leib und die sichtbare Natur überhaupt so feindlich ansieht [1]. Da dieß aber Grundlehren der kalten Reformirten sind, so folgt, daß ein reformirter Maler und Kirchenvorstand ein wahres Zeichen der Zeit ist. Der hat sich von dem Getheilten (dem Lutherthum) abgetheilt; wenn aber sein irdisch liebliches blaues Auge recht in die Tiefen blickt, da wird es sich nach dem Ungetheilten sehnen, und zwar nach dem Ungetheilten, was man sehen kann, was unveränderlich auf seinem Felsen steht nach der Verheißung u. s. w.' [2]

Seine Sehnsucht nach der Einen, ungetheilten, sichtbaren Kirche und ihrer Wirkung auf's Leben war der eigentliche Grund, weßhalb er immer ‚größere Vorliebe für jene Jahrhunderte des Mittelalters gewann, wo der religiöse Geist,

[1] Vergl. Bd. 2, 181.
[2] Bei Cornill: Joh. Dav. Passavant 2, 13.

wo die Kraft des Glaubens und die freudige Frömmigkeit sich im Leben der Einzelnen, wie im ganzen Staatsleben bethätigte, immer kampfgerüstet und auch da siegreich durch die heilige Liebe, wo sie äußerlich im Kampfe mit der Wildheit und Barbarei der Zeit unterlag'. ‚Es ist ein Segen', schrieb er, ‚im Betrachten der Saat dieses unendlich frommen Willens, wie sie im Mittelalter vor uns in Kirchen und Thürmen emporsprießt, in guten Stiftungen sich belaubt, in Bildern und Gesängen blüht. Diese staubigten Pergamene sind voll Tropfen geweihten Thaues, in denen der Himmel sich spiegelt und die um so klarer zu sein scheinen, je länger sich kein Mensch, sondern nur Gott im Himmel, der Alles weiß, daran erfreut hat' [1].

Clemens Brentano, an den er obige Worte richtete, antwortete ihm darauf am 5. Februar 1827: ‚Daß die Wahrheit in ihren Liebesformen auch aus den Urkunden an Ihr Herz bringt, ist mir ungemein erfreulich. Wer wird sich einst rechtfertigen können, daß die Missionen der Kirche nicht zu ihm gelangt seien! Die ganze Natur ist von dem Schöpfer und Erlöser durchdrungen, die ganze Gesellschaft und ihre Geschichte ist die Heerde und deren Spur in der Kirche — und dem Schaf, das zum Mineralogen geworden, begegnen alle Kräuter der guten Weide auf Versteinerungen, wie mahnende Geister, welche ihm Wahrheit verkünden, wo die grüne Weide liegt' [2].

Weil Böhmer sich mit Brentano und dem ganzen Kreise von Freunden wie Sailer, Diepenbrock, Räß, Weiß u. s. w., welche nach seinen Worten ‚mit Herz und Geist für die Belebung christlicher Gesinnung und die Wiedererweckung des kirchlichen Bewußtseins wirkten, in innigster Gemein-

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 163.

[2] Clemens Brentano's Gesammelte Schriften 9, 170.

schaft der Gesinnungen und Bestrebungen fühlte', und in seinen Unterredungen mit Brentano so warm kirchliche Anschauungen äußerte, daß dieser einmal ausrief: ,Der ist katholischer als ich'[1], so hegte Brentano die Hoffnung, daß er selbst ,einmal ein lebendiges Glied der katholischen Kirche werden würde'. In einem umfassenden Sendschreiben verwendete er die volle Kraft seines reichen Geistes darauf, den Freund zu dem Ziele hinzuführen, welches ihm persönlich als das höchste und edelste erschien, und wir theilen daraus einige Stellen mit, die wir aber nur recht verstehen können, wenn wir aus Böhmer's Brief, worauf Brentano Antwort gab, Folgendes vorausschicken. An allem ,Treiben, wie es jetzt von oben und unten in der Welt' sei, habe er, schrieb Böhmer, nur ,Eckel und Widerwillen'. ,Mit aller Kraft rufe ich mir das Frühjahr heran, denn wenn nur der Wind die Bäume schüttelt, daß der Saft wieder emporsteigt, wenn das verborgene Leben sich wieder regt, vergesse ich doch alles Ueble wieder. Aber auf wie lange? Ja ein Patmos möchte ich mir wünschen; in diesem bitteren Meere, das nie wieder süß wird, ein gesondertes Eiland. Denn es ist vorbei (wie Herr Senator Vogt sagt), wir haben in unserem Staats- und Bürgerleben nur eine Vergangenheit noch, keine Zukunft mehr. Mit dem Schönen und Guten ist's vorbei, in dem Reich, in der Stadt; längst entflohen ist der edle Geist und nachgemorscht ist der Leib. So war es auch einst im römischen Weltreich: da keimte still in einzelnen Familien das Christenthum empor, und nach siegreichem Dulden und Kämpfen war die Wunde vernarbt, erwuchs dem heiligeren Geist ein edlerer Leib. Was soll nun empor kommen? Wir brauchen es auch nicht zu wissen, verstehen wir nur die Kunst, wie jene, erst in dem engsten Kreise, im Haus, in

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 2, 403.

der Familie, für die neue Stadt, das neue Reich (beides sind doch nur die alten) empfänglich und des Bürgerrechtes werth zu werden. Frage ich nun aber, wo solche Patmosse —, die sich, stets dieselben, aber unter verschiedener Gestalt, in den schlechten Zeiten finden, wie im Anfang des Christenthums diese rührenden Gemeinde- und Familienverhältnisse, später die Mönchs- und Ritterorden — in unserer Zeit sind, da weiß ich's nicht recht, und doch müssen sie da sein. . . . So suche ich's denn unterweilen im Frühling, in den Studien, in der Freundschaft. Auch in einem Brief von Ihnen würde ich's finden, und es fragt sich nun, ob Sie mir's geben werden' [1].

Darauf antwortete nun Brentano: ‚Sie verlangen ein Patmos! Sind Sie rein wie Johannes? Haben Sie an des Meisters Brust gelegen? Unter seinem Kreuz gestanden? Sind Sie der Sohn seiner Mutter gewesen? Haben Sie dieselbe verehrt, geliebt, gepflegt, nicht verlassen bis zum Tode? Sind Sie heil aus siedendem Oel, heil vom Giftbecher gekommen, daß Sie ein Patmos verlangen? Und was wäre es Ihnen ohne um des Herrn willen hin verwiesen zu sein, und ohne die Offenbarung dort zu empfangen? Diese aber ist ein Gericht. . . . Lieber Freund, der ein Patmos erhielt, hielt aus bis an's Ende, und der Herr gab ihn der Mutter zum Sohn, die Kinder des Vaters aber sind Kinder der Mutter, Kinder der Kirche! — Unserer Zeit ist Vieles nahe gerückt, zu Gefühl gelegt. Ich meine damit nicht aufgethan durch Wissenschaft und Kunst; denn Wissen und Können haben Augenlieder, welche sich öffnen wie breite Schrankthüren, und immer ein anderes Auge verschließen, wenn sie das eine öffnen. Nein, ich meine, unsere Zeit ist eine Zeit des mahnenden Gewissens.

---

[1] Bd. 2, 145.

Unserer Zeit, welche unter allen Larven des höheren Interesses und der sogenannten ewigen Aufgaben die niedere, schmutzige, gräuliche Lust der Endlichkeit des Todes und der Sünde durch Faschingsnächte der Begeisterung und Bildung u. s. w. herumgetrieben, scheint der reine, rührende, einfache, heilige, junge Tag in die müden, verbuhlten, verschminkten Augen, beschämt schlüpft sie um die Kirche her und an dem Kreuz vorüber, wo es die papiernen Bibeldiener nicht niedergeworfen haben. Ach, unsere Zeit! wasche dich, reinige dich, demüthige dich und geh' zur Kirche, empfange das Aschenkreuz, wo es alljährlich noch gegeben wird. — O selig jene, an deren Herz der Mahner klopft, noch seliger jene, welche ihm folgen ohne langes Capituliren, unselig aber, welchen die Gnade der Berufung, der Erkenntniß geworden, und die nicht kommen Betrachtungen haltend über das Costüm, den Charakter und die Erfindung und Mimik der Maskerade dieser Zeit. . . Jenes Vergnügen, lieber, geduldiger Freund, welches Sie in der Zeit und allen ihren Aufgaben finden, ist ein Zeugniß für die große Liebe des Hirten zu Ihnen, es ist die Stimme des rufenden Hirten in dem Heimweh des Lammes selbst. Ich zweifele nicht, daß Sie das wohl fühlen und heimlich wissen, denn das eben ist der quälende Charakter, der Stachel des Treibers im Beruf durch Langeweile und Erkenntniß des Ungenüglichen. Aber, mein Lieber, auf daß Sie keine Entschuldigung haben mögen, es sei Ihnen nicht gesagt, so sage ich es Ihnen hier: Sie werden nie ein Genügen, eine Wahrheit, eine einzige, ewige, unendliche, alles erfüllende Aufgabe und Lösung finden, Sie werden fortfahren Ihr Leben, Ihr Herz, Ihren Geist, wie einen Firnißtopf über allerlei lichtlose Nachahmung des Heiligen auszugießen. . . Sie suchen und arbeiten und regen sich vergebens, so Sie länger der erkannten Wahrheit, wo nicht widerstreben, jedoch ausweichen

und nebenher laufen.‘ Und dann folgte die schneidende Apostrophe: ‚Beuge Deinen steifen Doktornacken, armer Sünder, gehe zur Kirche, der die Schlüssel gegeben sind, lasse Deine Schuld lösen, vereinige Dich mit dem Brautleibe des Herrn, mit der Kirche, lebe als ein treuer Knecht in ihr, gestärkt und genährt mit ihren Gnaden, lebe liebend und leidend um Jesu willen, um Gottes willen ....‘, denn nur dann allein werde er Friede und Freude finden und die rechte Beruhigung in seinem ernsten wissenschaftlichen Tagewerk[1].

Es war für Brentano eine ‚wahre Herzenspein‘, daß Böhmer trotz seines rastlosen Schaffens von innerer Unruhe umhergeworfen und gepeinigt wurde. ‚Die Urkunden‘, schrieb er an Frau Willemer, ‚genügen dem Herzensfreund nicht zur Stillung seines brennenden Durstes, den ihm Gottes Gnade gegeben, das begreife ich, der ich ihn kenne, aber meine Poesie und alle Poesie wird ihm ebenso wenig genügen. Ach, wie traurig, daß auch die besten Menschen zu Cisternen gehen, wo doch der Strom lebendigen Wassers in so gnadenreicher Fülle vorhanden ist.‘

Unverkennbar lag, wie jener Freund[2] bemerkte, in Böhmer's religiösen und kirchlichen Anschauungen und in seiner persönlichen Stellung zur Kirche ‚viel Räthselhaftes.‘ Er betonte wiederholt das Unzureichende der philosophischen Speculation für das religiöse Bedürfniß des Einzelnen und der Gesellschaft; verwarf die ganze rationalistische und humanistische Richtung der Zeit; erkannte das geoffenbarte Christenthum als die beste Grundlage der wahren Civilisation an und hielt die Rückkehr zu demselben für nothwendig; er war ‚unzufrieden mit der Reformation‘ und beklagte sie,

[1] Clemens Brentano's Gesammelte Schriften Bd. 9, 49—71.

[2] Vergl. oben S. 235.

wie wir noch hören werden, als das größte Unglück der deutschen Nation; auch gegen Solche, die seinen Standpunkt nicht theilten, sprach er sich ‚für die katholische Ansicht der Dinge aus' und äußerte unumwunden: ‚die katholische Kirche befriedigt alle Herzensbedürfnisse, sie schließt auch das Lutherthum ein';[1] er spendete der katholischen Kirche bei jeder Veranlassung für ihr heilbringendes Wirken die größten Lobsprüche, er litt lange Jahre förmlich am Kirchenschmerz, und dennoch blieb er, wie ihm Görres sagte, ‚wie vor der geöffneten Pforte stehen', und man kann dreist behaupten, daß er nie ernstlich daran gedacht hat, in die katholische Kirche einzutreten. Was ihm fehlte, war, wie er seinem Freunde Melchior von Diepenbrock im Jahre 1839 gestand, ‚dogmatische Klarheit und Festigkeit' und er nahm sich bei seinen ununterbrochenen geschichtlichen Arbeiten nicht Zeit genug, mittelst Studium der Lehren der Kirche sich zu dieser Klarheit und Festigkeit durchzuarbeiten und sagte noch kurz vor seinem Tode: ‚der Dogmenbau ist mir weder in seinem Ganzen, noch in seinen einzelnen Theilen bekannt.'

Er war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein bloß wissenschaftlicher Katholik, aber sein kirchlicher Standpunkt mußte um so mehr ‚räthselhaft' erscheinen, als er gar kein Hehl daraus machte, daß er auf demselben keine dauernde Befriedigung finde und jene beneide, ‚denen es so gut geworden, sich freudig unter alle Lehren der alten Kirche beugen zu können.' ‚Ueberzeugungsfreudige' Convertiten, z. B. der Architekt Hübsch, flößten ihm die größte Achtung ein.

Mit Hübsch hatte Böhmer sich stets in der ‚innersten Gemeinschaft des Strebens gefunden': wie er auf dem Gebiete der Geschichte, so widmete Hübsch auf dem Gebiete der Kunst ‚der Erforschung des Wahren sein Leben', und das Studium

[1] Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 200.

des äußeren Kirchenbaues führte ihn zu einem langen und eifrigen Studium des Innern der Kirche, und dieses hatte seinen Eintritt in deren Gemeinschaft zur Folge. Böhmer war mit Hübsch in Rom, als dieser dort (1850) das katholische Glaubensbekenntniß ablegte und er bemerkte darüber einmal später: „Hübsch kehrte in Frieden von Rom zurück", er billigte dessen Schritt und nannte den Freund einen ‚ebenso tüchtigen Charakter wie Künstler, einen Mann von dem Schlage, wie sie dieses Jahrhundert nicht mehr erzeugt' [1]. Und in gleich günstiger Weise urtheilte er über andere befreundete Convertiten, denn ‚die Größe der Opfer', sagte er, ‚welche sie ihren Ueberzeugungen bringen, spricht zu Gunsten ihrer Redlichkeit' [2]. So schrieb er z. B. nach der Conversion seiner Freundin Emilie Linder und seines Freundes Max von Gagern im Jahre 1844: ‚Den Uebertritt der Fräulein Linder habe ich hier bald nach der That erfahren. Gewiß geschah er nicht ohne Kampf und nur aus reinster Ueberzeugung. Einen, den ich in Bezug auf Kenntnisse, Genialität, Herz und Charakter vor allen meinen jüngeren Freunden schätze, Max von Gagern, hat vor einigen Monaten denselben Schritt gethan, um so auffallender, da er mitten im Weltleben steht, dessen ihm glänzende Aussichten er dabei auf's Spiel setzte, glücklicher Familienvater ist und eine feinsinnige, durchaus treffliche Gattin besitzt, die ihm noch nicht gefolgt ist. Ich hatte bei einem nicht häufigen, aber vertrauten Umgang keine Ahnung, daß ein solches Bedürfniß nach Kirchlichkeit in ihm lebe. Ich weiß nicht, ob ich ihn um diese Herzenswärme nicht beneiden soll' [3]. Ueber Friedrich Hurter's Uebertritt sagte er in Gegenwart eines protestantischen Freundes: ‚Ich habe ihn sehr gut begriffen. Hurter ist einer jener Geister, die, ganz im Sinne des Augs-

[1] Bd. 2, 369. [2] Bd. 1, 200. [3] Bd. 2, 369.

burger Religionsfriedens, einer künftigen Wiedervereinigung vorhergehen müssen. Diese Gesinnung, welche insbesondere auch den Werth kirchlicher Form und Verfassung würdigt, die innerhalb des Protestantismus so sehr verfallen sind, ist ja jetzt unter den besser Denkenden allenthalben verbreitet'[1]. ‚Hurter', schrieb er, ‚ist ein Mann, nicht bloß der Wissenschaft, sondern, was bei den Gutgesinnten heutzutage seltener ist, von Charakter und Energie'[2].

Aber trotz all' seiner Achtung vor den ‚überzeugungsfreudigen' Convertiten wollte Böhmer seinerseits und für sich ‚allein nicht mitthun'; er hielt an einem dem Bürgermeister Thomas gegebenen Versprechen fest, daß er in der lutherischen Confession, in der er geboren und erzogen worden, verharren wolle, falls nicht große geschichtliche Ereignisse die Rückkehr einer bedeutenden Anzahl von Lutheranern zur alten Kirche bewirken würden. ‚Allein trete ich nicht über', versicherte er dem Protestanten Maurer de Constant, ‚wenn aber ein großer Theil der Lutheraner wieder darein (in die Kirche) zurückkehren, so schließe ich mich denselben an. Das ist ja selbst im Religionsfrieden vorgesehen, wo es heißt: bis zur Wiedervereinigung'[3].

‚Diese Wiedervereinigung' blieb ihm für sein ganzes Leben ‚auch aus patriotischen Gründen innigster Herzenswunsch, da nur durch sie allein unsere Nation wieder zur Kraft und Blüte gelangen' könne. ‚Von der Kirchentrennung,' schrieb er im Jahre 1846, ‚datirt all' unser Unglück.' ‚Wie beklagenswerth, daß das Herzvolk Europa's durch die Streitigkeiten mit der Kirche vom positiven Berufe abgezogen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Innern zersetzt, zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in dem

[1] Bd. 1, 442. [2] Bd. 2, 256. [3] Bd. 1, 201.

es bald von Fieberhitze durcheinander geworfen wird, bald in Mattigkeit verfault'[1]. ‚Alles was bei uns im Innern gährt und sich in revolutionären Ausbrüchen bald entladen wird, unsere politische Machtlosigkeit und Versunkenheit, ja fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten, wie heute, haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung, die uns auseinander riß, und die man nicht überbrücken kann. Nur ein neuer Bonifacius, der uns die kirchliche Einheit wieder brächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen'[2].

Es gab eine Zeit, wo Böhmer durch geschichtliche Arbeiten über die Reformation, deren bisherige Darstellung ihm ‚durchaus einseitig und ungenügend erschien', selbst ‚zur dereinstigen Wiedervereinigung der getrennten Confessionen ein Scherflein beitragen wollte.'

‚Von der Reformation an', so äußerte er sich, übereinstimmend mit den oben angeführten Ueberzeugungen aus seinem späteren Mannesalter, bereits im Jahre 1824, ‚wurde das deutsche Volk innerlich krank und seine Lebenskräfte sonderten sich in zwei sich einander bekämpfende Theile. Wie entstand diese Trennung? Was wollten die, welche sie hervorriefen, und wie stellen sie sich selbst persönlich dar? In welchem Lichte erscheinen diejenigen, welche sich der Bewegung widersetzten, oder sie bekämpften, nachdem sie sich ihr eine Zeitlang angeschlossen? Das sind Fragen, die jedes vaterländische Gemüth beschäftigen müssen und aus ihrer richtigen Beantwortung läßt sich vielleicht ein Heilmittel finden für eine Annäherung und einstige Wiedervereinigung der Getrennten. Es lassen sich aber diese Fragen, scheint mir, am besten beantworten, wenn wir, mit Weglassung aller dogmatischen Streitigkeiten und Gegensätze, die Refor-

[1] Bd. 2, 461. [2] Bd. 1, 278.

matoren und ihre Gegner in ihrer vollen Persönlichkeit durch ihre Briefe und Selbstbekenntnisse uns anschaulich vorführen. Aus solchen Quellen lernen wir die Persönlichkeiten und die Motive ihres Handelns am sichersten erkennen.'

Diese Quellen aber erschienen ihm ,theils verschüttet, theils völlig unbekannt', und so beabsichtigte er, sie ,durch eine zwiefache umfangreiche Arbeit, erstens: Briefe der Reformatoren und ihrer Anhänger mit erläuternden Sachbemerkungen, zweitens: Briefe aus nicht reformatorischen Kreisen, zu eröffnen und zugänglich zu machen.'

In dieser letzteren Briefsammlung wollte er von allen bedeutenderen Zeitgenossen charakterisirende Proben liefern, deren Mittelpunkt aber die Pirkheimerische Familie sein sollte, um die damalige Bildung und Bewegung in diesen Aktenstücken darzulegen, um dabei zu zeigen, wie eifrige Gemüther die Reformationsideen ergriffen, sie hier weiter trieben und übertrieben, dort nach gewonnener Einsicht wieder umkehrten, wie Wilibald Pirkheimer, denen dann andere gegenüber treten sollten, die nie gewankt hatten, wie dessen Schwester Charitas [1]. Er hoffte durch die Schrift gleichsam eine Ergänzung zu liefern zu Bossuet's Histoire des variations des églises protestantes, welches Werk damals einen tiefen Eindruck auf ihn ausübte. ,Mir gefällt', schrieb er über das Werk an Clemens Brentano, ,die ruhige und stets auf Beweise gestützte Art des Vortrags, aber erstaunt bin ich über das Licht, das auf die Sache selbst fällt. Es bedurfte Zeit, bis Einer auftrat so ruhig zu sprechen; noch mehr, daß er auch Andere finde, ihn zu hören. . . . Ganz vorzüglich hat mir bei Bossuet die Entwicklung von Melanchthon's Charakter gefallen. Er sucht da keine psychologische Spitzfindigkeiten, sondern seine Schilderung ist schlicht

[1] Vergl. Bd. 1, 131—132. Bd. 3, 241.

und wahr, wie bei einem, der der Sache wegen schreibt, und nicht wie bei unseren Neueren, die stets ihren eigenen tiefen Geist zeigen wollen. Von Erasmus sagt er nur beiläufig etwas; vielleicht daß gerade dieser Charakter Bossuet's eigener Gesinnung zu entfernt lag. Komme ich mit meinen alt-deutschen Briefen zu Stande, so will ich auf den feinen Erasmus etwas mehr Rücksicht nehmen; zugleich aber wird die Darlegung der Gesinnungen, welche in dem Kreise der edlen Pirkheimer'schen Familie herrschten, Vieles von dem, was Bossuet sagt, bestätigen und noch in ein helleres Licht setzen'[1].

‚Die Reformationsgeschichte', schrieb er im Jahre 1826, ‚bedarf einer völlig neuen Bearbeitung, das erkenne ich immer mehr, je eindringlicher ich mich mit den Schriften der Reformatoren selbst, die nach den neueren landläufigen Darstellungen fast in einem mythischen Gewande vor uns stehen, beschäftige. Es kommt dabei zunächst auf eine sichere Feststellung des objectiven Thatbestandes an und darum ist Karl Adolf Menzel's deutsche Geschichte seit der Reformation, welche ich gründlich durchstudiere, ein wirklich treffliches Werk, weil es überall auf thatsächliche Begründung ausgeht.' ‚Es ist', sagte er ein andermal, ‚ein sehr merkwürdiges Buch, es enthält keine Declamationen, aber viele Thatsachen, es beantwortet gerade jene Fragen, welche sich jetzt jeder Protestant, welcher nicht zur Denkgläubigkeit überzugehen meint, über die Reformation vorlegen muß. Es kann nur segensreich wirken, ob es sich gleich am Ende zeigt, daß Menzel eigentlich ein Schwenkfeldianer und nur darum unparteiisch gegen die andern Meinungen der Zeit, weil er dagegen gleichgültig ist'[2]. ‚Man ist gemeinhin heutzutage so faul, die thatsächliche Wahrheit zu ergründen, als voreilig darüber

[1] Bd. 2, 157. [2] Bd. 2, 164.

abzusprechen. Daher der hohe Beruf der Geschichte gerade jetzt. Wie viel Schlimmes wir auch sehen, welche Auflösung uns auch umgibt, so ist es doch auch sehr erfreulich, daß auch die Kräfte, welche für objective Wahrheit kämpfen, sich verstärken. Kaum ein Theil der Geschichte Deutschlands bedarf solcher Hülfe mehr, als die Reformationsperiode'[1]. Und dabei wies er auf eine besondere Schwierigkeit hin: ,Bei allen Urtheilen und Arbeiten über die Reformationszeit ist immer das am schwierigsten, daß die jetzigen Neu-Protestanten, ohne es selbst zu wissen, auf einem ganz anderen Grunde stehen, als die Reformatoren. Freie Forschung und Fortschritt, wovon man jetzt so fest überzeugt ist, daß das die Grundsätze des Protestantismus sind, würden Luthern ein Gräuel gewesen sein. Aber das wird nun nicht mehr beachtet, daß Luther seinen Glauben ebenso unentweglich für den allein wahren hielt, wie die alte Kirche den ihrigen'[2]. ,Der Neuprotestantismus hat mit der Sache der Reformatoren schon lange gar nichts mehr gemein, als eben nur etwas ganz Negatives: die Bekämpfung der katholischen Kirche'[3].

Er kam mit seiner Arbeit über die Reformationsgeschichte nicht zum Abschluß, was er in späteren Jahren auch deßhalb bedauerte, weil er mit derselben den ihm ,so verhaßten modernen' neologischen und unionistischen Protestantismus hätte bekämpfen können. Er äußerte dieses Bedauern besonders in jener Zeit, wo in der unirten Landeskirche Preußens die altlutherische Bewegung ausbrach und die Altlutheraner von der Regierung mit Polizei- und Militärgewalt verfolgt wurden. ,Mehr wie je', versicherte er damals im Jahre 1838, ,fühle ich mich als geborener Lutheraner in meinem Innern verletzt

[1] Bd. 2, 446. [2] Bd. 2, 427.
[3] Bd. 2, 158, 164, 340, 427, 446.

und gedenke der Worte meines Vaters, daß der Staat in Sachen des Gewissens nichts zu befehlen habe, und ich will für die altlutherische Sache thun so viel ich kann.' Er trat darum in eifrige Correspondenz mit den abgesetzten Pastoren und Führern der Altlutheraner, namentlich mit Scheibel und Wehrhan; er unterstützte sie mit Geld zur Herausgabe ihrer Schriften und zahlte ihnen und Andern, ‚welche widerrechtlich von Amt und Brod entsetzt worden', länger als ein Jahrzehnt Beiträge zu ihrem Unterhalt. Dabei verläugnete er indeß keineswegs seinen eigenthümlichen Standpunkt, wie wir ihn aus seinen Briefen kennen lernen. So schrieb er z. B. an Scheibel: ‚Die durch die Kölner Ereignisse auf die kirchlichen Verhältnisse hingezogene Aufmerksamkeit veranlaßte mich in Ihren verschiedenen Werken, soweit ich mir dieselben bisher verschafft habe, über die Schicksale meiner lutherischen Glaubensgenossen in den preußischen Staaten Aufschluß zu suchen, und ich habe auf diesem Wege erfahren, wie man im Interesse einer künftigen, von der weltlichen Staatsgewalt ausgehenden und zu einer Unterabtheilung der Polizei herabgewürdigten Staatsreligion die Lutheraner, welche der Versuchung widerstanden, schon seit Jahren noch widerrechtlicher und härter behandelt, als jetzt auch die Katholiken, und wie gerade in Folge dieser Ereignisse das Lutherthum auch im übrigen Deutschland fast vernichtet ist. Mein nächster Gedanke war, wie wohl der guten Sache einige Hülfe verschafft werden könne. Ohne Zweifel wäre Publicität das hauptsächlichste Mittel, denn diese wird einerseits von den Berliner Faiseurs am meisten gescheut, und die geübte Hinterlist und Gewalt sprechen anderseits laut genug für Alle, welche noch einiges Rechtsgefühl besitzen. Auch wird der lutherische Glaube, so hoffe ich, wenn er einmal wieder rein und fest auftritt, doch noch einigen Eingang in deutschen Herzen finden. — Durch die bisherigen Schriften

ist diese Publicität nicht genugsam erreicht worden. Wie mir scheint, wurden sie hauptsächlich nur den Geistlichen bekannt, welche der Mehrzahl nach durch Rationalismus, der Minderzahl nach durch Pietisterei verdorben und vielfach durch Fraternisiren mit den Reformirten compromittirt sind und die aus diesen oder andern schlechten Gründen, wie jedenfalls der Erfolg zeigt, geschwiegen haben'.. ,Vielmehr, meine ich, käme es darauf an, die in ihrem Zusammenhang noch gar nicht gehörig bekannten Thatsachen unter den Laien und den rechtlich gesinnten Menschen jeder Confession in ganz Deutschland bekannt zu machen und sich so erst ein Publikum zu bilden, das dann auch für die anderen Veröffentlichungen empfänglich sein wird' . . . . ,Ich wiederhole es nochmals, daß, wie ich hier die Sache ansehe, auf dem Wege gelehrter Polemik im Kreise der Schriftgelehrten nichts zu gewinnen ist; wohl aber dadurch, daß man sich an's Rechtsgefühl der Nation wendet, daß man ihr die Leiden schildert, welche diejenigen erdulden mußten, die schlicht bei ihrem Herkommen bleiben wollten. Wenn so die Klagen über religiöse Verfolgungen von allen Seiten kommen, wird der revolutionär-absolutistische Staat in Berlin endlich nachgeben müssen.' ,Von den Erlanger protestantischen Blättern habe ich noch nichts gesehen, wohl aber eine Anzeige des Probeheftes gelesen, welche mir gar keine gute Idee von denselben gibt. Ich halte die nicht herausgeforderte Polemik gegen die von demselben Staatsdespotismus bedrängten Katholiken für ebenso unrecht als unpolitisch, und die ,protestantische' Firma in einem Augenblick, wo unter derselben so zahllose Irrthümer und Bosheiten umgehen, zumal für Lutheraner, welche gegen die Union kämpfen, für ganz ungeeignet'[1]. Und in einem Briefe an Wehrhan vom 25. Ja-

[1] Bd. 2, 258, 261—264.

nuar 1839 verlangte er, ‚die (altlutherische) Sache dürfte nicht als eine gelehrte Streitigkeit erscheinen, denn dergleichen erregen bei dem großen Publikum kein Interesse. Die Katholiken dürfen nicht verletzt werden, denn sie haben den Lutheranern nicht nur nichts gethan, sondern sich derselben allenthalben angenommen: wie ich denn überhaupt überzeugt bin, daß eine Hauptabsicht bei der Union war, gegen die gehaßten Katholiken größere Massen zu gewinnen, und daß die Lutheraner ganz anders wären behandelt worden, wenn sie, wie Grabau, allgemeiner mit einer Annäherung an die Katholiken gedroht hätten‘ [1].

‚Durch die Kölner Wirren und die Gefangennehmung des Erzbischofes‘, sagt er in einem Flugblatt aus dem Jahre 1838, ‚und anderseits durch die Verfolgung der treuen Altlutheraner zeigt man in Berlin offenkundig, daß man der kirchlichen und somit auch der politischen Freiheit Gewalt anthun will‘: er sah in beiden gleichzeitigen Ereignissen das Aufstreben eines ihm in tiefster Seele verhaßten tyrannischen Staatskirchenthums und betrachtete zugleich das eigentliche Absehen des preußischen Vorgehens für ein mittelbar politisches und wurde seitdem der entschiedenste Gegner Preußens. ‚Die norddeutsche Großmacht‘, bemerkt Jörg, ‚erschien ihm seit dieser Zeit als der Todfeind der politischen wie der kirchlichen Freiheit deutscher Nation‘, aber, fügt er hinzu: ‚ohne Zweifel würde der edle Mann ihr heute wenigstens in letzterer Beziehung und bis jetzt, im Herzen Abbitte leisten, namentlich wenn er damit die Zustände in Oesterreich und Baiern vergleichen würde‘ [2].

Während noch die kirchliche Bewegung in Preußen fortdauerte, gab Böhmer seine Regesten Ludwigs des Bayern

---

[1] Bd. 2, 271.

[2] Histor.-pol. Bl. Bd. 63, 548.

heraus und benutzte die Vorrede derselben, um seinen Standpunkt in der Beurtheilung der Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat principiell zu bezeichnen, und er nahm keinen Anstand zu erklären: bei den einmal eingetretenen inneren Zerwürfnissen des Mittelalters sei ‚das entscheidende Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche in der That eher eine Wohlthat und gar nicht nothwendig antinational' gewesen. Er war mit Johannes von Müller der Ueberzeugung: ‚Innocentius der dritte und Andere haben die höchsten Tugenden in ihrer Aufsicht über die christliche Welt ausgeübt', und besonders ‚tiefeindringend in das richtige Verständniß' erschien ihm die Bemerkung Müller's, daß man seine ‚Reisen der Päpste' auch betiteln könne: ‚Wider das dumme Jubelgeschrei des Publikums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus.' ‚Denn dabei bleibe ich', sagte Böhmer, ‚der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unserer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Papstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren' [1].

Aus dieser Ueberzeugung, die für ihn die größte politische Bedeutung hatte, entsprang sein ‚innerster Widerwille gegen den Cäsaropapismus', gegen die ‚moderne Knechtung und Anfeindung der Kirche, die überall', sagte er, ‚wo sie noch ist, ein heiliger Besitz ist'.

‚Kirchliche und politische Freiheit', schrieb er im Jahre 1846, ‚bedingen sich gegenseitig', und er fand darum ‚einen schlagenden Beweis, daß in Deutschland nicht die Elemente der Freiheit, sondern der Knechtssinn zugenommen, in den sich immer verstärkenden und straflos ausgehenden Angriffen

---

[1] Vergl. Böhmer's Leben und Briefe Bd. 1, 214—215.

gegen alles Kirchliche und Heilige, wie solche stets in gesunkenen unfreien Zeiten, die nur das Staatsidol anbeten, vorzukommen pflegen' [1].

‚Das kann ich', sagte er damals in einem Briefe an Pertz, ‚den Reformatoren nicht verzeihen, daß sie die freigeborne Kirche der weltlichen Gewalt als Magd hingaben. Wenn nun entartete Epigonen, die beim Martyrium der Lutheraner schwiegen oder jubelten, damit noch nicht genug haben, wenn sie allenthalben, auch außer dem Kreis der eignen Armuth, ja selbst rückwärts in der Geschichte, vor dem Hirtenstab zittern und ihn durch Corporalstock und Knute ersetzen möchten; wenn sie sich an den Jesuiten und dergleichen einen Wauwau erst selbst machen und dann wieder vor demselben sich fürchten: so kann ich darin nur eine bis zum Fanatismus gesteigerte Servilität erkennen. Diese dumme Beschränktheit wird dann aus der einen Coulisse von der Freimaurerei, aus der andern von der Büreaukratie fortwährend galvanisirt und in Zuckungen gehalten. Letztere . . . hat ein gar großes Interesse daran, die Augen der Massen von dem Innern abzuwenden. Es ist wie z. B. in Mailand, wo die Regierung den Leuten Tänzerinnen und Sängerinnen hält, nur ist's nicht so unschuldig und wird auch übler enden'. [2]

‚Seit den Rongescandälern wird der confessionelle Hader wieder mehr wie je geschürt, und alles Ehrwürdige, selbst die edelsten Blüthen, welche das Ordensleben auf dem Boden der Kirche getrieben hat, dürfen ungestraft mit Schmutz beworfen werden. Ist das Freiheit? würde Solches ein wirklich freies Volk wohl dulden? Haben selbst die heidnischen Völker, haben Griechen und Römer in Zeiten, wo sie frei und groß waren, die Verhöhnung dessen gestattet, was

[1] Bd. 1, 277. [2] Bd. 2, 453.

ihnen heilig war und worauf ihr staatliches und gesellschaftliches Leben sich stützte? Was die Spötter, Höhner und Verfolger gegenwärtig antreibt, ist nichts anderes als der Haß und Ingrimm gegen alles Kirchliche und Christliche überhaupt.' Und ein andermal: ‚Der Ingrimm, den so manche Aufgeklärte gegen die barmherzigen Schwestern haben, kommt mir so diabolisch vor, wie irgend etwas, was ich beobachten konnte. Diese Leute haben vielleicht nie eine barmherzige Schwester gesehen; sie bezweifeln auch gar nicht deren Uneigennützigkeit, Liebe und Dienstwilligkeit, aber sie wollen die Wirkungen dieser Tugenden denen, welche dadurch Linderung in Noth und Elend fänden, bloß deßhalb entziehen, weil sie besorgen, daß etwas Kirchliches, Katholisches, Christliches dabei mit unterlaufen könnte.' ‚Nur die Macht der Kirche allein kann in den uns drohenden Stürmen Recht und Freiheit sichern. Alle Diejenigen, die den religionslosen Staat anstreben und deßhalb alles Religiöse und Kirchliche mit Füßen treten, dabei aber immer von Freiheit und Fortschritt faseln, verdienen nichts Besseres, als daß die eiserne Hand einer Militärherrschaft die von ihnen zerbrochenen Stücke des Hirtenstabs in Gestalt einer Knute über ihrem Rücken schwinge. Und so wird's kommen. Möge nur dann die freigeborne Kirche hüben und drüben solche Hüter finden, die sich nicht mit der Despotie verbinden und ihr Henkersdienste leisten, sondern die auf göttliche Verheißung vertrauend furchtlos, wie in besseren Zeiten, der Gewalt entgegentreten, und wenn die Noth dazu drängen sollte, eher auch die letzten Bande lösen, durch die sie noch mit dem modernen Militär- und Beamtenstaat verbunden sind. Der Staat braucht die Kirche und die Zeit wird schon kommen, wo er bettelnd sich um ihre Hülfe bemühen wird, dagegen kann die Kirche die Hülfe des Staates entbehren, wie er dermalen ist und in seinem Absolutismus, der auch die

letzten der Kirche noch übriggebliebenen Rechte absorbiren muß, nothwendig sich entwickeln wird. Wir gehen den Tagen eines neuen Cäsarismus entgegen. Gottlob, daß wenigstens die alte Kirche noch niemals sich vor dem Cäsarismus gebeugt, und in ihrem Widerstande gegen ihn immer gesiegt hat'.[1]

,Wenn doch die Katholiken', sagte er im gleichen Sinne an einer andern Stelle, ,nur überall auf eigenen Füßen stehen und sich fortbewegen, nicht aber auf staatliche Hülfe oder Protection sich verlassen wollten. Nichts schlimmer für die Kirche, als die Protection des modernen Staatsabsolutismus, mit dem sich die neue Generation Gottlob nicht mehr vertragen will, und dessen odium dann zugleich auf sie zurückfällt. Leben gedeiht nur in der Freiheit'[2]. Sehr bezeichnend für seinen Standpunkt ist auch ein Brief an Frau Rath Schlosser vom 17. Sept. 1855, woraus wir ersehen, daß er sich für die nächste Zukunft der Kirche in Deutschland, so lange diese noch ,staatliche Hülfe nachsuche', keinen Täuschungen hingab, und es verlohnt sich der Mühe seine damaligen trüben Voraussichten mit den seitdem eingetretenen Thatsachen zu vergleichen. ,Was die kirchlichen Angelegenheiten betrifft', heißt es in diesem Briefe, ,so kann ich Ihnen meine seit lange begründete Ueberzeugung nur wiederholen, daß auf dem Gebiete Badens und der deutschen Kleinstaaten überhaupt die Kirche bei der allgemeinen Deprimirung der Massen, bei dem weit um sich gefressenen Indifferentismus der mittleren und höheren Stände, bei dem Uebergewicht der Feinde jedes kirchlichen Verbandes und besonders der Büreaukraten, welche die Gewalt besitzen, nicht aufkommen, sondern nur Marter erleiden kann, durch die sich aber ihre

[1] Bd. 1, 278—279, Bd. 2, 477.
[2] Bd. 1, 440. Vergl. Bd. 2, 492.

Träger, wie in andern Zeiten (größer als die unsrigen!) kräftigen und stählen und unbeengt durch die Grenzen der Länder und der Bisthümer sich inniger an einander anschließen müssen, als es seither meines Erachtens geschehen ist. Warum wiederholen die Bischöfe nicht einmal wieder eine so großartige und fruchtreiche Versammlung, wie die Würzburger vom Jahre 1848 war? „Auch in das kirchliche Wesen ist zu viel Büreaukratismus und Aktenregiment eingedrungen", sagte mir vor Kurzem ein hochstehender Geistlicher, den auch Sie kennen. So weit ich die Dinge beurtheilen kann, dürfen die Katholiken Nichts erwarten von einem Anrufen des Bundes, der keine Rechtsbehörde ist, der aus Gesandten besteht, die ihre Instruktionen von den Höfen empfangen, die diese nach Convenienz ertheilen. Von diesen Höfen sind aber nur vier katholisch, von denen Oesterreich nur spricht, aber außerhalb seines eigenen Staatenbereiches nicht handelt, Bayern nicht will, Sachsen nicht kann und Lichtenstein zu klein ist. Doch das habe ich Ihnen schon auch zu andern Zeiten gesagt, vielleicht besser und begründeter als heute'[1].

Wenn er aber auch für die nächste Zukunft der Kirche noch so schwere Besorgnisse äußerte und große Kämpfe derselben voraussah, so hielt er doch unerschütterlich an der Ueberzeugung fest, daß sie aus diesen Kämpfen siegreich hervorgehen und triumphiren werde, denn, sagte er, ‚die in der Geschichte waltende höhere Hand wendet Alles zum Siege jener ehrwürdigsten Anstalt, welche seit ihrem Entstehen durch ihre feste innere Organisation, durch Leitung und Führung der begabtesten, und, was mehr, der selbstlosesten Männer für alle geistigen und heiligen Güter der Menschheit gegen rohe Gewalt und Despotendruck, gegen alle Mächte

[1] Bd. 3, 155. Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 63, 549.

der Materie, wie gegen Stolz und Frevel einen ununterbrochenen Kampf geführt hat'[1].

Die Kirche galt ihm als ‚das edelste und großartigste Erzeugniß der Geschichte' und er verfocht in seinen Werken an vielen Stellen ihre Freiheit und Selbstständigkeit und feierte ihre sittigende Kraft und segensreiche Wirksamkeit mit so warmen und beredten Worten, wie sie nur je aus der Feder eines Apologeten geflossen sind.

‚Nicht vom Staate', sagte er z. B. in der Vorrede seiner staufischen Kaiserregesten, ‚ist die Kirche ausgegangen, vielmehr hat der Staat sie gleich anfangs verfolgt. Die durch diese Entstehung begründete Unabhängigkeit hat die Kirche, gedrängt von den Heiden, mit dem Blute ihrer Märtyrer erstritten und besiegelt. In dieser Selbstständigkeit hat sie jene Kraft gewonnen und bewahrt, mit der sie die Germanen erfüllt, die Romanen erneut, die Slaven bekehrt, womit sie die europäischen Völker unter sich verbunden, und zu jener Höhe in Sittigung, in Wissenschaft und in Kunst über alle anderen Erdenbewohner emporgehoben hat, von der sie jetzt vielleicht herabsteigen werden. Zu jener Zeit als die Kirche nur erst eine Freistätte im heidnischen Staate suchte, sprach sie: Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist u. s. w., und sie spricht dies allerdings auch noch, und findet in diesem Satze noch heute, wo es nöthig ist, den Markstein zwischen ihrem und dem fremden Gebiet. Aber wesentlich verändert war das Verhältniß seit die Staaten und ihre Lenker sich nun selbst zum christlichen Glauben und zur evangelischen Lebensregel bekannten. Denn die Kirche legt es sich bei, und muß es sich ihrem Begriff und Wesen nach beilegen, diese nicht bloß zu predigen, sondern auch in Bezug auf Reinheit und Uebung zu überwachen. Wie die Justiz den Maßstab

[1] Bd. 1, 279.

des weltlichen Gesetzes über die Handlungen der Staatsgenossen führt, so mit gleichem Recht und mit gleicher Pflicht führt die Kirche den Maßstab des göttlichen Gesetzes über die Handlungen der Kirchengenossen [1]. Der Beruf ist derselbe, verschieden nur das Gebiet und der Vollzug. Die Mittel, welche der Kirche zu Gebote stehen, sind Ermahnung, Buße, Ausschluß (Excommunication). Ein Verzicht auf die Anwendung dieser Mittel seitens der Kirche wäre Verzicht auf ihre formale Existenz, und hätte im besten Fall die Verflüchtigung derselben zu einer Gefühlssache zur Folge. Im Mittelalter ward die hier geschilderte gegenseitige Freiheit der Kirche und des Staates, aber auch ihre schließliche Einigung so sehr anerkannt, daß auf die ein Jahr lang getragene Excommunication die Aechtung, und umgekehrt in demselben Fall auf die Aechtung die Excommunication folgte'.

'Dem barbarischen Wesen der weltlichen Herrschaft stand sehr verschieden gegenüber die Kirche. Fast ausschließlich bei ihr war Charakterfestigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entsagung und Regel, gebildet in der Anschauung der Religionsgeschichte von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schicksalen der Apostel und Heiligen, vertraut mit den evangelischen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollsten Gottesverehrung, hob sich die Geistlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überschäumende Kraft sie nun zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Ein-

---

[1] 'Sollte nicht auch die politische Standschaft der Geistlichkeit darauf beruhen, daß man im Rathe der Nation ihre Meinung als der Sachverständigen des göttlichen Rechts vernehmen wollte? Ist doch diese Standschaft älter als der Güterbesitz, aus dem man sie sonst herleiten möchte. Ein befreundeter Gelehrter, dem ich diesen Gedanken mittheilte, sagte mir, daß in England die Theilnahme der Bischöfe am Oberhaus noch in neueren Zeiten aus demselben Grunde vertheidigt worden sei.'

sicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen ihr zu genügen wuchs aber auch die Kraft'... ,Die Herrlichkeit der Kirche und ihrer Regenten als der Statthalter Christi auf Erden zeigte sich, wann auf Ostern in Rom aus allen christlichen Ländern Pilger und kirchliche Würdenträger zusammenströmten, und dann auch am Gründonnerstage die Namen derjenigen verkündet wurden, die sich unwürdig gemacht hatten fernerhin der christlichen Genossenschaft anzugehören'.

,Neben der ausgebreitetsten Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, zu deren Behuf von Zeit zu Zeit allgemeine Concilien gehalten wurden, stand damals als höchstes Ziel die Wiedergewinnung des heiligen Landes. Diese war ein Unternehmen, welches die Gesammtheit der christlichen Völker zu gemeinsamem Handeln verband, und welches im Gegensatz von fast allem was sonst geschah, nicht auf Selbstsucht, sondern auf Aufopferung beruhte. Die reinigende Kraft, welche solchergestalt „die liebe Reise" auf die Zeitgenossen ausübte, liegt uns jetzt weniger klar vor, als die Unzahl der Schwierigkeiten, mit denen sie damals verbunden sein mußte. Wie der Antrieb von der Kirche ausging, so gewährte sie auch durch Besteuerung des Kirchengutes einen großen Theil der Mittel, und überwachte und lenkte sie durch Ansetzen und Handhaben von Tag und Stunde des Aufbruchs das Zusammenwirken der einzelnen Kräfte'[1].

Schon in der Vorrede seiner ersten Kaiserregesten hatte Böhmer sich dahin ausgesprochen, daß ohne Würdigung der Kirche die Geschichte des Mittelalters ebensowenig gekannt und geschrieben werden könne, als die des Alterthums ohne

[1] Vergl. Bd. 1, 317—320.

Sinn für die Kunst. ‚Ohne Würdigung der Kirche', schrieb er 1845, ‚bleiben uns die Jahrhunderte des Mittelalters unverständlich, und im Sinne der Kirche und des Rechts muß dessen Geschichte dargestellt werden, wenn sie einen erziehenden, sittigenden Einfluß ausüben soll. De Maistre hat einmal die Geschichtschreibung in den letzten Jahrhunderten eine Verschwörung gegen die Wahrheit genannt, und wie übertrieben auch dieser Ausspruch in seiner Allgemeinheit ist, so ist doch unzweifelhaft, daß der antikirchliche und religionslose Sinn fast auf keinem Gebiete größeres Unrecht begangen und größeres Unheil gestiftet, als auf dem der Geschichtsschreibung. Um so schwerer ist es für unsere und wohl noch für lange Zeit, die rechten Grundlagen für die Beurtheilung der kirchlich-politischen Verhältnisse wieder zu gewinnen, eine Uebereinstimmung in dieser Beurtheilung zu erzielen; aber was keinem Historiker schwer sein sollte, ist die volle Erkenntniß, daß er gleichsam ein priesterliches Amt, also ein Amt des Friedens verwaltet, nicht confessionelle Verbitterung und Leidenschaft schüren, sondern den Frieden nähren und bei aller Rückhaltslosigkeit in der Aeußerung seiner Ueberzeugungen so schreiben soll, daß er Niemanden im Herzen verletzt.' Historiker, die ‚dieses Amt des Friedens verwalteten', erschienen ihm ehrwürdig. ‚Männer' sagt er, ‚wie Kopp, Stälin, Lappenberg, die im ernsten Streben nach Wahrheitserkenntniß ohne Rücksicht auf modernes Parteitreiben, ohne Hintergedanken, schlicht und einfach, nach bester Ueberzeugung Zeit und Kraft der Historie widmen, erfüllen in meinen Augen einen priesterlichen Beruf, und ich kann mich ihrer Arbeiten ungetrübt auch da erfreuen, wo meine Anschauungen und Urtheile über Kirche und Staat, über Geistliches und Weltliches von den ihrigen abweichen. Unleidlich nur ist mir das moderne absprechende Urtheil über altehrwürdige Institutionen, die pietätslose Herabwürdigung der Kirche

und ihrer segensreichen Wirksamkeit'[1]. Als er sich einmal mit dem Gedanken trug, die Zeit des Niederganges der deutschen Nation von Kaiser Friedrich II. an, auf den er die eigentliche ‚Wurzel des Kaiserstreites, der Deutschland die Todeswunde gegeben'[2], zurückführte, ‚im Einzelnen ganz nach der Wahrheit zu erforschen, Schein und Schuld zu trennen und die wahre Ursache des Verfalls darzulegen', da schrieb er an Stälin: ‚Das Endresultat einer solchen Arbeit dürfte kein haßerfülltes sein. Erkenntniß der Wahrheit reinigt von Leidenschaften. Aber Einsicht in Gut und Bös, schirmenden und erbauenden Entschluß für die Zukunft möchte ich erzeugen'[3].

Dahin zielten eigentlich alle seine geschichtsforschenden Bemühungen, darauf gründete sich seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit, und ‚ich sinne auf Mittel' schrieb er im Jahre 1844, ‚wie ich auch nach meinem Tode noch für vaterländisch-wissenschaftliche Zwecke, wie ich sie verstehe, für die Gesinnungen und die Art der Forschung, wie ich sie vertrete, durch Andere thätig sein kann'[4]. Diese Mittel suchte er damals in einer ‚Stiftung für deutsche Geschichte, die im römisch-katholischen Sinn verwaltet werden' sollte.

Die Gründe, weßhalb er die Leitung seiner Anstalt nur in die Hände entschiedener Katholiken legen zu dürfen glaubte und die ‚Motive und Erläuterungen' seiner Stiftung[5] dienen so wesentlich zur Kennzeichnung seiner kirchlichen Gesinnung und zu seiner Charakteristik überhaupt, daß wir sie hier vollständig einreihen müssen.

‚Da ich keine Notherben habe und da meine nächsten Verwandten wohlhabend sind, so bleibt mir, nachdem ich meinen

---

[1] Bd. 1, 247—248.
[2] Bd. 2, 364. [3] Bd. 2, 374.
[4] Bd. 1, 249. [5] Bd. 1, 412—422.

Bruder zum Erben eingesetzt, entferntere Verwandte mit einem Vermächtniß und Freunde mit Andenken bedacht habe, noch eine ziemliche Summe zur freien Verfügung übrig, die ich frommen Zwecken widmen möchte. Ich verstehe jedoch darunter nicht bloß die Milderung des Elends, welche Allen nahe liegt, sondern nach meiner individuellen Stellung vorzüglich auch die Erziehung der Menschen zum Rechten durch die Kenntniß der Wahrheit.'

,Die geschichtsforschenden Bemühungen, denen ich die meiste Zeit meines Lebens gewidmet habe, standen mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Verbindung. Sie sollten kein Werk des Eigennutzes, der Eitelkeit oder der Neugierde sein, sondern gingen vielmehr aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hervor.'

,Ich glaubte, daß Jeder, der vor der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat, nicht dem täglichen Brod nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei, seine Zeit und Kraft den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solchen nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse, und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne. Dahin rechnete ich nun aber auch Erforschung der vaterländischen Geschichte. In der Geschichte einer Nation scheint mir auch ihr Selbstbewußtsein zu liegen, und das „Erkenne dich selbst" scheint mir nicht bloß auf die Individuen anwendbar, sondern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren äußere Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn dadurch die ursprüngliche Persönlichkeit derselben (welche doch kein willkürliches Menschenwerk ist) Verdunkelungen erlitten hat. In solchen Umständen befinden wir uns, und kein Gebildeter kann es vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen, für die er doch eben so verantwortlich ist wie Andere für ihr Handeln.

Was soll hier nun leitend sein? Ein vollkommenes und absolut gültiges Gesetz für irdische Zustände kann weder erdacht, noch geltend gemacht werden. Das Rechtsgefühl weist uns auf die Anerkennung des unbestrittenen Besitzstandes und auf die Beachtung des thatsächlich Ueberkommenen hin, und dieses vermögen wir hinwieder in den größeren Verhältnissen nur aus der Geschichte verstehen zu lernen. Nun sind die meisten Menschen so rasch bei der Hand mit ihrem Urtheil und geben sich doch so wenig Mühe, die Thatsachen zu erforschen, auf welche es sich stützen muß. Diesem Beispiel wollte ich nicht folgen, sondern ich wollte lieber die Thatsachen recht genau kennen lernen und dann erst unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Ich habe gefunden, daß diese Methode eine Kraft besitzt, welche die Seele von Leidenschaften reinigt. Denn die rechte Kenntniß der Geschichte gibt zum Haß viel weniger Stoff, als vielmehr zum Schmerz über die Unvollkommenheit der irdischen Dinge und zu besseren Entschlüssen für die Zukunft. So habe ich denn immer geglaubt, daß die Erkenntniß des Wahren auch zur Verwirklichung des Guten führen werde. Ich meine darum auch ganz natürlich und pflichtgemäß zu handeln, wenn ich, den Führungen folgend, die mir selbst geworden sind, solchen Bemühungen über mein Leben hinaus Fortdauer zu geben suche.'

‚Allein dieß muß doch noch näher bestimmt werden. Nicht jede Lehre verdient Unterstützung, nicht jede Meinung Verbreitung. Es ist auch schon Geschichte zum Nachtheil der Wahrheit und zur Bethörung der Menschen geschrieben worden. Selbst die am meisten verbreiteten Geschichtsbücher kranken noch heute an solchen Uebeln. Hier bedarf es einer Leitung, und diese finde ich in der Vorsorge, daß die von mir zu errichtende Stiftung im römisch-katholisch-kirchlichen Sinne verwaltet werden solle.'

‚Offenbar kann ich bei den Protestanten, wie sie jetzt sind,

eine solche Leitung nicht finden. Denn sie stellen ja die religiöse Ueberzeugung der sogenannten freien Forschung, d. h. der Willkür jedes Einzelnen anheim, und gestatten die allerverschiedenartigsten Ansichten, wenn solche nur von dem Katholicismus verschieden sind. Ich aber glaube, daß bei etwas mehr Bescheidenheit und Selbstverläugnung Seitens der Reformatoren, und insbesondere auch ohne Einmischung politischer Fronderie, die Kirchentrennung gar wohl hätte vermieden werden können, und finde, daß das wirklich Gute, welches die Reformatoren anstrebten, jetzt weit mehr in der katholischen Kirche zu Hause ist, als bei ihren eigenen Nachfolgern.'

,Wie ich hiernach keinen Anstand nehmen kann, meine Stiftung unter die Obhut katholischer Ueberzeugung zu stellen, sondern vielmehr gewissenhaft glaube, daß ich ihr gar in keiner anderen Weise eine dauernd heilsame Richtung zu geben vermag, so finde ich mich darin auch noch ganz besonders bestärkt, daß die katholische Kirche die Geschichtsforschung von jeher so angesehen hat, wie ich meine geschichtliche Stiftung angesehen haben möchte. Sie hat solche Studien nicht nur ihren Religiosen zur Pflicht gemacht, sondern diese haben die Aufgabe auch in einer Weise gelöst, daß ich gar keine besseren Vorbilder dessen, was ich erzielen möchte, aufzustellen weiß, als in den Werken der Oratorianer, der Mauriner und Sanblasianer vorliegen, wohlverstanden, daß diese Vorbilder dem jetzigen Stand der Dinge anzupassen sind.'

,Ich glaube aber auch, daß meine Stiftung — so klein an äußern Mitteln sie auch ist — von der katholischen Kirche freundlich auf- und angenommen werden kann, denn indem diese ihr Eigenthum und ihre Klöster größtentheils einbüßte, hat sie auch die Mittel zu solchen Studien verloren, aus denen ihre Diener sonst einen Theil jener Kräftigung sogen, deren sie auch heutzutage, wo sich Alles mehr und mehr zu

einem Geisterkampf gestaltet, ganz vorzüglich bedürften; eine Geisteskräftigung, welche ich denselben um so eher verliehen sehen möchte, als es mir vorkommt, daß der Kampf der katholischen Kirche sich bei uns immer mehr zum unmittelbaren Kampf für das Christenthum überhaupt gestalten werde.'

Die Statuten seiner Stiftung, welche in München ihren Sitz haben sollte, waren bereits genau festgestellt und er hatte den Baron von Aretin, Döllinger, beide Görres, Höfler, Phillips und Windischmann als deren erste Verwalter und Einrichter bestimmt, aber in Folge der bekannten Münchener Ereignisse sprach er bereits im April 1847 bezüglich der Stiftung von ‚liebgehabten aber aufgegebenen Gedanken' und fügte im März 1855 seiner deßfallsigen testamentarischen Aufzeichnung die Worte bei: ‚Alles hier Geschriebene ist längst von mir cassirt und dient nur noch zur Nachricht.'

Aber wenn auch seine ‚kirchlich-katholische Stiftung' nicht zu Stande kam, so bemühte er sich ‚doch nach Kräften, für die derselben zu Grunde liegende Idee schon im Leben thätig zu sein', denn ‚doppelt gibt', schrieb er an Rath Schlosser, dem er über seine Stiftung vertrauliche Mittheilungen zugehen ließ, ‚wer schnell gibt, und was ich nach meinem Tode geleistet wünsche, will ich auch im Leben befördern und gehe mit Gedanken um, ob sich nicht für die ehemalige, der Landesgeschichte zugewendete ruhmvolle Thätigkeit der Klöster und geistlichen Korporationen ein Ersatz finden ließe' [1]. Aus mehreren seiner Briefe an den bayerischen Historiker Remling erfahren wir des Näheren [2], wie er einen solchen Ersatz zu leisten suchte, und die Wissenschaft verdankt seiner Aufmunterung und seinen Geldzuschüssen die Herausgabe einer an-

[1] Bd. 1, 252.

[2] Vergl. Bd. 2, 391, 407—408, 477.

sehnlichen Zahl historischer Werke (z. B. des speyerischen Urkundenbuchs von Remling, des Urkundenbuchs der Coblenzer Deutschordenscommende von Hennes, der Regesten der Trierer Erzbischöfe von Görz u. s. w.), durch deren Unterstützung er ‚die Geschichtsforschung im Sinne des Rechts und der Kirche fördern und zugleich auch andere rechtlich und kirchlich Gesinnte, denen dafür hinreichende Mittel vorhanden, zu ähnlicher Unterstützung anspornen wollte'.

Daß die lautere und unparteiische Erforschung und Darstellung der Geschichte die beste Fürsprecherin der Kirche und ihrer Wirksamkeit sei, war seine unerschütterliche Ueberzeugung und er äußerte deßhalb sehr häufig seinen Unmuth darüber, daß dieß von Seiten der Katholiken nicht hinlänglich erkannt werde. Besonders war es ihm eine seiner ‚peinigendsten Lebenserfahrungen', daß man in der Hauptstadt der katholischen Christenheit selbst die historischen Studien nicht nur nicht fördere, sondern ihnen auch in diplomatischer Geheimthuerei das Material möglichst verschließe, also ganz anders handle als z. B. in den Zeiten des Baronius und Raynald. Mehrmals äußerte er sich in seinen Werken über den erschwerten Gebrauch und die ‚elenden Einrichtungen' bei den literarischen Sammlungen des Vaticans, wie er diese auf seinen Romreisen kennen gelernt, und es ist gewiß richtig, was er nach dem Erscheinen des ersten Ergänzungsheftes zu den Regesten Ludwigs des Bayern, in deren Vorrede er zum erstenmal über die Mißstände öffentlich sich vernehmen ließ, im Jahre 1841 an den Rath Schlosser schrieb: ‚Ich denke, aus der Erörterung wird man wohl sehen, daß ich kein Gegner der Kirche bin (von deren Vitalität und Stätigkeit, die den Zorn ihrer Gegner bis zur Wuth steigert, ich vielmehr für unsere Zukunft Alles erhoffe), aber die berührten Mißstände erfordern öffentliche Besprechung und Rüge, und diese sollte nicht von den Feinden, sondern von den Freunden der Kirche aus-

gehen und von letzteren recht verbreitet werden, auf daß baldige Abhülfe eintritt'[1]. ‚Ich finde es ganz in der Ordnung', heißt es in der Vorrede, ‚daß man in Rom nicht Jedem Alles (besonders aus den letzten Jahrhunderten) in die Hände gibt. Es ist in der That gar zu naiv, wenn Personen, denen alle religiöse Richtung abgeht, die kein Fassungsvermögen für kirchliche Zustände besitzen, dorten Materialien für ihre feindseligen oder doch wenigstens unverständigen und schiefen Diatriben abgelangt haben wollen. Ebenso finde ich es in der Ordnung, daß man Solche nicht allzusehr begünstigt, welche, weil sie sich im Alleinbesitz der Denkkraft, Intelligenz und sogenannten deutschen Wissenschaft glauben, von vorne herein Diejenigen, deren Gefälligkeit sie in Anspruch nehmen, durch dünkelhaftes und anmaßendes Betragen verletzen. Jene Beschränkungen aber auch auf bescheidene Sammler, auch auf die Freunde der Kirche, sie auch auf ganz unverfängliche Gegenstände auszudehnen, ist sicherlich nicht im Geiste der Vorgänger gehandelt, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehend jene Schätze zusammenbrachten'. ‚Kein Hof der Welt hat wohl je in größerem Umfang und mit weniger Rückhalt seine Archive der geschichtlichen Forschung und der Öffentlichkeit hingegeben, als der päpstliche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert für und durch Baronius und Raynaldi gethan. Noch sind diese großen Namen auch in Rom nicht verschollen, noch besteht Filippo Neri's Congregation; warum denn fehlt es an der Nachfolge? daß hier nichts zu verheimlichen sei, beweist der frühere Vorgang... Möchte man doch überall die Ueberzeugung gewinnen, die beste Vertheidigung der Päpste sei die Enthüllung ihres Seins'[2].

---

[1] Bd. 1, 221.

[2] Vergl. Bd. 1, 223 und die Worte von Pertz S. 211.

Nachdem man ihm im Jahre 1850 auf dem vaticanischen Archiv bei seinen Forschungen von Neuem allerlei Schwierigkeiten gemacht, Handschriften der Bibliothek als ‚nicht vorhanden' verweigert hatte u. s. w., da schrieb er: ‚Nicht böser Wille ist es, der uns entgegen steht, sondern mehr eine Unkenntniß der Lage, der Wissenschaft und der Personen, die Einen zur Verzweiflung bringt. Der jetzige Custos der Vaticana ist ein ungemein wohlwollender Mann, den ich persönlich ehre, demungeachtet meint er, es sei etwas zudringlich, einen codice unico abschreiben und gar publiciren zu wollen, wodurch dessen Werth sich mindere! Ihm auseinanderzusetzen, wie gerade die volle Kenntniß der ganzen Wahrheit, welche schon Baronius, Raynald, Muratori, Mansi (mit sehr geringer Beschränkung) erstrebten, welche Cardinal Garampi im vorigen Jahrhundert auf's Großartigste fördern wollte, in Deutschland der Sache der Kirche eifrigere und fähigere Vertheidiger erworben, als dieselbe jetzt in Italien besitzt, das wäre unmöglich.' ‚Mich überfällt Trauer und Wehmuth und ich fühle zugleich mich auch persönlich im Innersten dadurch verletzt, daß das Alles so elend ist. Was könnte der Kirche selbst und den Wissenschaften genützt werden, wenn es anders wäre! Die deutsche Wissenschaft bedarf der Vervollständigung des Materials, die uns die Römer selbst keineswegs bieten. Könnte die an den Villen um Rom geübte Verwüstung nicht das nächstemal auch den Vatican ergreifen? Haben doch schon früher neapolitanische Soldaten die Tische in der Bibliothek zerschlagen und sind nicht noch vor wenigen Monaten die Kugeln über den Vatican geflogen?' ‚Möchten doch die deutschen Gesandten als Vertreter dieser edleren Interessen des Gesammtvaterlandes den heiligen Vater darauf aufmerksam machen, daß hier Alles verbessert werden, und daß ein Mann an die Spitze gestellt werden

müsse, der durch Kenntnisse und Charakter befähigt ist, Rom vor den europäischen Gelehrten zu vertreten, und der die Fähigkeit und den Willen besitzt, der Wissenschaft ohne Selbstsucht zu dienen.' ,Wolle Gott, daß der nächste Papst, den man ja als lumen de coelis voraus prophezeiet hat, auch die wahrheitsliebende, ernste Wissenschaft der Historie als ein Himmelslicht für das Dunkel und die Irrwege der Principienlosigkeit der Gegenwart betrachte.' Daß von Rom selbst wieder eine wissenschaftliche Initiative gegeben werde, blieb sein steter Wunsch [1].

,In Deutschland', schrieb er im Jahre 1837, ,hat man die Kirche ausgeraubt und die Geistlichen auf den Tagesbedarf gestellt, und so erklärt sich, daß es an großen, wissenschaftlichen Unternehmungen mangelt; aber in Italien hat die Kirche so reiche Stiftungen und Besitzungen, daß man meinen sollte, schon das Pflichtgefühl treibe dazu, wenigstens einen Theil der Mittel für die Belebung und Unterstützung solcher Forschungen zu verwenden, welchen ehedem Männer wie Mabillon, Muratori u. s. w. Leben und Kraft gewidmet haben. Aber: vita latet und zwar zum Nachtheil der Kirche und der Geistlichkeit, wie die Folgezeit lehren wird' [2]. Auch in Frankreich machte er auf seinen Reisen ,dieselbe traurige Erfahrung, daß die ernste wissenschaftliche Forschung so wenige Vertreter' besitze, ,so geringes Interesse' errege, daß auch die besseren Köpfe, selbst unter der Geistlichkeit, nur den Tagesinteressen dienend, sich der Zeitungsschreiberei zugewendet [3], und so war es ihm ,ein um so innigerer Wunsch, daß, auch bei geringeren äußeren Mitteln, wenigstens in Deutschland die Wissenschaft bei den Katholi-

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 327—335. Bd. 3, 159.
[2] Bd. 1, 196.
[3] Vergl. Bd. 2, 205.

ken ernste Betreiber' finde, daß ‚auf kirchlicher Seite die reiche Frucht erkannt werde, welche aus strengwissenschaftlicher Geschichtsforschung für Geber und Empfänger sich erzeugt' [1]. ‚Wie liegt mir doch', sagt er im October 1839 in einem Briefe an Clemens Brentano, ‚die alte Kirche, an deren Erbe wir zehren, mit ihren ehrwürdigen Traditionen so sehr am Herzen! An Liebesthätigkeit, Würde und Gediegenheit kommt nichts ihr gleich, aber sie hat meist nur noch Einfluß auf die Gemüther, und müßte auch wieder nach der so vielfach verlorenen Herrschaft über die Geister ringen. Möchten doch von katholischer Seite auch auf dem Gebiete der Geschichte mehr Leute erstehen, die gründliche Kenntnisse mit richtigem Urtheil und einigem Talent in der Darstellung verbinden, damit die Andern ... das Wort nicht allein behalten' [2]. ‚Neulich hatte ich', heißt es in einem andern gleichzeitigen Schreiben, ‚eine längere Unterredung mit einem Professor der katholischen Theologie, der Kirchengeschichte vorträgt, einem warm und mild gesinnten und einsichtsvollen Manne. Aber dieser Professor der Kirchengeschichte kannte fast keine der großen päpstlichen Staatsschriften des Mittelalters, vor denen ich mich in Bewunderung beuge. Wie traurig! Wird denn in dem höheren Unterricht bei den Katholiken die studirende Jugend gar nicht mehr auf die ächten Quellen verwiesen, aus denen sie ihren Blick erweitern, ihr Gemüth erwärmen, ihren Willen stählen sollte? Läßt man denn alle Schätze unbenutzt? Lebt man nur von der Hand in den Mund? Denkt man gar nicht mehr daran, was ein Benedikt XIV. für nothwendig hielt, was die Mauriner geleistet? Will denn kein einziger Bischof Hand an's Werk legen zur Gründung einer Pflanzschule historischer Wahrheitserkenntniß? Ich las dem Manne mehrere Stellen

[1] Bd. 1, 211. [2] Bd. 2, 285—286.

vor aus dem wunderbaren Rundschreiben Gregor's IX. vom 10. Oktober 1227, und er war sichtlich erfreut. Also durch mich lernte ein katholischer Kirchengeschichtsprofessor ein Actenstück kennen, welches keinem einzigen katholischen Studenten der Theologie unbekannt bleiben sollte' [1].

Zur Erklärung der ‚bedauerlichen Passivität der Katholiken in den historischen Wissenschaften' bemerkte er: ‚Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die deutsche Wissenschaft sich aus den Banden der lateinischen Gelehrsamkeit losriß, wurden gleichzeitig die Katholiken aus dem literärischen Verkehr gedrängt, keine Literaturzeitung war in ihrer Hand; auf den katholischen Universitäten wie Köln und Mainz herrschte ein durchaus unkatholischer Geist; dann wurde die Kirche ihrer Güter und ihrer Anstalten beraubt, und was man ihr ließ, mußte man als Waffe gegen sie selbst zu gebrauchen, wofür besonders die Freiburger Universität zum Belege dienen kann. Man muß Dieses und Anderes wohl berücksichtigen, um sich die gegenwärtige Stellung der Katholiken in der Wissenschaft zu erklären. Sie galten lange als ein secundum genus und gingen selbst überall bei den Protestanten zum Bettel; das Cölner Ereigniß vom Jahre 1837 war eine ihnen heilsame Cur' ... ‚Die Katholiken hatten in Deutschland in unserer Zeit eine Anzahl großer Tendenzmänner, welche das kirchliche Bewußtsein geweckt haben, deren Wirken aber zu keinen bleibenden Thaten für die Wissenschaft führte; gleich nach ihrem Tode gehörten sie bloß noch der Literatur an. Auf katholischen Anstalten geschieht zu wenig für Heranbildung einer tüchtigen Schule; man sollte nicht bloß Brod geben, welches zwar sättigt, aber keine Triebkraft hat, man sollte auch Korn ausstreuen zu neuer hundertfältiger Frucht' [2]. ‚Irgend ein planmäßiges

[1] Bd. 1, 212. [2] Bd. 1, 439.

Vorgehen zur Förderung geschichtlicher Wahrheitserkenntniß', klagte er im Jahre 1858, ‚habe ich auf Seiten der kirchlichen Behörden nie recht bemerken können, wie sehr ich auch Einzelbestrebungen Einzelner ehre.' ‚Das Ordensleben in der Kirche müßte neue Sprossen treiben, nicht bloß ascetische, sondern besonders auch wissenschaftliche (und die Wissenschaft hat in den großen Jahrhunderten des Mittelalters sich mit der Ascese gut vertragen), und wäre ich Bischof von Mainz, so schlüge ich auf einer Versammlung der Bischöfe die Gründung eines großen wissenschaftlichen Ordens vor. Die ausgeraubte Kirche hat allerdings keine Mittel mehr, aber bei großen Zwecken wächst stets die Zahl der Edeldenkenden, die sie zu fördern suchen' [1].

Wir schließen unsern Abschnitt mit den Worten, welche Böhmer während seiner letzten schweren Krankheit äußerte: ‚Nach Geburt und Erziehung stand ich nicht im Glaubensbekenntniß der alten Kirche, aber ich habe niemals gegen sie protestirt, vielmehr sie stets als Mutter betrachtet, der wir das Beste, was wir besitzen, verdanken. An den großen Männern des Mittelalters habe ich mich stets gehoben gefühlt. Freilich genügt es der Seele nicht, wenn man die Kirche bloß in ihrer Wirksamkeit als Weltmacht betrachtet.' ‚Möchte doch die Kirche immer mehr die verlorene Herrschaft über die Geister wieder gewinnen und auch wieder zur geistigen Weltmacht emporsteigen. Als ich einmal mit Clemens Brentano hierüber sprach, sagte er, daß Opfer und Gebet vorzugsweise die Waffen der Kirche seien, und daß sie, mit diesen ausgerüstet, die Welt erobere. Aber hat denn die Kirche in ihren großen Zeiten die Wissenschaften vernachlässigt? Ist nicht auch die Wissenschaft, wenn sie ohne

[1] Vergl. Bd. 3, 98, 120, 156, 263.

Stolz die Wahrheit aufsucht, Opfer und Gebet? Die geistliche Macht sollte auch die vorherrschend geistige Macht sein. In der Pflege und Förderung der Wissenschaften von kirchlicher Seite liegt, meines Erachtens, ein Hauptbeförderungsmittel der Wiedervereinigung der Confessionen.'

II. **Politik und öffentliches Leben.**

‚Irgend ein praktischer Beruf im öffentlichen Leben ist mir versagt worden', schrieb Böhmer im Jahre 1833 an seinen Jugendfreund Schulz, ‚und ich gebe mich für nichts weniger als einen Politiker aus, aber ich habe meine bestimmten politischen Anschauungen und suche mir, wenn ich auch mit meinen besten Sympathien, wie mit meinen Arbeiten längst verflossenen Jahrhunderten angehöre, dennoch Herz und Augen stets offen zu halten für die vaterländischen Dinge der Gegenwart, wie groß auch der Schmerz ist, den mir diese Theilnahme verursacht. Ich wurzele mit meinen politischen Ueberzeugungen im alten Reich, im alten Recht, in der alten Freiheit und halte für mein ganzes Leben an den Grundsätzen fest, die mir von meinem Vater und von meinem Großvater Hofmann überkommen sind... Das heilige Feuer der Vaterlands- und Freiheitsliebe soll in meinem Herzen nie erlöschen. In welchem Lichte mir die politischen Verhältnisse der Gegenwart erscheinen, kannst Du leicht aus beifolgender Schrift über das deutsche Zollwesen entnehmen, worin ich zum erstenmal öffentlich meinen politischen Standpunkt gekennzeichnet und ein Zeugniß der Ehrfurcht vor dem altgermanischen Recht und der altgermanischen Freiheit abgelegt habe.'

An diese Schrift[1] aus dem Jahre 1832 knüpfen wir

[1] Vergl. S. 153. Merkwürdig ist, daß Lessing in einem von Guhrauer aus der Originalhandschrift mitgetheilten Aufsatze über die ‚deutsche Frei-

darum zunächst unsere Auseinandersetzung seiner politischen Ansichten an. ‚Die Geschichte‘, sagt er darin, ‚kennt kein Beispiel einer Nation, welche von ihrem ersten Auftreten an im Ganzen und im Einzelnen mehr Freiheit besessen hätte und eifersüchtiger auf diesen Besitz gewesen wäre, als die verschiedenen germanischen Völker es waren. Allenthalben traten diese als Sieger auf, sie warfen das altrömische Reich darnieder und theilten sich in den Besitz und in die Herrschaft seiner Provinzen. Ganz unvermischt blieben bis auf den heutigen Tag diejenigen germanischen Volksstämme (die Ostfranken, Bayern, Schwaben und Sachsen), die sich zum heiligen römischen Reich deutscher Nation vereinigten, welches durch ein Jahrtausend bis vor achtundzwanzig Jahren noch bestanden, dessen letzter rechtmäßiger Kaiser und Herr, der gottgeprüfte Kaiser Franz II., noch lebt. Kein fremder Staat hat dieses deutsche Reich überwunden, kein Despot hat den Deutschen sein Joch auferlegt. Wo ist denn ihre gepriesene Freiheit hingekommen? Hierauf ist die Antwort: diese germanische Freiheit ist im römischen Reich nie untergegangen, sie war bis vor achtundzwanzig Jahren noch erhalten, sie bestand in dem vom Kaiser und Reich ausgesprochenen Schutze jedes wohlerworbenen Rechtes.‘ ‚Recht, Freiheit und Herkommen (jura, libertates et consuetudines) waren in Deutschland ganz untrennbare Begriffe. In den zahllosen von den Kaisern an die einzelnen Reichsstände ertheilten Bestätigungsbriefen waren diese Ausdrücke jederzeit mit einander verbunden. Ihr Inbegriff, also mit Einem Worte das urkundliche Recht, ist die germanische Freiheit.‘

---

heit‘ dieselben Grundgedanken ausspricht, wie Böhmer. Vergl. Bl. für literar. Unterhaltung, Jahrgang 1843, S. 986—987 und G. E. Lessing von A. Stahr, Volksausgabe, Bd. 2, 360—362.

‚Im entschiedenen Gegensatze mit diesem edelsten Gute der Nation steht das seit dem rheinischen Bund durch die Franzosen eingeführte Souveränetäts- und nicht minder das später eben denselben nachgeahmte constitutionelle Recht.‘

‚Das Souveränetätsrecht ist in der rheinischen Confoderationsacte so ausgedrückt: daß die neuen Souveräne durch die bisherigen Reichsgesetze nicht mehr gebunden sein, sondern vielmehr ihre Länder und Unterthanen en toute souveraineté et propriété besitzen sollen. Die Rechte der Souveränetät sollen in der Gesetzgebung, der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei, der Recrutirung und der Besteuerung bestehen.‘

‚Von dieser napoleonischen Souveränetät der Rheinbundsfürsten ist das sogenannte constitutionelle Staatsrecht nur darin verschieden, daß es die hauptsächlichsten dieser Souveränetätsrechte nicht dem Regenten, sondern der Majorität der durch Stimmenmehrheit der einzelnen Wahlberechtigten (oder vielmehr derjenigen unter diesen, welche wirklich stimmen) erwählten, so betitelten Volksrepräsentanten, welche Niemanden verantwortlich sind, beimißt.‘

‚Vergleicht man mit den genannten Souveränetätsrechten die Grundsätze der germanischen Freiheit, so findet sich, daß nach dieser Ordnungen wohl vorgeschrieben, Landesbräuche festgestellt, politische Rechte verglichen werden konnten, aber ein willkürliches, über wohlerworbene Rechte der Einzelnen und das alte Herkommen verfügendes Gesetzgebungsrecht gar Niemanden zugestanden war. In Bezug auf die Gerichtsbarkeit war der altgermanische Grundsatz, daß jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden kann, vielfach gewahrt, und die höchste Gerichtsbarkeit wurde Namens des Kaisers durch die kaiserlichen und Reichsgerichte, nicht aber durch die Gerichte der einzelnen Territorialherrschaften geübt. Die unter dem Namen der hohen Polizei

versteckte willkürliche Staatsverwaltung war ganz unbekannt.' ,Ebenso bestand durchaus kein allgemeines Recrutirungsrecht und somit auch kein erzwungenes Eintreten in den Soldatenstand ... aber ziemlich allgemein waren die Bürger der Städte und auch die mit Ortsbürgerrecht angesessenen Bauern bewaffnet und zur Landesvertheidigung pflichtig. Daß sie dazu auch willig und tüchtig waren, hat der Landsturm des oberen Erzstiftes Mainz gegen die Franzosen im Revolutionskrieg bewiesen.'

Auch das Recht der Besteuerung, so entwickelt er weiter, habe in Deutschland niemals den Landesherrn zugestanden, vielmehr seien diese stets auf den Ertrag der Domänen und auf gutwillige Steuerzuschüsse der Landstände angewiesen gewesen. Als einmal im Jahre 1670 ein Reichsgutachten zu Stande gekommen, welches den Reichsständen ein wenig beschränktes Besteuerungsrecht verschafft haben würde, habe Kaiser Leopold seine Genehmigung verweigert und dadurch ,manche Landschaft vor übertriebenen Steuerumlagen und überhaupt vor Despotismus gerettet'. Gaspari habe in seinem Buche über den Reichsdeputationsreceß bei Erwähnung dieses Falles treffend bemerkt: ,Es steigt die Freiheit der Deutschen mit der kaiserlichen Gewalt bis zu einem gewissen Grade und geht mit der kaiserlichen Gewalt unter. Nur durch den Kaiser sind wir frei.'

Seit der Auflösung des deutschen Reiches sei darum die Freiheit überall gemindert worden, und vorzüglich den früheren Rheinbundsstaaten Bayern, Wirtemberg und Baden sei die Schuld beizumessen, daß die politischen Verhältnisse seit dem Wiener Congreß bei uns sich so elend gestaltet hätten. ,Konnte auch damals', sagt er, ,der Hauptwunsch', nämlich die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, ,nicht erreicht werden, so stand es doch den vereinigten Fürsten und Städten frei, Oesterreich und Preußen bei den von

denselben gemachten Vorschlägen einer Bundesverfassung zu unterstützen... Oesterreich und Preußen handelten dabei in vollkommenem Einverständniß. Ihre verschiedentlich vorgelegten Entwürfe vermieden es zwar, sich nach Auflösung des rheinischen Bundes an den letzten Rechtszustand des Reiches anzuschließen, und beabsichtigten keinen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund; indessen zeigten sie innerhalb dieser Gränzen unverkennbar und überall den besten Willen, die wohlwollendsten Absichten und das ernste Bestreben, die deutsche Freiheit, deren Erhaltung die dermalige Aufgabe sei, auf ihre ächten, tausendjährigen Unterlagen, Friede und Recht, zu gründen. Deutschland hätte glücklich sein können, wenn diese edelmüthigen und der hohen Monarchen, von denen sie ausgingen, würdigen Vorsätze wären angenommen und auf ihre fruchtbare Basis wäre fortgebaut worden. Indessen Bayern, Wirtenberg und Baden waren es, welche den Standpunkt ihrer bonapartistischen Souveränetät nicht verlassen wollten, und an den Berathungen entweder nicht Theil nahmen (der Gesandte von Wirtenberg entschuldigte sich einmal mit einer vorgenommenen Landpartie!) oder sie durch fortgesetzten Widerspruch behinderten.' In diesem Vorgehen der Rheinbundsstaaten und der ihnen bewiesenen Nachgiebigkeit liegt die Ursache, ‚weßhalb die Bundesakte (um die Ausdrücke der preußischen Gesandtschaft zu gebrauchen) so viel an Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit zu wünschen übrig ließ und daß nur darum deren Unterzeichnung nicht zurückzuhalten war, weil ein unvollkommener Bund besser schien als gar keiner.' ‚Wohin mußten die Grundsätze jener drei Rheinbundsstaaten führen? Man vergleiche den Zustand, in welchem sie sich jetzt befinden.'

So standen also der Wiener Congreß und die ehemaligen Rheinbundsstaaten am Ausgangspunkt seiner politischen Klagen und die zwei in seiner Schrift durchgeführten Grund-

gedanken äußerte er schon im Jahre 1818 mit den Worten: ‚Napoleon sagte, daß die kleinen Fürsten in Deutschland zu Nichts dienen, als das Geld ihrer Unterthanen zu verzehren, während sie dabei ohne Vermögen sind, für deren Wohl etwas zu thun, und Johannes von Müller hat die Behauptung ausgesprochen, daß bei uns die Kaisermacht und die Volksfreiheit zu gleicher Zeit verfallen seien. Gewiß haben beide Recht.‘

Für alle Zukunft blieb er der Ueberzeugung, daß ‚aller neuerer politischer Jammer Deutschlands sich an das Eingehen der Kaiserwürde und an das Werk des Wiener Congresses‘ knüpfe. Dort habe man, schrieb er, aus der äußersten Zerstückelung mit Willkür neue Massen geformt, ‚nicht aber aus der nationalen (d. h. angeborenen) Grundlage der alten Stämme, nicht mit Berücksichtigung der nun einmal vorhandenen Kirchentrennung, sondern nach Convenienzen, die der Nation als solcher und ihrer Entwicklung fremd waren, dergestalt, daß auch, wenn einer ein Stück Landes am Nordpol verlor, oder in Sarmatien, die „Entschädigung“ zuletzt in Deutschland sich fand. So besteht denn das, was die neuen „Staaten“ in sich zusammenhält, vielfach nur in der Bureaukratie, welche, ihre Verwaltungsformeln ausspitzelnd, jene Verschiedenheiten benagt, welche durch Abstammung und Kirchentrennung aus den früheren Perioden der Gegenwart überkommen sind, — was dann den einen Regierungsweisheit oder gar Volksbeglückung, den andern aber Gewaltthat heißt, während eine ärgere Gesinnung, weder Gottes noch der Menschen Freund, im Hinterhalte den Tag erlauert, an dem die Früchte zur Erndte für sie gereift sein möchten‘ [1]. Und anderwärts sagt er über die neugeschaffenen Zustände:

[1] Vergl. Bd. 1, 255.

'Allerdings gibt es, wie in der Natur und im Leben der Einzelnen, so auch im Völkerleben gewaltsame Einwirkungen, die hingenommen werden müssen, und unter dem wechselnden Mond kann und soll auch nicht Alles beim Alten bleiben. Aber die Umgestaltung sollte doch immer durch die ursprünglich eingeborene Triebkraft bewirkt, die Continuität des Lebens und des Rechtes sollte erhalten werden. Wo das nicht geschieht, wo die Stammes- und Volkspersönlichkeit getödtet, das natürlich Verbundene zerstückt und Disparates gemengt wird, da verlieren die Stämme und Völker Gehalt und Werth, wie man auch Thiere nicht achtet, die racelos sind; sie sinken herab zur matière administrative, financière et conscriptible, gleichviel welcher Büreaukratie, und schwanken fortan zwischen Despotismus und Anarchie. Denn die mechanische Mengung organischer Bruchstücke erzeugt keine neuen Organismen, sondern die gewaltsam zusammengeworfenen Theile zerfressen sich chemisch, sie reagiren, explodiren, oxydiren. Die Kräfte, die dann thätig sind, treiben keine Blüthen und Früchte, ihr Produkt ist das ärmste von Allem: ist Asche. Das sind Zustände, vor denen zwei meiner verstorbenen Freunde frühzeitig gewarnt haben. Clemens Brentano schon 1817: „Das Gefühl, eine Gemeinde, eine Familie zu sein, ist erloschen. Alles ist wie eine große, nur auf Rechnungstabellen zusammenhängende, lieblose Masse zusammengeworfen. Es ist als ob man Wein, Bier, Wasser, Milch, Branntwein, Essig, Dinte und Spülicht zusammengösse und es eine Nationalsuppe nennte.“ Und Achim von Arnim gar schon 1805: „O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern ruhten, die uralten Zeichen fester Grenzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt

der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder"[1].

Für das schlimmste Uebel Deutschlands erachtete er ‚die souveräne Kleinfürsterei, welche zu einem immer größeren Verderben des Volkes ausschlagen' werde. Einem Freunde, der in einem deutschen Kleinstaate eine Anstellung bei Hofe gefunden und ihm über den Empfang eines Ordens seine Freude geäußert hatte, schrieb er im December 1838 die drastischen Worte: ‚Wie rührend lieb sprichst Du von der Gnade Deines Herrn und scheinst mich ordentlich zu bedauern, daß ich meine Zeit mit so alten Urkunden verbringe und auf sogenannte Lebensgenüsse verzichte. Laß Dein Sorgen um mich, sorge Du nur, daß Du in der Hofluft nicht völlig zu Grunde gehst. Ich für meine Person leide nicht am Bandwurm und habe darum mit Deinen Bändern im Knopfloch nichts zu schaffen. Wäre ich Großfürst von Vaduz, so würde ich an einem Jahrestage meiner Souveränetätserklärung zu deren Feier eine souveräne Cabinetsordre ergehen lassen des Inhalts, es seien in meinem Reich drei neue Orden oder vielmehr ein Orden mit drei Graden errichtet worden, bestehend in: Brandmal auf der linken Wange, Brandmal auf der rechten, Brandmal auf der Stirn, und alle diejenigen, die das Bewußtsein in sich trügen, um mein souveränes deutsches Reich Vaduz sich Verdienste erworben zu haben, sollten sich zum Empfange meines neuen Ordens melden. Mein Land Vaduz würde dann bald Ordensritter von allen drei Graden in großer Anzahl besitzen, darauf wäre zu wetten. Da ich aber kein Großfürst von Vaduz bin und also keinen neuen Orden creiren und nicht einmal Dich zum Baron erheben kann, sondern nur ein reichsbürgerlicher Republikaner

[1] Bd. 1, 349–350.

bin, so würde ich mich wenigstens freuen, wenn an allen Gedächtnißtagen der Souveränetätserklärung des Großfürsten von Vaduz und anderer deutscher Großstaaten von so und so viel zehn Quadratmeilen auf dem Frankfurter und Aachener Dom die Trauerfahne aufgesteckt würde. Und da ich auch diese Freude nicht genießen kann, so wisse wenigstens kurz und gut mein Glaubensbekenntniß: außer dem Herrn im Himmel, vor dem ich in Demuth mich beuge, würde ich gern auch einem Herrn auf Erden dienen, wenn man ihn uns nicht geraubt hätte, dem Kaiser, dem rechten deutschen Kaiser, nur diesem allein'[1].

,Den mir das Volk und seine Fürsten küren
Auf fränk'schem Grund zu Frankfurt an dem Main,
Aus freiem Stamm, und dann hinab den Rhein
Zu Karl des Großen Stuhl nach Aachen führen;

Den sie dort mit den Heiligthümern zieren
Und mit geweihtem Oele salben ein,
Dem den Pokal beim Mahl mit rhein'schem Wein
Die Fürsten füllen, dienstlich nach Gebühren;

Bedrängter und Verwaister Schutzverheißer,
Als weltlich Haupt der Christenheit zu schauen,
Des Reiches Mehrer allzeit, nah und fern;

Nur der allein, ein röm'scher König, Kaiser
Dereinst zu Rom, beherrscht mit Recht die Gauen
Des deutschen Lands, — den grüße ich als Herrn.'

,Traum und Schaum, wenn ich so zurückblicke. Bei Leipzig wurde für das gestritten, was die Proclamation von Kalisch verheißen hatte: die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, die Wiederherstellung seines ehrwürdigen Reichs. Je schärfer in seinen Grundzügen dieß Werk aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes hervortreten werde, desto verjüngter, lebenskräftiger, und in Einheit gehaltener sollten die Deutschen wieder unter Europa's Völ-

[1] Bd. 1, 205.

kern erscheinen können! Was wurde hiervon erreicht? O armes Vaterland!'

,Unsere Fürsten haben die heiligsten Friedensverträge geschlossen, geben täglich Versicherungen ihrer Freundschaft und halten dennoch die ungeheuersten Heere auf den Beinen und bauen sich arm an Festungen. Zugleich haben sie die im Kriege eingeführten Volksheere so viel wie möglich wieder verlassen und die gepreßten Fürstenheere eingeführt. Unsere jetzigen Klosterbrüder sind die Soldaten (in Frankfurt bei den Carmelitern, in Trier in der St. Maximinsabtei), nur daß sie fünfzigmal zahlreicher sind, daß sie fluchen, statt daß jene beteten, daß sie zwar auch unverheirathet sind — jedoch ohne Gelübde der Keuschheit. Das Einquartierungswesen, wodurch die ganze Häuslichkeit vernichtet, das innerste Heiligthum des Bürgers preisgegeben wird, kennen die Engländer gar nicht und die Franzosen nicht so wie wir. Das ist so ein Fall, wo man sagen kann: les bons Allemands.' Aber trotz aller Abneigung gegen das moderne Militärwesen würde er dennoch, sagte er, selbst auf die Soldaten mit Freuden blicken, wenn er nur wüßte, ,daß die edlen Kräfte, die in diesen Söhnen deutscher Bauern und Bürger stecken, zu einem hohen vaterländischen Beruf verwendet würden, zu einem Berufe, der diese jungen Männer selbst mit dem Bewußtsein eigener Würde erfüllen müßte. Aber wozu sind sie gegenwärtig da?'

,Geharnischter als du, mein Vaterland,
Welch' Volk ist es in all der Erde Theilen?
Und nicht zur Lust, nur bloß in langen Weilen,
Nein, nein, dieß Schwert führt eine tapfre Hand.

Wozu wird seine Schärfe denn verwandt?
Sieht man dich Kämpfe schlichten, Reiche theilen?
Das Recht zu sichern und Unrecht zu heilen,
Wirst, stärkstes du, als erstes auch erkannt?

Nein, nein! Es reden laut die andern Völker
Wohl auf Europa's Markt und im Gericht,
Dich nennt man nicht und deine Stimm' ist heiser.

Warum, seit wann ward welker denn und welker
Dein alter Ruhm? Was ist's, das dir gebricht?
Ich nenn' es hier: Es fehlet dir dein Kaiser.'

‚Der Frieden ist mit allen Uebeln des Krieges behaftet. Durch den Wiener Congreß waren die Länder und Völker auf das willkürlichste zerstückelt; der böse Geist, der sich bald bei den einzelnen Regierungen zeigte, raubte alles Vertrauen, die öffentliche Stimme für Recht und Freiheit wurde zum Schweigen gebracht und der elendeste Egoismus, zu dem man von Oben die Veranlassung gegeben hatte, zeigte sich nun auch überall im Volke.' ‚Selbst der Druck der Abgaben genügt bei weitem noch nicht, um dem Bedürfniß dieses verrätherischen Friedens zu genügen. Fast alle Staaten haben ein öffentliches oder geheimes Deficit, wenigstens die größeren. Dieses Deficit wird durch Anlehen gedeckt und mit diesen fallen die Staaten in die Hände der Juden.' ‚Aber auch noch auf eine andere minder directe Weise als durch die hohen Zinsen zerstört die Staatsschuld das öffentliche Wohl', nämlich durch den zu starken Handel mit Staatspapieren, durch das Börsenspiel, dessen immer unseligere Folgen er bereits im Jahre 1822 deutlich voraussah und in einem politischen Aufsatze, von dem noch Bruchstücke vorliegen, des Näheren besprach.

Damals war es, wo er sich für die Verfassung der Schweiz begeisterte, weil diese unter allen neueren Verfassungen der nordamerikanischen, die das Produkt freien Volkswillens sei, in den Grundzügen am nächsten komme; wo er zur Besserung der deutschen Zustände unter Anderm vollständig freien Verkehr, Abschaffung der stehenden Heere, an deren Stelle im Nothfall das Volksheer eintreten solle,

autonome Stellung der Städte u. s. w. verlangte. Aus dem freien Triebe der Nation müsse die deutsche Einheit erwachsen, und die föderale Einheit aller deutschen Stämme, wie sie in der Natur unseres Volkes begründet sei, blieb stets sein ‚politisches Programm.‘

Mit denselben Gefühlen des Schmerzes, welche, besonders in der Zeit der Demagogenriecherei, die gewaltsame Unterdrückung jeder freiern Regung in Deutschland in ihm hervorrief, betrachtete er andererseits die wachsende Herrschaft des falschen Liberalismus und der revolutionären, radicalen Ideen, die, sagte er, ‚kein anderes Ziel verfolgen, als alle naturwüchsige Gliederung der menschlichen Gesellschaft in einen großen formlosen Haufen von Atomen aufzulösen und ihr letztes böses Spiel auf socialem Gebiet versuchen werden. Die sociale Frage wird die eigentliche Frage der Zukunft sein.‘ Das Streben des modernen Radicalismus gehe darauf aus: ‚an Stelle der Religion den bloßen Cultus des Genius einzuführen, die Ehe zu einem bloßen Contract, die Obrigkeit zu einer bloßen Creatur des sogenannten Volkswillens, d. h. der Factionen und Kammermajoritäten zu machen, und das Eigenthum dem sogenannten öffentlichen Wohl zur Verfügung zu stellen‘ [1].

All' diesen revolutionären Bestrebungen gegenüber erklärte sich Böhmer ‚für einen Streng-Conservativen‘ und man hielt ihn ziemlich allgemein für einen schroffen Anhänger der conservativen Partei, aber sein Conservativismus war doch von ganz anderer Natur, als der der meisten seiner conservativ sich nennenden Zeitgenossen. Das moderne constitutionelle Wesen war ihm freilich ‚in innerster Seele verhaßt‘, aber keineswegs in dem Sinne, als wäre er ‚ein Anhänger des modernen Absolutismus, ein Anhänger der absoluten Monarchie‘ ge-

[1] Bd. 1, 201, 447.

wesen, welche den bürgerlichen Freiheitssinn und den Gemeingeist und somit die edelsten Kräfte des Staates lahm legt; nicht weil er ‚den Rechtsstaat fürchtete, sondern nur deßhalb', weil das Constitutionswesen, ‚wie es dermalen besteht, nichts Anderes als eine politische Lüge ist.' ‚Ist es nicht eine Lüge', fragte er, ‚wenn man, wie die Wahlen (der Abgeordneten) gegenwärtig zu Stande kommen, von Majoritätswahlen spricht?' ‚Viel besser', schrieb er bezüglich des constitutionellen Systemes bereits im Jahre 1834, ‚würden die Dinge schon stehen, wenn alle wahlberechtigt wären und dann auch wirklich wählen müßten', und mit dieser Forderung verband er später die des directen Wahlrechtes, wobei er an die Worte erinnerte, welche Napoleon am 29. Juni 1803 zu dem Bürgermeister Zürichs gesprochen: ‚Frankreich habe vielfache Erfahrungen der großen Vorzüge directer Wahlen vor denen durch Wahlcollegien gemacht. Bei den ersten entscheide ein zuweilen irriges, doch meist gerades Urtheil über die Subjecte; die Wahlcollegien dagegen seien der Tummelplatz aller niedrigen Umtriebe. Hier werde das wirkliche Verdienst zurückgesetzt und müsse conventionellen Verdiensten weichen.' Durch Einführung des directen Votums, sagte er, würde ‚unendlich viel gewonnen, indem eine Parteimajorität in dem alsdann wegfallenden Wahlcollegium durch Ausschluß der Andersgesinnten nicht mehr ihre Einseitigkeit der ganzen Vertretung aufprägen könnte. Weil dann jeder einzelne Stimmberechtigte sich der unmittelbaren Wirksamkeit seiner Stimme versichert halten dürfte, würde ein viel größerer Antrieb zur wirklichen Abgabe derselben bestehen' [1].

Schon allein diese Forderung des allgemeinen und directen Wahlrechtes gibt uns den Beweis, wie sehr Böhmer dem Con=

[1] Bd. 1, 371.

servativismus damaliger Zeit vorausgeeilt war. ‚Ich stehe‘, schrieb er im Jahre 1845, ‚für alle ehrwürdigen Güter ein, die uns von den Vorfahren überkommen, aber ich bin nicht in dem Sinne conservativ, wie jetzt so Viele, die ihren Conservativismus darein setzen, Alles zu billigen, was die Regierungen thun. Ich bin ein altreichsstädtischer Republikaner, und hatte darum von jeher mit dem modernen büreaukratisch-militärischen Despotismus eben so wenig zu schaffen, als mit dem constitutionellen Phrasenthum einer sogenannten liberalen Partei, die Alles, was nicht in ihr Horn bläst, noch mehr anfeindet und zu unterdrücken sucht, als es der Absolutismus thun möchte.‘ ‚Hätte nur die conservative Partei‘, äußerte er sich in demselben Jahre in einem Briefe an seinen Oheim, den General von Hofmann, ‚ein bestimmtes Programm, wäre nur Waffenbrüderschaft unter den Conservativen! Daß ein solches Programm nicht vorhanden, erscheint mir eben auch als ein sicheres Zeichen, in welch' stark revolutionärer Strömung wir stehen. Wenn's losbricht, werden die Regierungen meist elend zusammensinken, und nach Verdienst, denn sie haben mit den revolutionären Bestrebungen fast überall coquettirt und nichts mit Plan gefördert, was bessere Gesinnung hätte erzeugen können. Es ist merkwürdig, daß sie es meist mit den Unzufriedenen, nicht mit den Zufriedenen gehalten.‘ ‚Die Gutgesinnten werden zur Zeit, wenn's losgeht, ausrufen: Seht, es ist gerade so gekommen, wie wir immer gepredigt haben, und darauf wird das Urtheil der Geschichte lauten: Mit eurer Predigt war Nichts gedient, weil ihr nicht gehandelt habt. Gottlob, in meiner Weise habe ich doch zu handeln gesucht und Zeit und Kraft ehrlich verwendet, und das wird mich trösten, wenn Alles zusammenbricht.‘

Er wollte auch zu handeln und sein Bewußtsein von der Solidarität der conservativen Interessen zu bewähren suchen

durch Beförderung der conservativen Tagespresse. ‚Publicisten im guten Sinne des Wortes', sagte er im Jahre 1845, ‚thäten uns in Deutschland so Noth, wo die öffentliche Meinung, deren Gewicht doch immer mehr in die Wagschale fällt, so vielfach von unwissenden oder käuflichen Zeitungsschreibern bestimmt wird. Wie ganz anders stehen in dieser Beziehung die Dinge in England, wo die ersten Männer in Kirche und Staat, Bischöfe, hervorragende Gelehrte und Diplomaten auch für das weitere Publikum die Feder führen und es nicht unter ihrer Würde halten, in ihrer Weise für die Zeitungen zu arbeiten.'

‚Die Wichtigkeit einer im conservativen Sinne geführten Publicistik und Journalistik' war ihm nämlich immer klarer geworden, je mehr er die Fortschritte dreier Mächte der Zeit beobachtete: des Radicalismus, der jede naturgemäße Gliederung der Gesellschaft zertrümmern wolle, des Materialismus, der im ganzen Universum keinen Winkel für Gott und Geist mehr finde, und des Industrialismus, der alles hasse, was seiner Ausbreitung als hemmende Schranke entgegenstehe, also die Kirche, die compakte Gütermasse und allen unbeweglichen Besitz. ‚Wir gehen unverkennbar', schrieb er, ‚auf dem politischen und socialen Gebiet großen Umwälzungen entgegen, aber je größere Stürme uns bevorstehen, desto größer wird unsere Pflicht zu retten, was noch zu retten ist, und der öffentlichen Meinung zum Compaß zu dienen. Ein wirksames Mittel dafür ist die Tagespresse. Möchten die Gutgesinnten die Wirkung der Presse nicht unterschätzen, und von den Parteiführern des Umsturzes lernen, wie viel Cameradschaft und Verbrüderung zu Stande bringen kann. Wie gern würde ich ein conservatives Preßunternehmen, wenn ich daran auch keinen persönlichen Antheil nehmen kann, wenigstens namhaft unterstützen, falls sich nur die rechten Männer dafür ausfindig machen ließen. Aber da fehlt's.' Mit mehreren

Freunden knüpfte er Unterhandlungen über ‚die Gründung einer kirchlich und politisch conservativen Zeitung an, die in Frankfurt, als dem dafür geeignetsten und wirksamsten Platze, erscheinen sollte', und es waren bereits gute Aussichten zur Gewinnung eines tüchtigen Redacteurs vorhanden und ansehnliche Summen gezeichnet, als die Sache aus Mangel an einem guten Verleger scheiterte [1].

In jener Zeit waren es vornehmlich die Wirren in der Schweiz, welche ihm ‚allen Ausblick auch in die Zukunft Deutschlands' verdüsterten und ‚besonders deßhalb von so trostloser Vorbedeutung schienen, weil die legitimen Mächte dieselben ohne alle Einsprache sich entwickeln' ließen. ‚Was dort vorgeht', sagte er, ‚nennt man Freiheit, ich nenne es Rechtsverletzung, Revolte, die keine wahre Freiheit für Alle ertragen will.' Mit Hinblick auf die von der radicalen Partei in der Schweiz im Anfange des Jahres 1845 vorbereiteten Freischaarenzüge schrieb er an Hurter: ‚Auch die Schweizer scheinen unfähig, freie Verfassungen zu ertragen. Sie werden dafür büßen müssen. — Was ist das für ein dummes Geschwätz, daß in den Cantonalgesetzgebungen nichts gegen die Freischaaren stehe? Das ist ja ganz natürlich, denn diese Lehre gehört in's Völkerrecht. Beim Vattel wird sich's finden. Die kein Waffenrecht haben, heißen, wenn ich mich recht erinnere, le parti bleu; ihnen wird auch kein Kriegsrecht gegönnt. Staaten, die ohne Krieg solche Freischaaren schützen, sind Barbaresken. Das Traurigste bei der Sache ist die gänzliche Apathie der Nachbarn' [2]. ‚Wie können noch', fragt er im März 1845 einen befreundeten österreichischen Diplomaten, ‚die Herren vom sogenannten Legitimitätsprincip auf eine Zukunft hoffen, die das radicale Treiben in der Schweiz ruhig sich entwickeln lassen? Von dem

[1] Bd. 1, 273—274. [2] Bd. 2, 403.

Vorgehen der Freischaarenbanden in der Schweiz erwarte ich die schlimmste Nachfolge in Deutschland und Oesterreich, und insbesondere dieses könnte in Italien früh oder spät die Früchte verkosten, welche aus der schweizerischen Aussaat reifen werden. Italien, so weit ich es kenne, hat für solche Aussaat den fruchtbarsten Boden. War es doch, früher wie irgend ein anderes Land, die Heimath der Condottieri. Was dort ein entschlossener Parteihäuptling vermöchte, läßt sich gar nicht berechnen. Das Recht geht zu Grunde, weil diejenigen, die es schützen sollten, stumme Hunde geworden sind.'

Als dann die Zeitungen von der schmachvollen Niederlage der schweizerischen Freischaaren Kunde brachten, war er ,mit innigster Freude durchschüttert', und schrieb am 4. April 1845 an Hennes in Mainz: ,Danken wir Gott, daß in Luzern einmal die gerechte Sache gesiegt hat und die alte Ehre unbefleckt und ununterdrückt blieb. Aber wie wird es nun weiter gehen?' Und später: ,Bravheit und entschiedene Gesinnung spreche ich denen, die dem radicalen Treiben widerstanden, gewiß nicht ab, aber ich fürchte, es wird an rechter Organisation und rechter Führung fehlen, wenn, wie vorauszusehen, der Radicalismus seine Angriffe, und zwar verstärkte, erneut. Die Rückwirkung der Schweizer Sachen auf uns wird sehr bedeutend sein, denn der öffentliche Geist hat sich wahrhaftig nicht gebessert. Auf Oesterreich setze ich für die Schweiz gar keine Hoffnungen', denn ,in Oesterreich fehlt's an Kopf und an Geld, und man ist selbst so faul, daß man nach Außen nicht wirken kann, wenn man auch Lust hätte.' ,Vom Geiste in Deutschland konnte die Haltung unserer Zeitungen zeugen, die entweder charakterlos oder dem Radicalismus günstig war' [1].

[1] Vergl. Bd. 2, 412, 413, 415, 416.

„Ja, lieber Böhmer, Sie haben Recht', schrieb ihm am Weihnachtsabend 1845 ein militärischer Freund von hoher Stellung, ‚der öffentliche Geist ist in Deutschland schlechter geworden, und wir werden nicht bloß unsere eigenen Sünden seit 1815, sondern auch delicta majorum abbüßen müssen und unsere nächsten Loose werden sein: Straßenrevolutionen und anarchische Zustände, falls diese bemeistert werden, allgemeine Apathie, während welcher dann der revolutionäre Maulwurf im Stillen weiter arbeiten wird.' Böhmer war ‚ganz derselben Ueberzeugung', aber, bemerkte er, ‚die sogenannt geordneten Mächte tragen an dem revolutionären Geiste und der kommenden offenen Revolution die wesentlichste Schuld.' „Immer zu bedenken', schrieb er im August 1847, ‚wie gräulich Deutschland desorganisirt wurde. Seit Jahrhunderten durch Landeshoheit der Stände und durch Reformation, in neuester Zeit durch Napoleon und den Wiener Congreß. Ist es denn nicht natürlich, wenn in der Nation eine Reaction dagegen entsteht, wenn diese endlich selbst sich helfen will? Ist's ein Wunder, wenn dies auf flegelhafte, ungeschickte, thörichte Weise geschieht? Was leisten denn die Regierungen der Nation als Ganzes durch ihren Bundestag? Man muß doch wahrlich sagen, so viel wie nichts, und zwar nicht bloß aus „Kantönligeist', sondern wesentlich auch daher, weil die Regenten weder Kraft, Muth, Willen und Würde haben'[1]. ;Darum wird auch', wiederholte er im September desselben Jahres, ‚wenn bei uns die Revolution zum Ausbruche kommt, keine Kraft vorhanden sein, sie zu zügeln, sich der in ihr sich offenbarenden großen Ideen so zu bemächtigen, daß sie der Nation zum Heile gereichen; es wird vielmehr Alles ohne Leitung und Führung bleiben und demgemäß in gräuliche

[1] Bd. 2, 501.

Anarchie ausarten. Was wird dann dabei der Einzelne, einsam Stehende vermögen? Düstere Aussichten!'

In dem schmählichen Ausgange des Sonderbundskrieges, in ,dem schmachvollen Fall der Urschweiz', hatte er ,nur das Vorspiel dessen gesehen, was sich in Deutschland bis zum fünften Act weiterspielen und das blutigste Ende finden' würde, ja er hatte daran am letzten December 1847 sogar die Frage geknüpft: ,Sollte man nicht meinen, daß hier (in der Schweiz) thatsächlich festgestellt sei, was man den Versicherungen der Umstürzer nie geglaubt hätte, daß nämlich jene alten Grundvesten, auf denen so lange die europäische Menschengesellschaft beruhte, morsch geworden, nicht mehr kraftvoll sind, gegenüber einer neugewordenen Zeit?' [1]

Schon wenige Monate später, im März 1848, erfolgten die Stürme, die er so oft vorausverkündigt hatte, und die Anarchie erfüllte ihn derart mit Kummer und Furcht, daß er sogar mit dem Gedanken umging, nach Amerika oder Australien auszuwandern. ,Die Gesammtkraft der deutschen Regierungen am Bund', schrieb er um Mitte April, ,ist vernichtet; die Kraft der einzelnen Regierungen in den Ländern ist doch noch die einzige Kraft, die vorhanden ist, obgleich äußerst geschwächt und nun doppelt bedroht durch die Umgestaltungen der Repräsentation, die in den einzelnen Ländern vorgenommen worden, und durch die bevorstehende Nationalversammlung.'

,Der Charakter, den diese tragen wird, kann nun einigermaßen nach dem Vorparlament beurtheilt werden, welches in der Majorität gemäßigt gesinnt war, aber ohne alle Ueberlegung handelte und, eingeschüchtert von einem Haufen Wühler, lauter radicale Beschlüsse faßte.'

,Wird diese Nationalversammlung ein neues Centrum bilden können? Ich glaube nicht, denn von ihrer ganz dem

[1] Bd. 2, 508.

Zufall preisgegebenen Zusammensetzung abgesehen, besitzt sie ja gar keine Organe der Wirksamkeit, und ist zu schwach, um eine Departementaleintheilung nach Art der französischen in Deutschland durchzuführen. Dieß könnte sie nur in einem Falle, wenn nämlich die allerextremste Partei Herr würde, die allein fest weiß, was sie will, deren Willen aber nur in der vollständigen Zerstörung alles Vorhandenen besteht. Der Wahrscheinlichkeit nach setzt sich also der anarchische Zustand noch fort. Auch kann es leicht zu Conflicten zwischen der Nationalversammlung und den einzelnen Ländern kommen, die dann in's Unbestimmbare weiter führen.'

,Sollte aber auch ein Ruhepunkt herbeigeführt werden können, so ist dies sicher nur ein solcher, wie ihn etwa Frankreich unter Ludwig Philipp fand. Die nachwachsende Demoralisation oder, wenn man will, Organisation des durch die zunehmende Verarmung vermehrten vierten Standes wird zuletzt doch alles wieder umstürzen.'

,Diese Zustände sind mehr oder weniger in ganz Europa dieselben. Europa, einst frei und groß durch die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, wird, nachdem die erstere durch die Reformation, durch den Polizeistaat und allerdings auch durch die Wissenschaft gestürzt ist, nunmehr in Anarchie und Verarmung versinken und sein Principat verlieren. Im Ganzen scheint dies gewiß. Wann für jede einzelne Phase die Stunde schlägt, ist unsicher. Letzteres hat auch der große Seher der Neuzeit, Görres nämlich, nicht gewußt.'

,Wer etwas zu verlieren hat und Ruhe und Freiheit liebt, müßte deßhalb sich und sein Vermögen nach Nordamerika retten, wo allein jene Güter noch auf längere Zeit gesichert scheinen.'

,Ich hätte dazu, wenn auch unter großen Opfern, heute noch die Mittel. Aber es fehlt mir an der Energie und an

der nöthigen Kameradschaft. Denn allgemein herrscht nur Bestürzung, unter zweifelhaften Hoffnungen leben die Meisten nur noch von Tag zu Tag und wagen es nicht, die Consequenzen aus den Vordersätzen zu ziehen, die ihnen jedes Zeitungsblatt zuruft.'

Hatte er ‚in jüngeren Jahren nach Nordamerika geblickt, als dem Lande der Freiheit, wo ein praktischer Wirkungskreis sich leichter finden ließe', so blickte er ‚jetzt dorthin, als nach einem Zufluchtsort der Ruhe für die noch übrigen Lebensjahre', aber es drängte sich ihm doch bald die Frage auf, was soll ich dort, ‚wo doch unsere Gewohnheiten fremd sind und unser Gelerntes nichts mehr gilt?' ‚Ich will keine andere Ruhe, als nur die: arbeiten zu können, und was sollen meine Arbeiten in Amerika?' ‚Ja, wären wir Naturforscher, oder hätten wir', fügt er bitter hinzu, ‚tanzen und geigen gelernt, so könnte man uns in der ganzen Welt brauchen' [1].

‚Doch was nun? Ich hätte keine Furcht vor den Stürmen, wenn ich noch jung wäre, oder wenn ich eine Aussicht auf fernere Wirksamkeit sähe', ‚aber wie vergeblich wäre es, unserm verführten Volke zu predigen, das doch nur denen folgt, die es tiefer in's Unglück führen! Auch haben wir ja nicht bloß die Verkehrtheit und Schuld letzter Zeiten zu büßen, sondern delicta majorum, die man nicht ungeschehen machen kann, und welche kein Theriak heilt' [2].

‚Gewiß', sagte er im Juli 1848, ‚haben alle Vaterlandsfreunde von jeher eine engere Vereinigung gewünscht, um im Innern Gemeinsames zu erzielen und nach Außen kräftiger dazustehen. Nun aber haben wir wachsende Anarchie im Innern und sind machtloser nach Außen! Alle Einsichtigen sehen den drohenden Untergang vor Augen und Niemand

[1] Bd. 2, 517. [2] Bd. 2, 519.

weiß zu helfen! Und wie schmachvoll Alles von Frankreich gekommen. Weil den Radicalen ein Bankett untersagt worden ist zu Paris, haben wir nun schrankenloses Associationsrecht! Während sich die Franzosen des Uebermaßes schon entledigt haben, wühlt sich die Zerstörung bei uns immer tiefer ein. Man hält es für glorreiche Errungenschaft, ein Staatsgebäude zu bauen und zugleich ein Dutzend Minengänge, um es jeden Augenblick wieder in die Luft sprengen zu können' [1]. Und im August: ,Meine Stellung zu den Ereignissen ist dieselbe, wie die des Erasmus zur Reformation. Mein höchster Wunsch ist, daß in der Anarchie, die uns wachsend bevorsteht, die Sicherheit der Person und des Eigenthums nur nicht gänzlich untergehen möge' [2]. Die wachsende Anarchie offenbarte sich dann in Frankfurt am blutigen Barrikadentage des 18. September, an welchem er selbst in's Feuer gerieth [3].

Seit jenem Tage, ,wo der Meuchelmord im Namen deutscher Freiheit und Einheit Dolch und Sense geschwungen', gingen für ihn ,auch die letzten Hoffnungsfunken auf irgend etwas Gedeihliches, welches sich aus der deutschen Bewegung entwickeln könnte, verloren'. ,Es sind Jahre verflossen', bemerkte er im December in einem Briefe an Guido Görres, ,seit Sie einst das Bild einer Mauer, in der kein Nagel mehr halten will, für verwirthschaftete politische Zustände gegen mich gebrauchten. Es kommt mir nun oft in den Sinn. Zuletzt bei den Klagen des Journal des Debats, daß Frankreich keiner politischen Selbstconstituirung mehr fähig scheine. So ist's wohl auch bei uns' [4]. Er überzeugte sich immer mehr, ,daß das Parlament in keiner Weise die deutschen Geschicke zu leiten und zu lenken vermöge.' ,Wie

[1] Bd. 2, 514. [2] Bd. 2, 515.
[3] Bd. 2, 520. [4] Bd. 2, 523.

konnte man doch', fragt er, ‚überhaupt nur glauben, die deutschen Verhältnisse ohne Betheiligung der deutschen Machthaber, wenn sie auch augenblicklich machtlos waren, regeln zu können? Schon daran muß die Versammlung scheitern mit ihrem ganzen Werk.'

In Form eines Briefes an einen Freund schrieb er im December seine näheren ‚Betrachtungen über die dermalige Lage der Dinge und deren Genesis' nieder.

‚Glauben Sie doch ja nicht, daß hier (im Parlament) irgend ein klarer Wille das Steuerruder lenke. Große Versammlungen enthalten schon überhaupt so viel Sinne als Köpfe, wie viel mehr diese unsere Reichsversammlung, ob Sie dieselbe nun nach ihrer Zusammensetzung, oder nach ihrer Aufgabe betrachten. Diese geht auf Gemeinsames und Einigendes, aber schon seit Jahrhunderten, gewissermaßen von jeher, war Deutschland getheilt. Es besitzt daher für diesen Zweck weder Erfahrung noch Schule. Und nun gar die Leute, welche aus allen Enden so plötzlich und so zufällig hier zusammengeweht wurden! Auch diejenigen unter ihnen, denen man als Ehrenmännern sein volles Vertrauen schenken kann (und deren sind glücklicherweise recht viele), möchten sich, wenn sie allein wären, nicht so leicht verständigen können: aber mit welchem Zusatz sind sie vermischt von der redlichen Beschränktheit durch alle Abstufungen der Urtheilslosigkeit und Schiefheit im Urtheil bis zur äußersten Wühlerei und dem planvoll erstrebten Umsturz alles dessen, was steht, was recht und heilig ist. Die Verwirrung wird aber dadurch noch größer, daß sich um eine solche Versammlung eine eigenthümliche Atmosphäre bildet, in welcher Vieles, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, gar nicht mehr beachtet oder geradezu geleugnet wird, so daß die Entscheidungen nicht nach klarer Einsicht erfolgen, sondern nach falschen Vordersätzen, wo dann erst, wenn sie in's Leben hinaustreten, die Wirklichkeit

Enttäuschungen bringt, aber wie kostbar bezahlte! Um nur auf Eins aufmerksam zu machen, so ist man hier, indem man immer von den 45 Millionen Deutschen spricht, die weder vereinigt, noch überhaupt nur vorhanden sind, so selbstherrlich, es ganz zu übersehen, daß die europäischen Völker eine Genossenschaft bilden, in der man seine Nachbarn berücksichtigen muß, und man meint in ungetrübter Volksmajestät dazustehen, während England den Gesandten nur officiös empfängt, Frankreich ihm die verlangte Audienz und Rußland gar den Eintritt über die Grenze verweigert. Eben so ist es mit Oesterreich: da werden Reichscommissäre entsendet und die hiesigen Reichsminister auf's Tapferste interpellirt, während man sich nicht eingestehen will, daß man dort nichts zu sagen hat. Sie sehen also wohl, daß es nicht so leicht ist, hier die Gesammttendenz aufzufassen und die Wahrscheinlichkeit für die Zukunft zu bemessen. Sie dürfen sich aber die Leute mit der Lösung solcher Fragen gar nicht einmal allzu beschäftigt denken. Die Meisten sind dazu zu roh, zu sehr befangen im täglichen Drängen und Treiben der Parteien, zu sehr getrübt von der eigenen Stellung und dem, was sie grollend im Innern tragen. Denn nicht bloß Reichscanarienvögel leben hier von Diäten, wie es auf einem Carricaturblatt heißt, sondern auch Reichsraben, Reichsgeier und Reichshyänen.'

‚Ich will Ihnen aber nun meine Meinung sagen, so gut ich jetzt sie weiß. Fragen wir uns: Wer hat denn eigentlich die Bewegung gemacht und geleitet, die in Folge der Pariser Februarereignisse in Deutschland ausgebrochen ist, und zunächst in den Hauptstädten zwischen faulen, schwachen oder überraschten Regierungen und den erregten Massen zu Abschlüssen führte, so war es ohne Zweifel die alte liberale Partei, welche in den constitutionellen Kammern der süddeutschen Staaten die Opposition bildete, und weithin verzweigt war.

Diese hatte, was nun gekommen, schon lange vorher berechnet und angebahnt in ihren Zusammenkünften, wie sie dieselben jährlich, zuletzt 1847 in Heppenheim gehalten hat. Von dieser Partei wurde die deutsche Zeitung zu Heidelberg gestiftet und das Vorparlament berufen. Die Ergebnisse übertrafen alle Erwartung. Im Augenblick jedoch, als man in den Besitz der Gewalt gekommen zu sein schien, entstand eine Trennung in der siegenden Partei zwischen den gemäßigten Liberalen (den Liberalconservativen, Neuconservativen, Constitutionellen oder wie man sie nennen will), denen es nun genug schien, und den Radicalen (den Republikanern), die viel weiter gehen wollten. Diese waren aber damals die Schwächeren, jene die Stärkeren, und zwar in solchem Maße, daß sie die Regierung glaubten in den eigenen Händen behalten zu können. Das war die Zeit, in welcher General Fritz von Gagern (vielleicht ohne daß er selbst wußte weßhalb) dem badischen Heere als Führer aufgedrungen wurde, ehe er nur noch aus niederländischen Diensten entlassen war. Doch kam das, was man damals beabsichtigt zu haben schien, zu keiner Entwicklung, denn Gagern fiel als Opfer schnöden Verrathes, weil er die alten Freunde seiner Partei zu glimpflich behandelte. Während nun die Regierungen einzeln und gesammt wie gelähmt dastanden, versammelten sich die Deputirten zum Vorparlament. Aber auch die bisherigen Führer wußten in jenen Tagen der Gährung nicht gleich was beginnen. Auch ihre Stellung hatte sich verändert, neue Menschen und neue Verhältnisse hatten sich geltend und die Lage jetzt, da gehandelt werden sollte, unsicherer gemacht, als während dem Vorparlament. Da man genöthigt war, die Versammlung einstweilen zu beschäftigen, gab man ihr die Grundrechte zur Berathung. Die deutschen Professoren fanden es nun zwar ganz natürlich, daß man jedes Ding mit Erschaffung der Welt anfange, allein hier ergaben sich

doch andere Resultate, als man erwartet hatte. Gerade die Berathung dieser mehr speculativen Fragen erhitzte die Köpfe in Frankfurt, während hinwieder auswärts die Revolution die Schranken durchbrach, innerhalb deren man sie festzuhalten beabsichtigte. In dieser Lage hoffte man sich durch die Aufstellung einer Centralgewalt weitere Frist zu verschaffen. Auch jubelte das Volk dem Reichsverweser zu; aber nicht ohne Täuschung, denn der Reichsverweser war mit keiner Macht ausgestattet. Er hat sich selbst eine Null genannt. Nun versuchte die radicale Partei einen Schlag. Man wünschte die Fortsetzung des Krieges mit Dänemark, um dort die Truppen fernzuhalten. Der ganz günstige Waffenstillstand wurde nun, um zur Fahne zu dienen, zu einem Verrath an Deutschland gestempelt. Zu Anfang Septembers fand die Zusammenkunft der radicalen Häupter in Basel statt. Es folgten am 18. Mord und Barrikaden zu Frankfurt. Das, was damals beabsichtigt war, mißlang zwar, aber mehr wie früher fühlten nun die Führer das Unhaltbare ihrer Lage. Was schon früher von Manchen (z. B. von Pfizer) angerathen war, die ganze Sache an Preußen zu übergeben, ward nun eifriger aufgegriffen und die Verhandlung hinter den Coulissen geführt. Durch die neuesten Zerwürfnisse in Berlin wurde indessen der Abschluß mehr erschwert, als durch den bevorstehenden Rücktritt Oesterreichs erleichtert. Ja, die Ausführung des Planes war ganz unmöglich, wenn nicht eine Vermittlung in Berlin zwischen König und Ständen zuwege kam, welche den ersteren der öffentlichen Meinung wieder annehmbar machen konnte. Darum ging der Präsident Heinrich von Gagern selbst nach Berlin. Seine Anerbietungen scheinen Anfangs wenig Gehör gefunden zu haben. Man fürchtete in Berlin, daß der ganze Plan unausführbar sei, man wollte das Sichere nicht hingeben für das Unsichere, man wollte jetzt aus einem Kampfe nicht

zurücktreten, den man dann später vielleicht mit geschwächten Kräften doch wieder aufnehmen mußte. Natürlich besorgte Preußen, daß auch nach dem Eingehen auf die von Gagern dargebotene Hegemonie unerwartete Wendungen eintreten könnten.'

‚Was nun erfolgen wird, ob man doch vielleicht in Berlin noch halbwegs sich mit Gagern einigt, oder ob man es auf die unerwartete Wendung ankommen läßt, müssen wir abwarten. Ich für meinen Theil nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, was ich für Deutschland's Neugestaltung möglich und daher auch für vernünftig halte. Eine gänzliche Einheit hat Deutschland nie gekannt, es wird sich daher dieselbe auch jetzt nicht gefallen lassen. Die Baiern, Wirtenberger, Hessen, Hannoveraner wollen keine Preußen werden, sondern das bleiben, was sie sind, aber in einem einheitlicheren, populäreren und wirksameren Gesammtverband, als der deutsche Bund von 1815 gewesen. Wenn eine Reichsversammlung geschaffen wird, deren Mitglieder wenigstens theilweise von den landständischen Versammlungen gewählt werden, so würde der Antheil der Nation an ihren Geschicken gewahrt sein. In einem Staatenhaus würden die Regierungen der einzelnen Länder vertreten sein unter dem Präsidium eines aus den nachgebornen Fürsten auf Lebzeit gewählten Reichsverwesers, dessen verantwortliche Minister die executive Behörde bildeten; Dissensfälle zwischen beiden Versammlungen würden durch Austräge entschieden. Diese Verfassung würde sich den vorhandenen Zuständen anschmiegen, wäre allgemein verständlich, würde Oesterreich nicht ausschließen und ließe sich im Ganzen in wenigen Paragraphen fassen' [1].

‚So fassen Sie doch wieder einige Hoffnung', schrieb ihm

[1] So weit das unvollständige Brouillon.

um Mitte Dezember 1848 ein Freund aus Baden (dem er seine obigen Ansichten über die Möglichkeit einer Neugestaltung Deutschlands mitgetheilt), ‚daß Deutschland sich reorganisiren könne, daß nicht Alles der Anarchie oder dem Despotismus zur Beute fallen werde', worauf Böhmer erwiederte: ‚Besser hoffen als verzweifeln, sagt Göthe irgendwo, denn wer kann das Mögliche berechnen, aber meine Hoffnungen sind verzweifelt klein, und es könnte so kommen, wie Niebuhr prophezeit hat, daß wir den Despotismus segnen werden, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten, nur würden in Deutschland dabei nicht einmal die Güter gesichert sein, welche den Römern durch Augustus gesichert wurden.'

‚Tritt auch', fuhr er im Januar 1849 fort, ‚jetzt in Deutschland wieder ein Stillstand ein, folgt auch der furchtbaren Erregung wieder eine Zeit apathischer Ruhe, so traue man doch dieser Ruhe nicht, denn alle Grundlagen der religiösen und sittlichen Ordnung sind auf das Tiefste erschüttert, nicht bloß bei uns, sondern fast überall in Europa, bei uns vielleicht noch weniger, als anderwärts, wo Großreichthum und Proletariat noch viel schlimmere Dimensionen angenommen. Denn der müßte doch blind sein, der nicht voraussähe, daß schließlich Alles auf Lösung der socialen Frage auslaufen wird, daß diese Frage die eigentlich europäische Frage ist. Aber was haben wir durch sie und in ihrem Gefolge zu erwarten!' Und in einem Brief an Alexander Kaufmann vom 16. Januar: ‚Die Ursachen dieser (der deutschen) Bewegung liegen natürlich in der Vergangenheit, nicht aber in dem, was wir Geschichte nennen. Von Anfang an mehr Egoismus und Anmaßung, als Herz und Treue. Vote universel, bases les plus larges und dergleichen welscher Trug, gepfropft auf deutsche Fäulniß und Unverstand der Fürsten wie der Völker. Von

denen, die auf der Bühne standen, mag Mancher etwas gelernt haben, besser geworden ist wohl Keiner, schlechter Mancher. . . Am 18. September standen uns solche Zustände bevor, wie sie später in Wien sich entwickelten. Daß sie abgewendet wurden, danken wir Schmerling und Peucker, der Erfindung des Wortes: Reichstruppen. Was jetzt bevorsteht, ist noch dunkel. Manche Entrepreneurs, welche an dem Gelingen verzweifeln und doch auch die Anarchie nicht wollen, möchten unterkriechen unter ein königlich preußisches Kaiserthum. Saubere Vaterlandsfreunde, die damit anfangen, Oesterreich hinaus zu werfen! Ein solches Attentat gegen die Gesammtheit und Einheit der Nation versuchte nie der Bund. Hoffentlich kommt von den jetzt wieder gekräftigten Regierungen etwas Besseres und Vernünftigeres. Aber allerdings sind die Grundlagen der Ordnung in Europa allenthalben auf's Tiefste erschüttert. Manche Dejaniragabe ist als Grundrecht ausgetheilt. Umwälzungen dürften bevorstehen, wie zur Zeit der Völkerwanderung, nur daß die Barbaren nicht mehr von Ost oder West kommen, sondern daß sie aufwachsen aus dem Boden, zwischen unsern Füßen; ich meine jene schmutzbedeckte Schleppe des Nationalkleides, den vierten Stand'[1].

Mit richtigem Blicke sah also Böhmer schon damals voraus, daß im Hintergrunde aller im engeren Sinne politisch genannten Krisen und Verwicklungen eine noch viel größere und in letzter Instanz entscheidende stehe, und seine Prophezeiung, bemerkt Jörg[2], von der nachwachsenden Demoralisation, und zwar nicht nur in den untern Schichten der Gesellschaft, hat sich in den letzten zwanzig Jahren zweifellos reichlich erfüllt, sowie sich auch nicht verkennen läßt, daß diese Periode der deutschen Geschichte nach Böh-

[1] Bd. 2, 526. [2] Histor.-pol. Bl. a. a. O.

mer's Voraussage das leibhaftige Seitenstück des französischen Louis-Philippismus war.

‚Aber', sagte Böhmer in einem Briefe an seinen Freund von Humbracht, ‚auch bei den trübsten Aussichten, die das ganze öffentliche Leben dem tiefer Blickenden bietet, darf man nie einem Pessimismus oder einem Quietismus verfallen, der ruhig die Hände in den Schooß legen und, weil anscheinend doch nicht mehr zu helfen, in aller Gemächlichkeit die kommende Sündfluth abwarten will. Wer so denkt, verdient nichts Besseres, als daß er unbeachtet und unbeweint von der nächsten Woge verschlungen werde. Auch mir kommen oft Stunden des Kleinmuths und der Verzagtheit, aber ich suche mich immer wieder zu ermannen und sauge stets neue Kraft und Tröstung aus der Betrachtung alles Großen und Edlen, was vordem gewesen, aus der Erforschung jener Zeiten, in denen man weniger gesprochen, aber mehr gehandelt hat, und wo Kraft und That auch noch von wesenhaftem Einflusse war.' ‚Mein alter Zauberspruch: Ernste Arbeit hebt über die Noth des Lebens hinweg und treue Freunde versüßen die Mühen des Tages, ist Gottlob noch heute mein Spruch, wonach ich handele, und er hat mir seine Wirkung noch nie versagt.'

Er brachte damals mitten in den Wirren der Zeit seine staufischen Regesten zum Abschluß [1], und suchte durch sie einen neuen ‚Baustein für die Zukunft heranzutragen, wenn auch in der Gegenwart Alles in Trümmer gehen sollte.' ‚Je wahrscheinlicher', schrieb er, ‚mir Letzteres wird, desto größer mein Eifer von den noch vorhandenen Geschichtsdenkmalen für die Zukunft zu retten, was noch zu retten ist, Andere zu grundlegenden Arbeiten, die kein Revolutions-

[1] Vergl. oben S. 208.

sturm verwehen kann, zu ermuntern [1], und selbst zu thun, wozu die Kraft noch ausreicht.' ‚Ich hoffe', heißt es in der Vorrede, worin er sich auch über die Vorgänge der Gegenwart aussprach, durch dieses Werk ‚für die Gesammtheit etwas Nützliches zu leisten, und somit die Verpflichtung an dieselbe abzutragen, welche eine begünstigte Stellung mir auferlegte. Denn es schien mir, daß unsere Vaterlandsgeschichte vor allen Dingen so fest, wie es hier geschehen ist, auf die Thatsachen begründet werden müsse, wenn sie vollständig und wahr werden, und dann auch ihrem praktischen Berufe im Selbstbewußtsein der Nation entsprechen sollte. Dieser Beruf ist bei uns ein um so größerer, weil schon früh die Entwicklung unserer Gesammtverfassung verkümmerte, und weil in neuern Zeiten, während aus dem Geiste, oder, vielleicht richtiger, aus dem Herzen der Nation neue Kräfte und Wünsche aufkeimten, doch in der äußeren Gestaltung des Vaterlandes, seit das Reich zerging, so Vieles nur die Wirkung fremder Einflüsse und Gewalten gewesen war. Was weiter bevorstand, konnte, wenn es nicht durch äußere Gewalt erzwungen war, eine Umgestaltung sein, bei der Einsicht und Erfahrung, Mäßigung und Ordnung, Treue und Ehre möglicherweise ihre Rechte behaupteten; es konnte aber auch ein Sturm sein, der die Sinne verwirrte und die Leidenschaften entzügelte, dessen nicht zu berechnende Wirkungen dann für das lebende Geschlecht verderblich, für das nachfolgende zweifelhaft waren. Es ist Beides geworden, insofern daß wenigstens die Gelegenheit gegeben wurde, aus dem Letztern zur Ersteren umzulenken. Wenige Wochen nachdem ich am Todesbette des großen rheinischen Sehers (Joseph von Görres) gestanden [2], der das Kommende schon

[1] Vergl. dafür Näheres Bd. 2, 525, 528, 530. Bd. 3, 3.
[2] Vergl. oben S. 233.

vor dreißig Jahren vorher geschaut und dafür rechtlos von Haus und Heimath vertrieben, dennoch unablässig, aber vergeblich, das Mene Mene Tekel vor den Augen der Regenten und der Regierten an die Wand geschrieben hatte, begannen die Ereignisse, die zum Theil in meiner nächsten Nähe spielten.'

Und nun folgt ein Epilog über das deutsche Parlament, der an Schärfe der Gedanken und körniger Sprache in unserer ganzen Geschichtsliteratur kaum seines Gleichen hat, zugleich aber von der damaligen leidenschaftlichen Erregtheit Böhmer's in der Beurtheilung der Zeitvorgänge zeugt und in greller Weise seinen politischen Parteistandpunkt gegen Preußen, wie ihn auch viele seiner Briefe aus den nächstfolgenden Jahren uns kennen lehren, bekundet.

Dieser sein politischer Parteistandpunkt hatte sich seit 1837 immer schroffer entwickelt. Hatte er früher [1] vorzugsweise den ehemaligen Rheinbundsstaaten die Schuld beigemessen, daß die vaterländischen Dinge nach Abschüttelung des französischen Joches eine so traurige Wendung genommen, so verlegte er seit den Cölner Wirren und der gleichzeitig mit denselben in Preußen ausgebrochenen Verfolgung der Altlutheraner den größten Theil seines Grolls nach Norden und warf alle Schuld auf Preußen, welches den ihm verhaßten Dualismus in Deutschland geschaffen habe und die Aufrichtung eines tyrannischen Staatskirchenthums erstrebe. In diesem Lichte nämlich erschienen ihm, wie wir uns erinnern [2], die damaligen kirchlichen Ereignisse, und seitdem galt ihm die norddeutsche Monarchie als der Todfeind der politischen wie der kirchlichen Freiheit deutscher Nation.

---

[1] Vergl. oben S. 294—295.

[2] Vergl. oben S. 269.

Preußen war und blieb ihm ‚der Pfahl in unserem Fleische', und auch ‚als Rheinfranke', sagte er, ‚kann ich mich mit den Borussen nie versöhnen.' ‚Wenn ich diese Fremden in den Rheinlanden so schalten und walten sehe wie in einer eroberten Provinz, die sie von ihrem sogenannten Mutterlande aus beherrschen, so blutet mir das Herz:

Wo nur Triglawa war bekannt
Als schon der Cölner Dom entstand,
Das nennen sie das Mutterland.

Von dorther strömen sie herbei
Und schalten in dem Lande frei,
Als ob's ihr rechtes Erbe sei.

Des Landes Gut, verthan ist's schon,
Die Tochter fremden Freiers Lohn,
In die Kaserne muß der Sohn.'

Uebrigens hatte seine politische Erbitterung, wie Jörg sehr richtig hervorgehoben, nichts gemein mit jenem ‚banalen und oft brutalen Preußenhaß, verbunden mit künstlicher Geringschätzung der preußischen Macht, sondern es war ein mit Furcht und Respect vermischter instinktiver Widerwille, was ihn gegen Preußen beseelte', und darum wuchs auch seine Erbitterung in demselben Maße, in welchem er alle seine Hoffnungen auf die alten Reichsmächte, insbesondere die Hoffnungen, die er ‚für die Wiederbelebung deutschen Geistes auf Oesterreich gesetzt hatte', hinschwinden sah. Er merkte es sich einmal im Jahre 1845 an, wie ‚peinlich' es für ihn sei, daß er ‚geistiges Uebergewicht und ernstere Richtungen nur bei solchen antreffe, die aus dem Sande der Mark kommen', von deren Ansichten er sich aber ‚als alter Reichsbürger und als Sohn eines kaiserlich gesinnten Vaters nicht verführen lassen' wolle.

‚Mein Herz', schrieb er gegen Ende seines Lebens, ‚hing von Jugend auf an Kaiser und Reich und darum an

Oesterreich, wo der natürliche Schwerpunkt alles dessen lag, was ich vertrat oder vielmehr zu vertreten suchte, aber schon seit lange hatte ich keine rechten Hoffnungen mehr'[1]. „Jenes Land', sagte er schon im Jahre 1843 in einem Briefe an Hurter, ‚ist ganz in den Händen der Juden, welche wie die Würmer im Aas darin krabbeln, daran nagen, so sehr, daß es selbst nicht die Kraft hat, der Corruption seiner Verwaltung ein Ziel zu setzen. Wie weit diese geht, zeigt der Postbeamte in Wien, der keinen Eilwagenplatz abgeben will, bis man ihn erst dafür besonders bezahlt hat, bis zum Finanzminister Eichhof, den man absetzen mußte. Ein Staat mit einer solchen Unmasse Papiergeld ist wie ein Fieberkranker. Er ist immer krank, und nur das macht einen Unterschied, ob er gerade einen Paroxysmus hat, oder nicht. Glauben Sie denn, daß Oesterreich so passiv wäre, trotz der Regentschaft, trotz dem Alter des Fürsten Metternich, wenn es sich regen könnte? Oesterreich kann nur von dem Tage an handeln, wo es, wie Spanien, keine Zinsen mehr bezahlt und sagen kann: Das Papiergeld ist Papier. Das wäre eine Revolution, in der die einzelnen Staaten des Kaiserreichs auseinander fallen und dann die Hofkammer, welche alle die Schulden gemacht hat, der Herr Niemand ist. Aufrichtig gesagt, traue ich dem ganzen Wiener Kaufmannsstande nicht. Er hatte unter Eichhof's Verwaltung zu große Leichtigkeit sich mit fictiven Werthen zu versehen. Wie mag da geschwindelt worden sein! Sollte es nur einen Geymüller geben? Dieser betrügerische Bankrontier ist mit einem Regierungspaß nach England, weil er zu viel wußte, als daß man es wagen konnte, ihm den Prozeß zu machen. Wie ich von Herzen gesinnt bin, wissen Sie. Aber ich mache die Augen gern auf'[2]. Im Jahre 1845 mahnte er abermals:

---

[1] Bd. 3, 413. [2] Bd. 2, 341.

'Traue man doch nicht auf das herzfaule Oesterreich. Die im Frieden einen Eichhof an die Spitze der Finanzen stellten, dieselben werden im Krieg auch wieder einen Mack an die Spitze des Heeres stellen. Daß doch Jemand diese Verhältnisse einmal, NB. in Liebe, rügte. Die Panegyriker wiegen nur tiefer in den Schlummer' [1]. 'In Oesterreich ist viel gesündigt worden, nicht erst seit Metternich, sondern seit Jahrhunderten, in denen man nach und in Folge der Reformation rein negative Richtungen einschlug und über die eigene Stellung sich durch die kaiserliche Würde täuschte, die doch leer war. Die Hofregierung war elend. Die verschiedenen rohen Nationalitäten, schon nicht mehr gebunden durch Einheit der Kirche, hätten vielleicht durch deutsche Cultur vereinigt werden können, aber diese war seit dem dreißigjährigen Krieg versunken, und von ihrem Wiedererwachen sonderte man sich ab. Wie ganz anders war doch das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland im letzten Jahrhundert der Babenberger, wo dort deutsche Dichtung blühte, wie nur irgendwo in Deutschland' [2].

Es war ein häufiges Thema seiner Klagen, daß man in den leitenden Kreisen in Wien alles Verständniß auch von der praktischen Wichtigkeit deutschgeschichtlicher Studien verloren zu haben scheine. 'Dort steht nur noch', äußerte er sich, 'die Schreiberei der Bureaukraten und Journalisten in Ansehen', und ermahnte darum seinen Freund Guido Görres, er möge sein Lied auf die 'Schreiber':

> 'Ihr Geist die Gänsefeder,
> Die Akten ihr Revier,
> Ihr Herz wie altes Leder,
> Ihr Himmelreich Papier' u. s. w.

nach Wien schicken, 'wo außer dem Schreibergeist kein an-

---

[1] Bd. 2, 400. [2] Bd. 3, 413.

derer gefördert werde, es sei denn etwa noch der Gänseleberpastetengeist'[1]. ,In der Regierung', klagte er im Jahre 1845 nach einer Reise in Oesterreich, ,fehlt's an Geist und Leben, und doch ist gewiß die Zeit nicht mehr fern, wo man durch die Ereignisse belehrt werden wird, daß vor Allem geistige Kräfte dem Staatswesen Noth thun. Aber die Einen sehen nicht und die Andern wollen nicht sehen, und machen es wie Vogel Strauß. Es wird übel enden.' ,Es ist doch curios, daß in der Hofstudiencommission, der obersten Unterrichtsbehörde für so viele Millionen, kein einziger Mensch sitzt, dessen Namen die Wissenschaft kennt. Im österreichischen Beobachter fand ich ganze Columnen über Hofintriguen in Lissabon, und ganz hinten kaum sechs Zeilen über Deutschland!'[2] ,Die Unfähigkeit wird dort schon herkömmlich im Frieden wie im Krieg.' ,Die Oesterreicher sind Oesterreicher', sagte er im Jahre 1852 in einem Briefe an Kopp, ,lesen Sie doch das sehr merkwürdige Buch von Schönhals über den italienischen Krieg. Kein einziges Mal wußten sie einen durch Tapferkeit der Soldaten gewonnenen Sieg zu verfolgen, jedesmal ließen sie sich durch Waffenstillstandsverhandlungen oder trügerische Waffenstillstandsbedingnisse hinhalten, und als der Verräther Carl Albert am Spätabend der Schlacht von Novara (was, wie ich glaube, bisher noch gar nicht bekannt war) als angeblicher piemontesischer Oberst persönlich in ihre Hände fiel, da visirten sie ihm den Paß, statt ihn in's Mailänder Kastell zu sperren! Und so haben sie es auch in Olmütz gemacht'[3].

Gleichwohl faßte er nach den Revolutionsjahren für eine Zeitlang neue Hoffnungen; auch er brauchte das Schlag-

---

[1] Bd. 1, 214.
[2] Bd. 1, 282. Bd. 2, 425, 422—423.
[3] Bd. 3, 71.

wort vom ‚neuen Oesterreich‘ und versprach sich insbesondere von dem besseren Geiste, der durch die einsichtige und hochherzige Thätigkeit des Grafen Thun in das österreichische Unterrichtswesen gekommen, reiche Früchte für die Zukunft. ‚Bedeutend und erhebend ist der Beruf‘, schrieb er im April 1856 seinem Freunde Aschbach in Wien, ‚dem österreichischen Kaiserstaat in seinen vereinten Völkern, vom Standpunkt deutscher Bildung aus, zu historisch-politischem Betrachten und Erzählen Sinn und Mund öffnen zu helfen, und so in der betreffenden vaterländischen Literatur zu einer Wiederherstellung des durch den Nordosten bedrohten Gleichgewichts mitzuwirken. Denn Bayern, welches concentrischer gelegen, auch Schwaben, Main- und Rheinfranken vereinigend, diesen Beruf eigentlich zunächst hätte, vermag ihn, wie die Erfahrung lehrt, eben nicht zu erfüllen. Anderwärts läßt die Kleinstaaterei nichts aufkommen, sei es nun wegen ihrer Enge, oder weil sie die erregteren Geister zu landesfremden Parteiverbindungen hinaustreibt. Aus der Stiftung historischer Stipendien habe ich mit ungemeiner Befriedigung geschlossen, daß die dortige Regierung die Wichtigkeit dieses Berufes nicht nur anerkennt, sondern auch das rechte Mittel zu finden weiß, um ihn zu fördern. Möge der Ihnen bei diesen Bestrebungen zugewiesene Antheil fruchtbar werden!‘ [1] Wo er nur konnte, war er persönlich und in seinen Werken und Briefen thätig dafür, der dortigen historischen Forschung die rechten Wege zu weisen, und die innige Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands hervorzuheben [2]. ‚Das Nationalgefühl, ich meine, der besondere politische Standpunkt im südwestlichen Deutschland, geht mehr und mehr unter durch politische Fremd- und Zwergwirthschaft. So

[1] Bd. 3, 179.

[2] Vergl. oben S. 205—207.

muß man denn seine Hoffnungen nach Oesterreich übertragen, wo der kaiserliche Standpunkt noch heute der natürliche ist, dem Keiner so leicht sich wird entziehen können'[1]; ,nur in Oesterreich kann, wenn irgendwo, mein Standpunkt fortleben, und ich klammere mich an das neue Oesterreich mit meinem besten Hoffen fest.' Als er aber im Jahre 1858 das ,neu erstandene' Oesterreich auf einer Reise aus nächster Nähe kennen lernte, mußte er sich gestehen, daß er ,von Neuem um eine Lieblingshoffnung ärmer geworden', und je größer seine dortige Enttäuschung, desto herber wurden nun seine Urtheile über die dortige ,Wirthschaft'.

,Die fremden Berufungen', schrieb er nach seiner Rückkehr aus Wien an Oberst von Krieg, ,und der bessere Unterricht sind ein bedeutendes Ferment, das künftig Früchte bringen wird. Im Uebrigen hat sich nicht so gar viel geändert, ist ja doch auch die lebenslustige, nirgends ernste und tiefe Hauptstadt dieselbe geblieben. Die Ende Decembers 1851 aufgestellten Grundsätze für die Neugestaltung sollen schon ziemlich wieder aufgegeben sein. Mit der Gemeindeordnung wollte man anfangen, aber dem Projecte Bach's setzte der Reichsrath ein anderes gegenüber und der Kaiser, der dazwischen nicht zu entscheiden weiß, läßt beide liegen. Unterdessen werden alle Gemeindestellen nur provisorisch besetzt und die Verwirrung wächst. Bach und Bruck sind Feinde; dieser, der sich Herrschaften kauft, während er die Reste des Staatsguts veräußert, von den Patrioten wenig geachtet. Uebel gefühlt werden die vielen Franzosen an der Spitze der Eisenbahnen, von denen nun der Verkehr und Tausende von Menschen abhängen. In Ungarn würde man die verlorene politische Freiheit eher verschmerzen, als die Bedrohung der Sprache, die man besorgt, oder zu besorgen

[1] Bd. 3, 243.

vorgibt. Dazu die Unzufriedenheit mit dem Concordat, zumal die Geistlichkeit gar nicht befähigt sein soll, sofort die ihr zugedachte freiere Stellung zu behaupten. Für die Complimente, die man den Italienern macht, erwarten Verständige nur Undank. Der Kaiser bekümmert sich nicht um die Civilverwaltung, sondern bloß um die Armee, und diese Sorge besteht dann wieder in nichts als im Exercirenlassen hungernder Soldaten, die jeden dritten Tag auf die Wache müssen, an den zwei andern Tagen aber zehn Stunden exerciren. Die Offiziere haben massenweise den Abschied genommen und unter den Soldaten ist eine Sterblichkeit wie im Kriege. Man hat mich versichert, daß die Armee heute durchaus nicht mehr das ist, was sie noch vor ein paar Jahren war. . . Die Finanznoth und die daraus folgende Finanzschwindelei haben für den ganzen Charakter der Bevölkerung (Wiens) die übelsten Folgen gehabt. Vierzig Millionen beträgt das Deficit, unendlich sind die Finanzoperationen, hier Verarmen, dort schnelles Reichwerden und umgekehrt, Lotto und Lotterie an allen Ecken angeschlagen, Theater, Musik, Tanz, Liederlichkeit und Elend bunt gemischt'[1]. Und an Hurter schrieb er: ,Der Offizierstand ist (in Oesterreich) theils sehr gemindert, theils durch neuen Einschub auf dem Wege der Protection auch sonst verschlechtert worden. Bei unzureichender Kost werden die neu eintretenden Soldaten mit Exerciren so sehr angestrengt, daß die Sterblichkeit den Verlusten eines vor dem Feinde stehenden Heeres gleichkommt. Und doch ist es die Armee, die Oesterreich gerettet hat und es erhalten muß! Ich habe darüber viel Einzelnes erfahren, gesehen aber habe ich, daß eine zum Exerciren ausgerückte Truppenabtheilung bei ihrer Rückkehr um 2 Uhr Nachmittags einen sehr großen Theil ihres

[1] Bd. 3, 269—270.

Bestandes auf Stunden weit als traîneurs hinter sich hatte, ob aus Schwäche der nicht gehörig genährten Leute, oder weil man ihnen Schuhe gegeben hatte, in denen sie nicht gehen konnten, weiß ich nicht. Ein mit mir fahrender Linzer Herr sagte, als ich meine Verwunderung über diese noch nie gesehene Erscheinung äußerte: ‚Es sind halt Rekruten!‘ Wie wird es nun gehen bei dem Kriege, der unvermeidlich bevorzustehen scheint, und von dem wir nicht wissen, wo er enden wird? Freilich, meinte ein Sachverständiger, daß ein Krieg für die Tüchtigkeit des Heeres bei dem guten Willen der Mannschaft wirken werde, daß er aber bald zu wünschen sei, damit das Heer nicht noch tiefer sinke. Ich aber, der zu Besorgnissen geneigt ist, denke mit Schrecken daran, was Bernhardi in Toll's Leben von den Oesterreichern 1813 vor Dresden sagt, wo sie nach fünf Tagen Feldzug keine Schuhe, kein Brod und keine Munition mehr hatten‘ [1].

Der italienische Krieg des nächsten Jahres zeigte leider, wie sehr diese Besorgnisse begründet waren. ‚In Italien‘, schrieb er am 7. Juli 1859, ‚gehen nun die Dinge so, wie ich so oft vorausgesagt habe, seitdem ich im vorigen Herbst einen Einblick in die Zustände Neu-Oesterreichs gewonnen, der mich mit tiefster Betrübniß erfüllte. Möge man nur in Zukunft in Oesterreich heilsame Lehren aus der Vergangenheit ziehen! Die Habsburger hatten überhaupt nur drei militärische Regenten: Rudolph I., Albrecht I. und Lupold († 1326), und was noch schlimmer, sie waren in ihren Kriegen nur selten einsichtig oder glücklich genug, tüchtige Feldherrn an die Spitze zu stellen‘ [2]. Er machte seine Betrachtungen darüber, daß der enggezogene Hofkreis, der in Oesterreich die Regierung in der Hand halte, wohl hinreichende Keckheit gehabt habe, den Krieg zu eröffnen, was er

[1] Bd. 3, 282—283. [2] Bd. 3, 296.

lobe, ‚aber nicht Einsicht und Hochsinn genug, um in einem Fall, bei dem es sich doch nicht um Etiquette, sondern um die Existenz handelte, befähigte Männer an die Spitze zu stellen. Wie konnte der von allen Seiten gerufene Benedek Obercommandant werden, da er ja nur ein Bürgerlicher war! Aber nicht einmal den alten Heß, der doch wenigstens einigen Ruf hatte, stellte man an die Spitze, sondern den ganz unfähigen Ginlay. Und selbst als der nicht mehr beibehalten werden konnte, tappte man unsicher, und ließ sich bei einem nur nominellen Obercommando im Aufmarsch schlagen! Jetzt scheint man völlig rathlos zu sein, oder vielmehr: es balanciren sich die Parteien, so daß man nicht rechts und links weiß, und auch nicht vorwärts, während natürlich die Zustände sich mehr und mehr desorganisiren. Dieß muß Rückwirkungen aus dem Volke hervorrufen. Ich denke, daß die finanzielle Zerrüttung, die denn doch großentheils auch nur vom Hof verschuldet ist, die Handhabe bieten werde, um in irgend einer Weise andere Zustände herbeizuführen‘ [1]. ‚Hätte man sich nicht 1848 und 1849 gar zu sehr die Finger verbrannt, so würde ich dermalen in Oesterreich eine Revolution für sehr leicht möglich halten. Die Finanznoth und der Finanzscandal (besonders auch mit den 110 Millionen) liegt offen, die Regierung ist in der Art geschlagen, daß der Vorwurf nur die Führer trifft, — — Versprechungen sind gemacht, welche die kleine Gesellschaft von Hofleuten und vornehmen Intriguanten, die bisher den Polyglotten-Staat regierten, allem Anschein nach nicht zu erfüllen vermögen. Am Ende muß bei dieser Wirthschaft Jeder, der noch etwas zu verlieren hat, für seine Existenz besorgt sein und daran denken, sich selbst zu helfen, wobei doch, wie wir wissen, nicht viel herauszukommen pflegt.

[1] Bd. 3, 299.

Dieses würde Alles noch viel mehr auffallen, wenn nicht die allgemeine Infragestellung der Dinge und so viele Zerrüttung anderwärts das Grelle des Schauspiels milderten durch gleiche Misère'[1]. Nachdem er die Schrift des Grafen Brandis ‚Ueber die Neubildung der vaterländischen Landesvertheidigung' gelesen, bemerkte er, es komme darin ganz beiläufig vor, daß die im italienischen Krieg ‚den Landesvertheidigern gelieferten ärarialischen Kammerbüchsen meist gar nicht losgingen, weil die Schlösser ausgelaufen waren und die Munition ausgezeichnet schlecht.' ‚Was soll man', fragt er, ‚dazu sagen? Ein Land, das auch in der höchsten Noth, in den wichtigsten Bezügen so nichtswürdig verwaltet wird, muß immer tiefer sinken. Ihm drohen Zerstückelung, Unterjochung, innere Revolution'[2]. ‚Gelesen habe ich zuletzt die Geschichte des italienischen Feldzugs von 1859 durch den preußischen Generalstab, eine recht anständige und gute Arbeit. Man sieht wohl die Scheu, durch Tadel zu verletzen, wie man sie sonst an den Berlinern nicht gewohnt ist, aber die ganze elende Führung der Oesterreicher tritt eben doch deutlich genug hervor. Zur Zeit des Krimkriegs, als Oesterreich die Armee in Galizien aufstellte, sind dort 30,000 Mann in Folge schlechter Nahrungsmittel am Typhus gestorben. Hätte man sich das zu Herzen gezogen, so hätte man 1859 bessere Anstalten gehabt, aber die vornehmen Herren, die dort regieren, haben es wohl wenig beachtet, und diese Nachlässigkeit kostete dann ein Königreich'[3]. ‚Alles, was man sich jetzt in Berlin zur äußersten Gefährdung Deutschlands herausnimmt, ist doch eigentlich auch 1859 verloren worden'[4]. Ach, klagte er während einer schweren Krankheit im Jahre 1860, als er sich dem Tode nahe glaubte,

---

[1] Bd. 3, 310. [2] Bd. 3, 321, 322.
[3] Bd. 3, 392. [4] Bd. 3, 388.

‚die Geschicke Oesterreichs durchschneiden mir das Herz. Dort hat man seit dem Congreß von 1815 ein Attentat begangen gegen den menschlichen Geist, was nicht ungestraft bleiben kann und sich rächen muß.‘ Aber den Trost behielt er bei: ‚der Kern des Volkes ist dort noch gut und tüchtig‘[1], und diesem Volke, dessen Vorzüge vor den ‚kalten‘ Norddeutschen er so gern rühmte, blieb er bis zu seinem Ende mit innigster Liebe zugethan.

Auch der bayerische Volksstamm, ‚ein ächter deutscher Kernstamm‘, besaß von jeher seine volle Zuneigung, wie er denn selbst der Rheinpfalz entstammte und dem Lande als einer der höchstbesteuerten Grundbesitzer angehörte. Viele Jahre lang widmete er sich der Erforschung bayerischer Geschichte, für die er durch Veröffentlichung neuer Quellen, durch seine Regesten Kaiser Ludwigs und insbesondere durch seine Wittelsbachischen Regesten eine unvergleichliche Grundlage legte, einen unentbehrlichen Schlüssel bot. Mit diesen Werken wollte er ‚vor allem die Liebe zur Geschichte des Stamms wecken und durch die geweckte Liebe Einsicht verbreiten über die Stellung, welche Bayern in der Gegenwart einzunehmen habe.‘

Doch schon frühzeitig äußerte er in Folge der ‚furchtbaren Mißgriffe‘ der Regierung seine Besorgnisse über die Zukunft des Landes und es wurde ihm ‚in wachsendem Grade durch die Wendung der dortigen Dinge eine ebenso bittere Enttäuschung bereitet, als durch die innere Misère des Kaiserstaates‘. Was ihn zunächst betrübte, war die Wahrnehmung, daß die Regierung die einheimischen geistigen Kräfte weder weckte, noch unterstützte. ‚Honor alit artes‘, schrieb er im Jahr 1839, ‚aber zu diesen artes rechnet man dort nicht die vaterländische Wissenschaft. Alles wird der Kunstwuth geopfert, und einheimische Wissenschaft kann

[1] Bd. 1, 391.

dort nicht gedeihen, so lange man, was verdiente Männer, z. B. Huschberg, leisten, so völlig ignorirt. Zur Zeit wird man wieder ausrufen: Die Einheimischen leisten nichts, und wird dann, wie schon früher einmal, Fremde importiren, nicht zum Vortheil des noch kerngesunden deutschen Stammes.' Was er geahnt, trat nur allzubald ein; die Fremden kamen zu Einfluß und Ansehen, die Einheimischen galten nichts. Schon 1852 äußerte Böhmer bezüglich des ‚hochverdienten Historikers' Remling aus Speier, daß ‚dieser in seinem Vaterlande Bayern von Seiten derjenigen, denen die Förderung der Landesgeschichte am Herzen liegen sollte, ebenso ignorirt werde wie Huschberg und Andere'. ‚Remling', schreibt er, ‚obgleich dem Königreich angehörend, hat in München noch keine andere Beachtung gefunden, als daß man ihm Freiexemplare seiner mit persönlichen Geldopfern herausgegebenen Werke für die Hofbibliothek abforderte.' ‚Aber so geht's nun einmal im Bayernland, und wird wohl auch fürder so gehen, bis dort überhaupt nichts mehr geht. Was dort bei den Herren, die am Ruder sitzen, Werth haben soll, muß weit her sein. Warum auch nicht? Die Herren haben ja deutsche Gesinnung, und ein deutsches Sprüchwort sagt zur Bezeichnung von etwas Werthlosem: es ist nicht weit her!' Ueber Jörg's bittere Erfahrungen schrieb er an Maria Görres: ‚Ich mache mir Gedanken darüber, daß man in Bajuwarien einem solchen Manne es zum Vorwurf macht, daß er nur ein Canzelist sei. Ich meine vielmehr, daß das für die Herren, die ihn hätten befördern können und sollen, der allergrößte Vorwurf sei. Doch erkennen wir daran, wie es eben in der Welt aussieht. . . Das aber sind nun die Rosen, auf denen man in dem allervortrefflichsten Bajuwarien ruht' [1]. ‚Wir haben in Bayern

[1] Bd. 1, 208, 252, Bd. 3, 276.

noch ein halbmittelalterliches Volk, dessen Cultur naturgemäß in den Händen seiner Geistlichkeit ruhen müßte. Aber die wissenschaftlichen Institute dieser Geistlichkeit wurden im Anfang des Jahrhunderts von den Illuminaten und Büreaukraten verwüstet, so daß sie sich nicht nach dem besseren Geist der Neuzeit verjüngen konnten. Nun ruft man Fremde herbei, die in dem Lande nicht wurzeln können, wo nun die Uebercultur von Oben nicht gedeiht, während von Unten der Nachwuchs aufhört' [1]. Er war des Glaubens, daß Bayern die Kraft zur Erneuerung seiner geschichtlichen Selbstkenntniß in sich selbst finden müsse, sie jedenfalls ‚nicht von Fremden erwarten könne, deren Wesen der Volkspersönlichkeit nicht homogen' sei, und er ging eine Zeitlang mit dem Plane um, nach München überzusiedeln, um dort im Bunde mit Gleichgesinnten für die Pflege der historischen Wissenschaften so zu wirken, ‚wie es', schrieb er, ‚dem dortigen geschichtlichen Hintergrunde und dem heutigen Berufe Bayerns entspricht, wie es erwünscht sein muß, um eine Invasion fremder Ansichten und zerstörender Tendenzen abzuhalten. Ich denke mir etwas Solides und Gedankenvolles, von dem Hormayr's bayrische Fanfaronaden nur unreiner Schaum waren. Ich meine auch solche Bestrebungen, die Jüngere heranziehen, und die also fortleben und sich ausdehnen' [2]. Der Plan wurde ihm aber bald verleidet durch die Art, wie die ‚Münchener wissenschaftlichen Bureaukraten' ihn wegen seiner Wittelsbachischen Regesten behandelten [3].

Auch bezüglich seiner politischen Hoffnungen, die er auf Volk und Regierung in Bayern gesetzt hatte, fand er sich herb enttäuscht und im tiefsten Unmuth schrieb er im August 1859: ‚Wie groß war hier nicht der Beruf! Ein Land,

[1] Bd. 1, 449. [2] Bd. 3, 88.
[3] Vergl. Bd. 1, 362, 365.

das von den vier Hauptstämmen drei ganz oder theilweise umschloß, schien recht eigentlich bestimmt, den Reichsstandpunkt fortzuführen. Dabei war sein Kern noch nicht zerrissen durch Glaubenstrennung und kriegstüchtig obendrein. Aber wie ganz anders ist es geworden! Man kann nicht gerade sagen pourriture avant maturité, sondern eher faulende Ueberreife und grüne Unreife aneinander verkuppelt. Dieses Volk, das sogenannte aufgesparte Kapital, hat keine Initiative in sich, es ist passiv, es ist nur Material für Andere, die dann ausrufen: Bayern, zu verderben seid ihr nicht! Und dennoch fragt man, wer wird dieses Volk einst erregen, daß es sich erkennt und daß seine Muskeln schwellen und seine Fäuste sich ballen und daß es auftritt handelnd nach Außen?‘ [1]

Da auf dem Wiener Congreß die deutschen Dinge ‚nun doch einmal so sehr verfahren worden‘, so hielt er ‚es wenigstens für geboten, auf Grund der gegebenen Verhältnisse im Interesse der nationalen Sache eine thatkräftige Politik zu bewähren‘, und dabei erschien es ihm als ein wirklich ‚deutsch-vaterländisches Bedürfniß‘, daß Bayern sich mit den übrigen Mittel- und Kleinstaaten zu einem engen Bunde vereinige, um ‚neben Oesterreich und Preußen eine dritte geschlossene Macht in Deutschland zu bilden, fähig, der Willkür, komme sie von Norden oder Süden, entgegenzutreten‘. Diesen Staaten, sagte er, ‚schien vor allen Dingen enges Zusammenhalten geboten, um vereint bei vergrößerten Verhältnissen eine Rolle zu übernehmen, etwa wie sie einst die der Schweiz gewesen. Aber ein solcher Verein kam nicht zu Stande, wurde wohl kaum nur gesucht. Sie blieben vereinzelt und darum ohne politische Bedeutung. Im Innern regte sich, besonders in den obern Landen, was löblich ist, die Erinne-

[1] Bd. 3, 301.

rung der alten Landesfreiheiten, aber der Ersatz wurde dort, wo auch Napoleon's Rheinbund seinen Sitz gehabt, mehr nach französischen Ansichten gegeben als auf deutsche Grundlage gestellt, welche die Regierenden scheuten, obwohl das Volk sein altes Recht wünschte.' Würden sich aber, prophezeite er bereits 1832, diese Staaten ‚nicht zu einer solchen Politik ermannen, so würden sie früher oder später die militärische Beute einer der beiden Großstaaten werden, was nicht bloß ihrem eigenen Interesse zuwiderläuft, sondern auch dem des Gesammtvaterlandes' [1].

Nach den Revolutionsjahren kam er wiederholt auf seine ‚alten Triasgedanken' zurück [2], aber ohne irgend eine Hoffnung auf ‚eine Realisirung derselben durch die Regierungen, denen Kraft und Leben fehlt', und die sogenannte neue Aera in München, oder, nach seiner Bezeichnung, ‚der elende Gang der Dinge in Bayern', betrübte ihn am meisten. „Jemand', schrieb er am 5. December 1851 an Guido Görres, ‚der kürzlich mehrere Residenzen bereisete, sagte hier, diese mittleren und kleinen Staaten seien Organismen, deren Knochen nur noch durch die Haut zusammengehalten würden' [3]. ‚Lassen Sie sich nur immer wiegen von der günstigen Woge', mahnte er in demselben Jahre einen in Rom weilenden Freund: ‚an dem, was Sie in Deutschland versäumen, haben Sie nichts zu bedauern. Unsere Regierungen schaukeln hin und her, machen Schachbrettszüge, leben von heute auf morgen, eine wahre Proletarierwirthschaft. . . Unterdessen schreitet in den untersten Schichten die Entsittlichung gründlich weiter, während unter den andern die Parteien ihr Wesen treiben, namentlich die Gothaer' [4].

[1] Bd. 1, 174, 305.
[2] Vergl. Bd. 1, 339—340.
[3] Bd. 3, 54. [4] Bd. 3, 45.

Das Ziel der letzteren war ihm ‚in ganzer Seele widerwärtig' und seine Furcht vor ihnen um so größer, je mehr er ‚beobachten und einsehen mußte, daß nur sie allein unter den Parteien wirklich wußten, was eigentlich erstrebt werden solle, und sich gehörig organisirten.' ‚Die andern Parteien', bedauerte er, ‚halten sich ohne festes Programm stets nur in der Negative, die zu allen Zeiten unfruchtbar gewesen ist. Hat sich auch das Gewitter des Bürgerkriegs zwischen Oesterreich und Preußen diesmal verzogen, so hat es sich doch nur verzogen, das glaube ich gewiß, auch wenn noch ein ganzes Jahrzehnt äußerlichen Friedens folgen sollte, welches man nach alter Art wieder mit kleinlichem Gezerre hinbringen wird. Wo wären die Staatsmänner, die noch größere Gedanken im Herzen trügen! Mit der bloßen Reaktivirung des alten lahmen Bundestags ist's wahrlich nicht genug, wie sehr ich mich auch freue, daß er als berechtigtes Organ wieder hergestellt ist.' ‚Die Geister, die den Markt beherrschen', heißt es in seinen Aufzeichnungen vom Jahre 1856, ‚sind nicht die Geister, mit denen ich mich je versöhnen und verkehren könnte; in den Kreisen, wo ich Leben suchte, welches fähig wäre, neues Leben zu erzeugen, fand ich meist Ohnmacht, Mangel an Einsicht oder Velleität, wie sie nun einmal in dem chemischen Zersetzungsproceß der Gegenwart bei so vielen vorhanden, die sich besonderer Gutgesinntheit rühmen. Die Neugestaltung Deutschlands, wie sie erstrebt wird, widerstreitet allen ehrwürdigen Traditionen des alten Reichs, und sie ist meinem mir angeborenen reichsbürgerlichen Standpunkt zuwider und diesem werde ich, so gut wie Vater und Großvater, bis zu meinem Ende treu bleiben.'

Preußen galt ihm, wie schon bemerkt, als der ‚Pfahl in unserem Fleische' und es fraß ihm in's Herz, daß, wie er sich ausdrückte, ‚die Schmarozerpflanze, die dem edlen Stamme die Kraft entzogen hatte, sich nun für diesen selbst

ausgeben wolle' und daß hiefür eine große Partei von Betreibern sich vorfand [1]. ,Was soll man', schrieb er am 19. August 1859 an Hurter im Schaffhausen, ,von den Gothaern denken und gar von den Democraten, die Preußen gerade in einem Augenblick an die Spitze stellen wollen, wo es sich so undeutsch benahm? Freilich denken die Parteien die Ueberhand zu bekommen, wenn erst Alles in einen großen Brei gerührt ist. Aber sie möchten sich irren; denn in Berlin ist die Junkerherrschaft die natürliche und gegen deutsche Landsleute würde man wohl nicht so unterwürfig sein wie gegen fremde Cabinette' [2]. Stets wies er es weit von sich weg ,preußisch zu sein', ,aber freilich', fragte er, ,was soll man denn sein? Das Positive fehlt, die Idee, für die man streben möchte, ist nicht ausgesprochen, keine Fahne erhoben, ihr zu folgen! Solche Zeiten sind corrumpirend; haben sie eine Zeitlang gedauert, dann zeigt sich erst', so schrieb er gerade ein Jahrzehnt vor den Ereignissen, die sich 1866 vollzogen haben, ,am allgemeinen Zusammenbrechen, wie faul das innere Gerüste unter der Decke geworden' [3].

Während ihm so ,seit dem Karnevalstaumel von 1848 eigentlich Alles im politischen Niedergang begriffen und dabei die Servilität in gräßlichem Wachsthum erschien', fühlte er sich persönlich ,in dem Bewußtsein gehoben, ein Republikaner zu sein', und diesen seinen Standpunkt betonte er auch als Mann der Wissenschaft gegenüber seinen preußisch gesinnten Freunden in Berlin, wo er die gesammte Wissenschaft dem Servilismus verfallen glaubte [4]. ,Ich lese', schrieb

[1] Bd. 3, 302. [2] Bd. 3, 299.

[3] Bd. 3, 202.

[4] Vergl. Bd. 2, 476 seine Aeußerungen über den ,knechtischen Brief', den die Berliner Akademie im Jahre 1847 wegen einer Rede

er an Remling, ‚über monarchisch-büreaukratische Feierlichkeiten, wobei Orden vertheilt werden u. s. w., manchmal Dinge in den Zeitungen, die mich an Regan, Goneril und Cordelia erinnern und bei denen ich plötzlich mit einiger Satisfaktion fühle, daß ich ein Republikaner bin, und honny soit qui mal y pense‘ [1]. Und an Kopp im Jahre 1856: ‚Besonders hat mich auch gefreut, daß Sie sich einen Republikaner nennen. Ich fühle das mit, wenn auch nur auf die negativen Vortheile einer solchen Stellung hingewiesen. Es ist nicht ohne Folgen, wenn man von Jugend auf Recht zu nehmen, wie zu geben gewohnt ist, dabei auch keine andern Obern hat als solche, denen man nicht bloß als Mensch, sondern auch als Bürger sich gleich weiß. Das Alles gewinnt an Bedeutung in einem Zeitalter, in dem auf den Fieberparoxismus die erbärmlichste Apathie gefolgt ist, in deren Sumpfluft nun der Büreaukratismus wie kaum jemals früher gedeiht‘ [2]. ‚Die Büreaukratie‘, sagte er anderwärts, ‚tödtet alles Leben, und seit der Revolution ist sie noch viel schlechter geworden, da sie früher wenigstens noch einen Herrn über sich hatte, nunmehr aber allein regiert und ihre Nummern erledigt, als wäre Alles im Staate nur eine große Rechnungstabelle. Bald wird man in den staatlichen Existenzen keine triebkräftigen Sprossen mehr antreffen‘ [3].

In seinen letzten Lebensjahren nahmen ihn die politischen Vorgänge ‚innerlich nicht mehr in Anspruch‘ und er blickte, wie er im November 1862 an Maria Görres schrieb, ‚den Wellenschlag der Weltereignisse nur noch wie vom Ufer aus

Raumer's über Friedrich II. an den König gerichtet hatte. ‚So was hätten Süddeutsche nimmermehr unterschrieben . . In Berlin weht noch alte Slavenluft, Knechtessinn‘ u. s. w.

[1] Bd. 3, 253. [2] Bd. 3, 190.

[3] Bd. 1, 341.

in der sicheren Ruhe des Alters an, ohne sich nach irgend einer Richtung hinreißen zu lassen'[1], aber der ,Reichsschmerz', den er seit seinem reiferen Mannesalter fortwährend getragen, verließ ihn nicht, ebenso wenig wie die Ruhe und Sicherheit des Urtheils in den Fragen der Zeit. Als wenige Wochen vor seinem Tode die Straßen der alten Kaiserstadt von dem lauten Jubelruf, den man dem Kaiser von Oesterreich an der Spitze des Fürstentags entgegentrug, widerhallten, zählte er zu den Wenigen, die sich durch den ,kühnen Optimismus' nicht täuschen ließen. ,Vom Fürstentag, den der Kaiser mit hochherziger Initiative und gewiß in preiswürdigster Absicht in's Leben rief', so äußerte er sich am 4. September 1863 in einem Briefe, der gleichsam als sein politisches Testament anzusehen ist, ,erwarte ich mir nichts, weil ich nichts von den deutschen Fürsten erwarte, die schöne Worte gegeben, aber zur Zeit, wo es auf Thaten ankommen wird, den Kaiser im Stich lassen werden. — Organisationen auf Papier werden uns um keinen Schritt weiter bringen.' Wie er im Jahre vorher auf die Frage: ,Wie das deutsche Chaos sich lösen werde?' die Antwort gegeben: ,Leider fürchte ich sehr, daß das so ominös gesprochene Wort von Blut und Eisen, aber auch von fremder Einmischung sich erwähren könnte; was bis dahin geschieht, ist nur interimistisch'[2], so schrieb er auch jetzt: ,Kein Fürstentag, nur ein großer Feldherr könnte Hülfe bringen. Aber nirgends in Deutschland sind günstige Aspecten. Die Friedensjahrzehnte sind in kleinlichem Gezerre hingegangen, das Volk ist weichlich und unkriegerisch geworden, und doch', fügte er hinzu, ,rechne ich nur noch auf's Volk, auf einen großen Kriegshelden aus dem Volke'[3].

[1] Bd. 3, 397. [2] Bd. 3, 394.
[3] Bd. 3, 413—414.

Von allen politischen Hoffnungen, die er im Leben gehegt hatte, war auch nicht eine einzige in Erfüllung gegangen, und er hatte bei zunehmendem Alter viele Jahre hindurch an einer innern Erneuerung und Fortentwicklung seiner Nation gezweifelt, und darum bezeichnete er es ‚als einen erhebenden patriotischen Trost', daß er sich vor seinem Ende von Neuem gefestigt fand in dem Vertrauen auf das Volk, auf den gesunden Kern des Volkes, auf dessen neue Lebensbethätigung und darum bessere Zukunft, daß er wiederholen konnte, was er in voller Jugendkraft ausgesprochen: „Ich glaube noch immer an mein Volk" [1].

[1] Vergl. Bd. 1, 114.

Schluß.

Wir haben nunmehr, so gut wir es verstanden, Böhmer's Leben, Wirken und Anschauungen darzulegen versucht, und fügen zum Schluß noch Einiges zu seiner allgemeinen Charakteristik hinzu, wobei wir zunächst einem Freunde das Wort geben, der mit ihm lange Zeit in einem innigen Verkehre stand und über den Böhmer sich selbst einmal äußerte: ‚er kennt mich besser als Andere.‘

‚Am 29. April 1837‘, schreibt der Freund, ‚war es mir zum ersten Mal vergönnt, Böhmer zu sehen und kennen zu lernen. Für mich war die Erscheinung des hochgewachsenen Fremden mit den festen, ja scharfen Umrissen, den lebhaften, bald mild, bald ernst und strenge blickenden Augen gleich eine empfehlende, und als derselbe nun vollends aufmunternde Worte in Bezug auf die Arbeit, bei der er mich bei seinem Eintritt überrascht hatte, an mich richtete, und bei seiner Musterung der Handschriften der Bibliothek, wohin ich denselben, seinem Wunsche gemäß, geführt hatte, eine so große Gewandtheit und Sicherheit im Herausfinden des Bedeutenderen bekundete, da imponirte er mir wahrhaft. Was später bei wiederholtem Zusammensein und vertrauterem Umgang mit Böhmer immer deutlicher vor meine Seele trat, das ahnte mir schon im Beginne unserer Bekanntschaft: geistige Höhe und Ueberlegenheit eines auf der Grundlage umfassender Kenntnisse stehenden Genius, und sittliche, auf religiöser Ueberzeugung ruhende Reinheit, mit der hieraus

hervorgehenden Antipathie gegen alles Rohe, Gemeine und Unedle, also gegen den Cynismus im eigentlichen Sinne des Wortes. Mit Absicht sage ich: ‚im eigentlichen Sinne des Wortes‘, weil die Modernen jede ungeschminkte, scharfe und wohlverdiente Bezeichnung des Schlechten, Unsittlichen und Irreligiösen als Cynismus verschreien, indem sie Dressur als ‚Erziehung‘, das comme il faut in der äußern Erscheinung als ‚Sittlichkeit‘, eine feine Sprachweise (Aussprache, gewählte Ausdrücke u. s. w.) als den ‚Reflex edler Gesinnung‘ geltend machen wollen.‘

‚Später hatte ich das Glück, Böhmer auch von Seite seiner Beziehungen zu den Seinigen, Mutter und Bruder, kennen zu lernen, indem er, wenn sich dazu Veranlassung bot, besonders von ersterer mit einer Innigkeit und Wärme der Anhänglichkeit sprach, welche ich zu verstehen damals um so fähiger war, als ich erst einige Jahre früher meinen guten Vater verloren hatte. Auch in seinem Verhältniß zu seinen Freunden wurde er mir achtungswerth, einestheils durch die volle und lebhafte Anerkennung, welche er den Leistungen derselben (Passavant, Thomas, Lasaulx, Schnorr, Kopp, Amsler u. s. w.) zollte, anderseits durch die milde Nachsicht, mit welcher er gewisse Mängel, Schwächen und Einseitigkeiten, selbst wenn diese auch seiner eigenen weitherzigen Art und freieren Natur noch so diametral entgegengesetzt waren, ertrug und beurtheilte. Und hierbei muß ich auch seiner uneigennützigen Weise gedenken, mit der er die Vortheile und Annehmlichkeiten, welche ihm seine sociale Stellung und sein damals schon wohlerworbener Name gaben, seinen Freunden zuzuwenden sich bemühte, sobald er sich überzeugt davon hielt, daß diese seine Empfehlungen verdienten‘...

‚Er war so edel, daß er es einem Freunde vergeben konnte, Zeuge seiner über sich selbst vergossenen Thränen

gewesen zu sein, um wie viel leichter mochte es ihm vorkommen, seiner Freunde Schwächen zu übersehen. . .'

,Darf ich auch seiner Gabe gedenken, wie der im Gebiete heller Begriffe, hoher Ideen und bedeutender Gegenstände heimische Geist zur beschränkten Fassungskraft, zur kleinen Welt der Kinder sich herablassen und liebreich in ihre Interessen mit einer Heiterkeit eingehen konnte, welche ihr Vertrauen zu ihm weckte! Es war wirklich rührend, den Mann, der Clio's Griffel so fest und sicher führte, mit den Kindern an den träumerischen Gebilden und Gestalten der Grimm'schen Volksmärchen sich erfreuen und erfrischen zu sehen.'

,Wo es galt verdorbene Zustände, Mißbräuche zu tadeln, da sprach er sich mit Freimuth, Unverzagtheit und, wenn es die Sache verlangte, mit gerechter Entrüstung aus. Hätte er sich seiner Anlage zur Satyre überlassen wollen, so wäre es ihm bei seinem Scharfblicke leicht gewesen, darin zu excelliren, allein selten machte er von diesem Talent Gebrauch, und milderte die Schärfe des Bildes meist dadurch, daß er daneben einen guten und schönen Zug dessen stellte, den er eben durch etwas Komisches charakterisirt hatte.'

,Er verabscheute den immer mehr um sich greifenden Atheismus und Materialismus. Daher waren ihm die coercitiven Mittel und Maßregeln, welche die katholische Kirche anwendete, um jene Krebsschäden der Menschheit zu bekämpfen und eine strengere Disciplin aufrecht zu erhalten, ehrwürdig und schienen ihm unentbehrlich. Er selbst zeigte durch seine einfache Lebensweise, daß er nicht bloß als lebloser Meilenzeiger Andern den Weg des Heiles weisen, sondern selbst darauf ihnen vorangehen wollte. Ich habe, sagte er, von Kindheit auf mich an Entsagung gewöhnt, so daß mir diese beinahe leichter wird, als der Genuß' [1].

[1] Bd. 1, 195, 198—199.

‚Ich bleibe', heißt es in Böhmer's Aufzeichnungen, ‚der Mahnung meines Vaters eingedenk, daß man entsagen müsse, um frei zu sein, und daß es zur rechten Lebenszufriedenheit gehöre, auch bei bedeutendem Besitz nur Weniges selbst zu bedürfen.' Mit Sarkasmus geißelte er darum das luxuriöse Auftreten, insbesondere wo es sich bei Männern der Wissenschaft zeigte, und trennte sich auf einer Reise einst von einem ‚berühmten Gelehrten', weil dieser einen Bedienten gebrauchte und überall in Gasthöfen ersten Ranges logiren wollte, wogegen er nur Gasthöfe zweiten oder gar dritten Ranges wählte. ‚Wie hat doch', bemerkte er, ‚Ruhm und Besitz diesen Mann so arm gemacht, da er ihm so viele Bedürfnisse kostet!'

‚Möglichste Bedürfnißlosigkeit für mich selbst sei mir Gesetz', hatte er im Jahre 1823 geschrieben, ‚und darin stets Fortschritte zu machen, erachte ich für Pflicht', und dieß wurde ihm Richtschnur für's Leben, und er verfuhr darnach auch mit Rücksicht auf die christliche Wohlthätigkeit, die er im reichsten Maße im Verborgenen übte. Er war von Hause aus so gut gestellt, daß er viele Almosen spenden konnte; aber er wollte nicht bloß von seinem Reichthum geben, sondern auch hier nach dem Grundsatz des Vaters handeln: ‚Almosen bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbsten unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbsten entzogen hat'[1]. Als er einmal im Frühjahr nach einem Spaziergang im Frankfurter Wald mit einem Freunde in Isenburg eingekehrt war, erzählte der Wirth von einem Tagelöhner, der in Folge eines Sturzes vom Baume gestorben sei und eine ganz hülflose Familie zurückgelassen habe. Böhmer sagte kein Wort, aber nachdem der Wirth fortge-

[1] Vergl. oben S. 5.

gangen, bat er den Freund: ‚Suchen Sie doch diese zwölf Gulden in die Hände der Wittwe zu bringen. So viel ungefähr habe ich mir im Winter an Holz abgespart.‘ Bei Gaben, die in Zeitungen verzeichnet wurden, hat man seinen Namen nie gelesen. Solche Verzeichnisse erschienen ihm ebenso widerlich, wie das Ausschreiben von Bällen, Concerten u. s. w. für milde Zwecke, worin er nur Zeichen ‚moderner Selbstsucht und Verlogenheit‘ erkennen wollte. ‚Dieses verwünschte moderne Wesen, welches sogar die Wohlthätigkeit zur Caricatur macht, frißt‘, klagte er, ‚an den Herzwurzeln unseres Volkes, und es wäre belehrend, nachzuweisen, wann und wie es aus der Fremde importirt worden, denn so etwas ist nichts weniger als deutsch.‘

Er gab, wie gesagt, nur im Verborgenen, nahm sich (wie sehr er auch ‚im öffentlichen Leben Oeffentlichkeit überall für ersprießlich und nothwendig‘ hielt) mit aller Strenge Tauler's Worte zu Herzen, daß die Mildthätigkeit nur dann für Geber und Empfänger wahrhaft segensreich wirke, wenn außer Gott Niemand davon wisse. Die Briefe, womit er die Gaben an bedürftig gewordene Familien verstorbener Freunde oder nur entfernterer Bekannten, deren Wollen und Thun er geehrt hatte, begleitete, zeugen von rührender Zartheit seines Gemüthes: er erscheint fast wie ein Bittender, indem er gibt, und hat nur den einen Wunsch, daß Alles unbekannt bleibe, daß Niemand erfahre von dem, was er als Freund sich ‚herauszunehmen wage‘.

Wie ihm ‚die Freundschaft eigentlich Alles auf Erden‘ war, so suchte er auch sein Bedürfniß, wohlzuthun, mit seinen verstorbenen Freunden in eine innige Beziehung zu bringen. Jemand, der seit Ende 1854 bis zu seinem Tode ihm nahe stand und auf dessen Verschwiegenheit er rechnen durfte, erhielt von ihm während dieses Zeitraumes jährlich vier- oder fünfmal Summen von dreißig, fünfzig, hundert,

einigemal von zweihundert Gulden für unbemittelte Schüler, für verschämte Nothארme, kirchliche Genossenschaften, denen der Krankendienst oblag, milde Stiftungen verschiedener Art, und er erfuhr erst später, daß solche Gaben an Gedächtnißtagen verabreicht worden, die Böhmer vorzugsweise theuer waren, z. B. am Todestage seines Vaters, an dem von Thomas, Clemens Brentano u. s. w. Er wurde darauf aufmerksam, als Böhmer ihm einmal sagte: ‚Ich gehe nie auf den Kirchhof, weil mich dort die vielen modern-heidnischen Monumente anekeln; ich habe meinen Kirchhof im Herzen und lebe mit meinen Verstorbenen fort, und wie könnte man besser mit ihnen fortleben, als indem man in Erinnerung an sie durch milde Gaben fortzusetzen sucht, was sie selbst im Leben thaten.' So betrachtete er auch seine großmüthigen Unterstützungen wissenschaftlicher Werke, von denen die Briefsammlung manches Zeugniß bringt, wie das ‚Abtragen einer Ehrenschuld an Thomas', der ihn dazu ermuntert hatte und auch bei viel geringern Mitteln ihm mit gutem Beispiel darin vorangegangen war.

Sein Leben in Frankfurt war ungemein eingezogen und seit dem Tode seines Bruders († 1851), mit dem er gemeinsame Haushaltung geführt hatte, fühlte er sich ‚vereinsamter denn je', schreibt er, ‚in der mir fast fremd gewordenen Stadt, vereinsamter in meinem täglichen Leben, in den öden Räumen meines Hauses, wo mein Bruder in wachsender Liebe mit herzlicher Ansprache und ermuthigendem Zuruf mich erquickte' [1]. Er besuchte nur wenige Familien, und sah selbst regelmäßig nur an jedem Mittwoch Abend einige Freunde bei sich, war aber dann in dem kleinen Kreise, wo er sich verstanden wußte, stets der heiterste Gesellschafter und ‚trieb Junggesellenthum', neckte und scherzte und machte

[1] Vergl. Näheres Bd. 1, 344.

in kindlicher Liebenswürdigkeit seine Gewohnheitsspässe, die in ihrer regelmäßigen Wiederkehr doppelt ergötzten, weil er dabei immer eine neue Seite hervorzukehren wußte. Selten ging ein solcher Abend vorüber, ohne daß nicht der eine oder andere Freund die Zielscheibe seines Humors geworden; aber er verletzte nie, da sein feines Gefühl stets die rechten Grenzlinien des Scherzes beobachtete. Daß je an einem Abend über Religion oder Politik gestritten worden, ist uns nicht erinnerlich; aber wenn er, wie es durch auswärtigen Besuch öfters geschah, Freunde beisammen hatte, die in der Wissenschaft oder Kunst verschiedenen Richtungen angehörten, so ließ er es sich angelegen sein, sie zum Streite zu bringen, und lachte, wenn ihm Solches gelang, weidlich wie ein Schalk. Lange noch erzählte er davon, wie er einmal einen Romanisten und Germanisten und ein andermal den Erzeklektiker Hübsch und den Erzgothiker Reichensperger an einander gehetzt habe zu einem erbitterten Hahnenkampf, der aber doch nur bis zum Abendessen dauerte, wo ‚der gute Rheinwein oder Traminer' allen Streit versöhnte. Böhmer selbst trank an den Mittwochen, oder wenn sonst Freunde bei ihm waren, seine ‚drei Gläser', während er für sich allein, außer auf Reisen, niemals Wein gebrauchte, ‚denn so war es alter Hausgebrauch, so hatte es auch der Vater gehalten.'

Auch noch während seiner letzten Lebensjahre, wo er fast fortwährend kränkelte und an heftigen Unterleibsschmerzen litt, suchte er ‚so viel wie möglich alten Hausgebräuchen treu zu bleiben, für eigene Pflege zu sorgen, und Dienstleistungen Anderer nur in dringenden Nothfällen anzunehmen'. Damit hing zusammen, daß er von jeher ‚gleich einem Klosterbruder die Sorge für Bett und Stube als persönliche Obliegenheit betrachtete': er selbst lüftete das Bettzeug, klopfte zu bestimmter Zeit die Matraze aus, kehrte seine Schlaf=

und Studirstube aus, reinigte die Bücher vom Staub, trug im Winter das für den Tag erforderliche Brennholz hinauf, legte sich Feuer ein u. s. w., ‚was Alles nothwendig war, damit kein Frauenzimmer auf die Zimmer zu kommen brauche.' Während des von ihm selbst präparirten Frühstücks sah er einige Zeitungen durch, und bevor er an die Arbeit ging, gönnte er erst noch ‚nach altem Hausgebrauch der großen Hauskatze ein kurzes Spiel', und das ‚Hausrecht' der Katze erstreckte sich bis dahin, daß sie in seinem Studirzimmer sich aufhalten und auf dem Schreibpult liegen durfte.

Dieses kleine Studirzimmer, im Hinterhause gelegen, bot ihm den Ausblick in das Hausgärtchen und auf den Kastanienbaum, den er zum Andenken an seinen ersten Spaziergang am Main in der Jugend gepflanzt hatte [1], und wenn es ihm auch ‚besonders im Winter oft gar traurig vorkam, weil Monate lang kein Sonnenstrahl hereinfiel und nur an schönen Tagen der Sonnenschein am Giebel des Nachbarhauses begrüßt werden konnte', so mochte er es doch mit keinem andern Zimmer im Hause vertauschen, weil er hier alle seine größeren Arbeiten angefertigt und seit Jahrzehnten seine besten Freunde bei sich gesehen hatte. An den Wänden hingen in einfachen Rahmen die Kupferstichportraits mehrerer Freunde, mit denen bisweilen ‚ein Wechsel vorgenommen wurde, so aber, daß der Bruder, Freiherr vom Stein und J. Görres meist ihren Platz behaupteten'. Unveränderlich behauptete denselben ‚der Goldmann' Thomas, von dem ein Bild im Schreibpulte lag ‚zur täglichen Erinnerung in nächster Nähe und zur öfteren Erwägung der Worte der Unterschrift', welche lauteten: ‚Ich neige jeder Zeit zum Erhalten, und halte das Zerstören jedenfalls für eine Impietät, die

[1] Vergl. oben S. 6.

durch Noth entschuldigt, aber nie gerechtfertigt werden kann.' Jacob Grimm nannte einst das Zimmerchen ,ein so ungemein trauliches, wo dieselbe Ordnung, Sauberkeit und edle Einfachheit, wie im Haupt und Herzen des Bewohners vorhanden'.

Die äußere Ordnung und Sauberkeit war bei Böhmer, wie bei dem Rathe Schlosser, dem er sie als besondere Eigenschaft nachrühmte, das Symbol innerer Reinheit und gewissenhafter Pflichterfüllung, und darum trat sie, mit edler Einfachheit verbunden, in seinem ganzen Wesen, auch in seiner Kleidung hervor. Was er in jüngeren Jahren einmal an Carl Barth geschrieben: ,Altväterlich einfache, stets reine Kleider, vor allem stets reine Wäsche und reine Hände auch auf dem Zimmer, darauf halte ich aus Grundsatz mit ängstlicher Pünktlichkeit', blieb ihm Grundsatz für's Leben. Altväterlich war allerdings stets seine ganze Kleidung bis herab auf die Schuhe mit Riemchen, für die Sommer und Winter keinen Unterschied machten, und er hielt so strenge auf den ,alten Gebrauch', daß er einmal einem Schneider eine neue Weste, die etwas kürzer ausgefallen war, als ,der Vater seine Westen zu tragen pflegte', mit den Worten zurückgab: ,Nicht Sie, mein Herr, haben für meine Mode zu sorgen, die mache ich mir selbst.' Darum mußte auch sein kurzer Arbeitsrock stets gerade so angefertigt sein, wie er ihn als Student getragen, und aus seiner Studentenzeit schrieb sich auch ,der Gebrauch' her, im Sommer bisweilen in einem weißleinenen Kittel zu arbeiten, oder, ,wenn's scharf ging', sogar in Hemdsärmeln, und er erzählte mit Humor, daß er in solchem ,Aufzug' eines Tages von einer befreundeten alten Dame und einem Prälaten überrascht worden sei (es durfte nämlich Niemand bei ihm vorher angemeldet werden), wobei es für ihn doppelt schwierig gewesen, sich ,aus der Affaire zu ziehen', weil zum Unglück die Katze,

die auf dem Schreibpult gelegen, der Dame entgegengesprungen sei und sie erschreckt habe.

Erst während seiner Kränklichkeit bequemte er sich dazu, ‚den Schlafrock des Gelehrten' zu tragen, der sonst in seinen Augen zu den verhaßten neuen, weichlichen Modeerfindungen gehört hatte, und er betrachtete es als besonderes Zeichen körperlicher Herabgekommenheit, daß er auf dem Sopha sitzen mußte, während er in gesunden Tagen im Zimmer bei der Arbeit und auch bei der Lectüre am Schreibpulte gestanden oder auf einem Stuhle ohne Arm- und Rückenlehne gesessen, und das Sopha lediglich zu einem kurzen Ausruhen nach einer längeren Fußtour zu gebrauchen gewohnt gewesen war.

Wie überhaupt die Krankheit auf ihn eingewirkt, zeigte schon auf den ersten Blick seine äußere Erscheinung. Seine kräftige männliche Gestalt war der Schwäche des Greisenalters verfallen und es wurde ihm unmöglich, der so lange treu beobachteten Weisung des Vaters: ‚Halte kerzengerade den hochgewachsenen Körper' fürder noch nachzukommen; sein schöner Kopf, der zwischen weniger entwickelten Schultern mächtig hervorragte, war gebeugt, seine große, edelgeformte, sonst so reine Stirne war umdüstert und mit Falten durchzogen, die Augen hatten ihren Glanz verloren und um den feingebildeten Mund lag nicht mehr der Ausdruck von Trutz und Verzagtheit, die sich dort so lange bekämpft hatten, sondern nur noch von Wehmuth.

‚Ich bin', sagte er, ‚wie ein Bild des Jammers', aber, so oft er noch geistig angeregt sprach, wurde er wie neu belebt und das ängstlich Unbeholfene, welches auch in den Jahren seiner besten Kraft bisweilen bei ihm sich bemerklich machte, legte er dann unbewußt völlig ab und seine Bewegungen schienen wie gelöst, fast ideal. So war es immer und es ist dieß wohl Allen, die mit ihm in näherem Ver-

kehre gestanden, aufgefallen, aber auch leicht erklärlich gewesen. Denn was ihn in geistig angeregten Gesprächen beschäftigte, wirkte auf den ganzen Menschen. „Im Gespräche mit Böhmer', schrieb einmal Cornelius, ‚hatte man den ganzen Böhmer vor sich', vor sich in seinem reichen Wissen, seiner Klarheit und Schärfe, seiner rückhaltslosen rheinischen Offenheit und, was das Traulichste, in der vollen Wärme seines Gemüths. Gehaltvoll war jeder Satz, den er sprach. Was er vom Historiker verlangte, daß er das Wesentliche der Dinge von den Nebensachen unterscheide, sein Ziel unverrückt im Auge behalte, seine Gedanken auf den kürzesten Ausdruck bringe und die Worte in ihrem ächten Sinne gebrauche, galt ihm auch als Aufgabe ernsteren Gesprächs, und es war in seinem Munde die schärfste Verurtheilung, wenn er über Jemanden sich äußerte: ‚er spricht wie ein Wirbelwind', ‚führt seine Gedanken binnen einer Viertelstunde durch aller Herren Länder spazieren', ‚bleibt im Detail stecken' und Aehnliches. An Stelle von Büffon's bekanntem Wort setzte er: ‚Das Gespräch ist der Mensch.' Sein Vater, sagte er, habe ihn gelehrt, ‚man müsse sprechen: wahr, kurz und klar, zum Gewinn für Herz und Sinn.' Dabei hatte bei ihm alles Belehrende nie etwas Docirendes, sondern ergab sich wie von selbst und als wollte er die Früchte seiner geistigen Arbeit, die im Gespräche fortwirkte, nur sich selber zueignen; in eigener begeisterter Ueberzeugung anticipirte er gleichsam die Eindrücke, welche seine Worte auf die Hörer machten.

Und den reichsten Gewinn zogen daraus jüngere Freunde. ‚In meiner Jugend', wiederholte er oft, ‚war ich am liebsten mit ältern Männern im Verkehr; selbst alt geworden, wendete ich mich am liebsten an die Jugend.' Er verwies dabei wohl auf Niebuhr, der im Alter das jugendliche Gelübde, die Jugend durch Liebe zu heben, erfüllt habe, wie zum Dank

für das Wohlwollen und die Anregung, die er als Jüngling empfangen, ‚und Niebuhr empfing weniger als ich.‘ ‚Die Jugend fühlt wie durch Instinkt, ob man ihr bloßes Wissen beibringen, oder ihr Leben geben, gleichsam ein Stück vom Herzen ihr schenken will; ob der Lehrer sich selbst noch als Lernender betrachtet, oder ob ihm, weil er fertig, nach Göthe's Wort, nichts mehr recht zu machen, als was er selber macht. In diesem Unterschied der Lehrer liegt der wesentliche Unterschied in dem Erfolg ihres Wirkens.‘ So sagte er in seinem letzten Lebensjahre zu einem befreundeten akademischen Lehrer, der ihn besuchte, und äußerte, wie früher oftmals, im berechtigten Gefühle dessen, was er selbst als Lehrer für einen weiten Kreis von Studirenden hätte leisten können, Reue darüber, daß er nicht die akademische Laufbahn betreten hätte. ‚Das bloße Wissen, selbst das reichste, hat keine zündende Kraft, nur das Herz entzündet‘, und dann folgten die Lieblingsworte: „Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen“, denn dann sind sie ärmer als Lazarus, der wenigstens noch die Gabe hatte, bitten zu können.‘

‚Wer im Alter‘, sagte er ein andermal, ‚kalt ist und von einer bloß verständig-nüchternen Sinnesweise, ist zu beklagen, aber viel mehr ein Jüngling von solcher Sinnesweise, weil ein solcher unfehlbar ein Philister wird.‘ ‚Nichts wichtiger für die Jugend, als wenn sie Ideale hat und daran glaubt. Eine bloß realistisch gesinnte Jugend ist verloren. Das widerwärtig-moderne sich Richten und Handeln nach bloßen Grundsätzen sogenannter Nützlichkeit zeugt keine Charaktere, so wenig wie der bloße Gefühlsdusel moderner Pietisterei, und die moderne Vergötterung des absoluten Staates, die im Heidenthum erst in den verkommenen Zeiten des Cäsarismus zur Herrschaft kam, Charaktere erzeugen kann.‘

‚Ich habe das Gefühl, daß ich nie Etwas im Leben ge-

leistet haben würde, wenn ich nicht Männer gefunden hätte, in denen ich in jugendlicher Begeisterung wie eine Art von Verkörperung jener Ideale erblickte, die mich erfüllten. Ich war in dieser Hinsicht im Leben ausnehmend beglückt.‘ Und wenn er hierauf näher zu sprechen kam, so traten ihm die einzelnen, durch bedeutende Männer beeinflußten Momente seiner Entwicklung, wie wir sie vielfach auf Grund solcher Gespräche aus dieser und früherer Zeit in der Biographie darzustellen versuchten, lebendiger vor die Seele, und kurz vor seinem Tode tauchte noch einmal sein Plan wieder auf, seine persönlichen Erlebnisse mit Georg Sartorius, mit den hervorragendsten deutschen Künstlern in Rom, mit Thomas und dessen Freundekreis, mit Freiherrn vom Stein, Clemens Brentano, Görres u. s. w. ausführlicher aufzuzeichnen, und in Verbindung damit die bedeutendsten Briefsammlungen seit Johann von Müller zu charakterisiren und daraus die große Umbildungsepoche, die sich allmählich vollzogen, nachzuweisen. ‚Man lernt die großen Todten aus ihren Briefen am besten kennen und muß an dem geistigen Kampfe, den sie muthig gekämpft, und an den hohen Zielen, die sie verfolgt haben, sich emporziehen und aus ihnen Kraft, Muth und Selbstverläugnung schöpfen.‘ Lebhaft äußerte er sich darüber bei Gelegenheit des damals neu erschienenen Briefwechsels von Sulpiz Boisserée [1], den er ‚als ein God-send begrüßte‘, und aus dem er ‚ein Stück eigener begeisterter Lebensjahre recapitulirte, gleichsam zum Trost‘, schrieb er im April 1863, ‚bei meiner gegenwärtigen Herabgekommenheit, die von Tag zu Tag zunimmt.‘

Seit Ende August 1863 stand Böhmer in der Pflege eines barmherzigen Bruders aus der Genossenschaft der Brüder zu Montabaur, und er betrachtete es wie einen

[1] Vergl. Bd. 3, 401, 403, 405, 407.

Dank der Kirche für die von ihm auf so manchen Blättern seiner Werke ihr gewordene Ehrenrettung, für seine Verherrlichung ihrer weltgeschichtlichen Mission und seine Anhänglichkeit an ihre Institutionen, daß es ihm am Ende seines Lebens vergönnt sei, ‚an einem lebendigen Beispiele‘ kennen zu lernen, was kirchlicherseits ‚durch werkthätige, aufopfernde Liebe einem hülfsbedürftigen, gebrechlichen Kranken‘ erwiesen werde [1].

Die letzten Zeilen, welche er in seinem Leben schrieb, sprechen einen von einer reichen Gabe großmüthiger Wohlthätigkeit begleiteten Gegendank für diese Pflege aus [2], und noch an seinem Sterbetage, dem 22. October 1863, äußerte er sich gegen einen Freund: ‚Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß.‘ ‚Ich bitte Alle‘, sagte er noch, ‚die ich im Leben durch Bitterkeit verletzt habe, um Verzeihung.‘ Seine alte Haushälterin, die mit dem barmherzigen Bruder bei seinem Tode zugegen war, erzählte, daß er in seinen letzten Augenblicken die Worte: Deutschland, Volk, Vaterland im Munde geführt habe.

‚Für Volk und Vaterland! sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun, was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde‘, so hatte er im Jahre 1829 beim Beginn seiner Kaiserregesten geschrieben, und diesem Gelübde blieb er für alle Zukunft im Leben und in der Wissenschaft getreu. ‚Böhmer

[1] Vergl. Bd. 3, 414.
[2] Bd. 3, 414 Nr. 558.

war der reinste Patriot', versichert Döllinger in seinem schon erwähnten Nachruf, ‚die deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, daß sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in den Gedanken an das deutsche Gesammtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Blieb er ja doch zeitlebens unvermählt, um frei von Familienbanden und Sorgen mit ungetheilter Kraft seinem Volke dienen zu können. Er habe, sagte er, für sich den Beruf gefunden, das vaterländische Bewußtsein überhaupt und für alle Fälle zu stärken, so weit er es vermöge, namentlich durch geschichtliche Studien. Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Ich glaube, daß jeder, der in nähere Berührung mit ihm gekommen, dieß bezeugen wird. Er war freilich sehr günstig von Haus aus gestellt: Aemter, Ehrenstellen, Auszeichnungen, Gelderwerb, das Alles konnte für ihn, den völlig freien, unabhängigen Mann und Bürger einer Freistadt, nichts Verlockendes haben. Er hatte auch weder Kinder noch Vettern zu versorgen. Er wollte einfach nur seiner Nation, Deutschland nach bestem Willen und Gewissen dienen. Von der hohen und schrankenlosen Freiheit der Wissenschaft, hinter welchem Abstractum sich gewisse minder wohlklingende Concreta zu verbergen pflegen, hat er nie geredet. Aber wie freute er sich, wenn ein gutes, gründliches und tendenzloses Buch über deutsche Geschichte erschienen war. Mit welcher herzlichen, neidlosen Anerkennung sprach er dann mit jedem über den Verfasser und dessen Leistung.'

Verzichtend auf eigene Ehren und auf alle sogenannten Lebensgenüsse, hintansetzend sogar ‚jene innerliche ruhige Beschäftigung mit dem, was', wie er einmal schrieb, ‚dem

eigenen Frieden zunächst am meisten gefrommt haben würde', hat Böhmer sein ganzes Leben der Ehre des Vaterlandes, der Förderung der vaterländischen Geschichte und in ihr der Selbsterkenntniß und des Selbstgefühls unseres Volkes und seiner einzelnen Stämme in mühsamen, selbstverleugnenden Arbeiten zum Opfer gebracht, und hat in diesen Arbeiten so Großartiges geleistet, daß sein Name in bleibenden Ehren fortleben wird, so lange man noch die Geschichte unseres Volkes schreibt.
